BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Der Arzt.

Eine
medicinische Wochenschrift.

Fünfter Theil.

Hamburg,
bey sel. G. C. Grunds Wittwe. 1761.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

der im fünften Theile

der Wochenschrift des Arztes

enthaltenen Aufsätze.

Das hundert und fünfte Stück.

Beweis, daß die Menschen kein hohes Alter zu erreichen begehren S. 1 ꝛc.

Neujahrswunsch an die Herren Aerzte 15

Horns Schreiben von dem lasterhaften Appetite einiger Schwangern ibid.

Veit Huits Schreiben vom Regen, nebst der Antwort 16

Das hundert und sechste Stück.

Vom Brodte und vom Biere 17 ꝛc.

Trockene Fleischbrüh- oder Potagekuchen zu machen 31

Das hundert und siebente Stück.

Abhandlung vom Zorne 33 ꝛc.

Das hundert und achte Stück.

Von der vernünftigen Einrichtung der Hausapotheken 49 ꝛc.

Schreiben von der Verwandtschaft der Gelehrsamkeit mit dem Unsinne 60 ꝛc.

Digitized by Google

Das hundert und neunte Stück.

Von den Krankheiten, welche von unnatürlichen Stellungen des Leibes ihren Ursprung nehmen S. 65 ꝛc.
Schreiben von Cave, wegen Friedrich Hofmanns siebenter Regel zur Gesundheit 80

Das hundert und zehnte Stück.

Wie man die Gefahr der Gesundheit nach einem sehr feuchten Winter verhüten soll 81 ꝛc.
Schreiben des Philomedicus vom Caffee 90 ꝛc.

Das hundert und eilfte Stück.

Regeln vom Genusse des Wildprâts 97 ꝛc.
Von den Martern, welche sich die heidnischen Priester anthun 103 ꝛc.
Beantwortung einiger Anfragen 110 ꝛc.

Das hundert und zwölfte Stück.

Audi Sendschreiben vom Gehöre der Todten 113 ꝛc.
Auszug aus Plutarchs Gespräche von der Erhaltung der Gesundheit 127

Das hundert und dreyzehnte Stück.

Vom Punsche 129 ꝛc.
Einige ausgezeichnete Stellen aus verschiedenen Schriftstellern 138 ꝛc.

Anec-

Digitized by Google

Anecdoten aus dem vierten Theile der Eſſais hiſtoriques des Herrn von Saintfoix S. 141 ꝛc.

Das hundert und vierzehnte Stück.

Von der Gewohnheit und ihren Geſetzen 145 ꝛc.

Das hundert und funfzehnte Stück.

Retters Schreiben, wie man ertrunkenen Perſonen helfen könne 161 ꝛc.
Acris Nachricht, wie Friedrich Hofmann die Aemter nach den Temperamenten ausgetheilet 165 ꝛc.
An Herrn W. vom Caviar 181 ꝛc.

Das hundert und ſechszehnte Stück.

Von der Natur und dem diätetiſchen Gebrauche des Waſſers 177 ꝛc.

Das hundert und ſiebenzehnte Stück.

Vom Einfluſſe der zukünftigen Witterungen in den menſchlichen Körper 193 ꝛc.
Nüßgens Schreiben von der Aehnlichkeit der Menſchen mit den Nüſſen 203
Dedux Unterſuchung, warum die üppigſten Länder ſo volkreich ſind 205
Pomade, den Haarwachs zu befördern 208

Das hundert und achtzehnte Stück.

Edar Sendſchreiben von ſeltſamen Speiſen verſchiedener Völker 209 ꝛc.

Digitized by Google

Vinosus verschiedene Anmerkungen vom Weine S. 215 ꝛc.
Ohe, von der Gewohnheit der indianischen Weiber, sich mit ihren todten Männern lebendig zu verbrennen 221 ꝛc.

Das hundert und neunzehnte Stück.

Diätetische Regeln von der Reinlichkeit 225 ꝛc.
Zween Träume 237 ꝛc.

Das hundert und zwanzigste Stück.

Von den medicinischen Tugenden elender Schriften 241 ꝛc.
Beantwortung einiger Briefe 252 ꝛc.

Das hundert ein und zwanzigste Stück.

Regeln vom Blutlassen 257 ꝛc.
Privilegium für die Armen 269 ꝛc.

Das hundert zwey und zwanzigste Stück.

Vom Triebe zur Fortpflanzung des Geschlechts 273 ꝛc.

Das hundert drey und zwanzigste Stück.

Von den großen Bohnen 289 ꝛc.
Kennzeichen des wahren Balsams von Mecka 295 ꝛc.
Dämoniacks höchstmerkwürdige Lebensprognostica, auf alle Tage der Woche 299 ꝛc.

Das

Digitized by Google

Das hundert vier und zwanzigste Stück.

Vom Gebrauche der weißen Pfefferkörner zur Gesundheit S. 305 ꝛc.
Von dem Verbrennen und Begraben der Todten 317 ꝛc.
Anfragen, wie einer, der ins Wasser gefallen ist, das Ertrinken verhüten könnte 319 ꝛc.

Das hundert fünf und zwanzigste Stück.

Nutzen der Bäder zur Gesundheit 321 ꝛc.
Recept zu einem Pot-Pourri 333 ꝛc.
Schreiben von Ida Heelgood, über das Gehör der Todten 335 ꝛc.

Das hundert sechs und zwanzigste Stück.

Von verschiedenen Curen durchs Brennen 337 ꝛc.
Von den medicinischen Tugenden der Rosen 340
Von den belebenden Einflüssen des Lichts in die thierischen Körper 343 ꝛc.
Von der Zucht der Canarienvögel 346 ꝛc.

Das hundert sieben und zwanzigste Stück.

Vortheile beym Gebrauche der Gesundbrunnenwasser, nebst einigen Versuchen mit dem Bramstädter Wasser 353 ꝛc.
Schreiben von Castrum Doloris, wegen des ächten Wilden-Christoffer-Unguents 366

Zieh-

Digitized by Google

Ziehbengel, von einem medicinischen Spruchkästlein S. 367

Das hundert acht und zwanzigste Stück.

Von der Milch und den daraus zu bereitenden Speisen und Arzeneyen 369 ꝛc.

Schreiben wegen der Mora, und einer Beobachtung von Kopfläusen in einer Blase an der Backe, nebst der Antwort 383

Das hundert neun und zwanzigste Stück.

Von den übeln Folgen der Ueppigkeit für den Staat 385 ꝛc.

Nachricht von einigen neuen chirurgischen Erfindungen 398 ꝛc.

Das hundert und dreyßigste Stück.

Beweis, daß wir berechtiget sind, das Fleisch der Thiere zu speisen 401 ꝛc.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und fünftes Stück.

von Haller.

O hätte die Natur die Lehre, recht zu leben,
Dem Menschen in das Herz, und nicht ins Hirn gegeben!

Da man itzt in allen Neujahrswünschen etwas vom langen Leben hört, so hatte ich mir vorgesetzt, meinen wertheſten Leſern beym Antritte dieſes neuen Jahres, nicht etwan nur auch langes Leben zu wünſchen, ſondern ihnen vielmehr mit dem Geheimniſſe, ſehr alt zu werden, ein Neujahrsgeſchenk zu machen. Man mag den Tod für ſo nothwendig halten, als man will, ſo iſt er doch in Abſicht gewiſſer Bedingungen eine willkührliche Handlung, nämlich, inſofern er bey den meiſten Menſchen aus ihren willkührlichen Handlungen natürlich nothwendiger Weiſe folget. Ich weiß wol, daß alle Menſchen ſterben müſſen. Allein, daß faſt alle Menſchen ſterben, ehe ſie noch hundert Jahr alt ſind, das hätten ſie eben nicht nöthig. Dieſe Sache iſt mein ganzer Ernſt. Ich weiß das Geheimniß, lange zu leben, und ich machte mir eine große Freude daraus, es meinen Leſern zu entdecken. Allein, nachdem ich alles aufs genaueſte überlegt habe, ſo finde ich, daß die wahre Urſache des frühzeitigen Todes der meiſten Menſchen darinn beſtehe, daß ſie nicht alt zu werden begehren. Damit man aber dieſes Vorgeben für keine bloße Liſt von mir anſehen möge, wodurch ich mich aus der Verlegenheit ziehen wollte, ein Geheimniß zu offenbaren, welches mir

Digitized by Google

selbst unbekannt wäre, so will ich dasselbe ganz offenherzig erklären; und wenn dieses geschehen seyn wird, soll es mir nicht schwer fallen, zu beweisen, daß die wenigsten Menschen alt zu werden Lust haben.

Es giebt in allen Ländern sehr alte Leute, folglich ist es möglich, ein hohes Alter zu erreichen. Warum sterben aber die meisten Menschen in ihren besten Jahren? Wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, so finden wir, daß einige durch äußerliche gewaltthätige Ursachen ums Leben kommen, wovon manche unwillkührlich sind. Der Donner erschlägt diesen, ein fallender Stein einen andern. Manche hingegen sind willkührlich, und wenigstens auf eine entfernte Weise frey. So sterben diejenigen, welche im Kriege, oder in der stürmenden See ihren Untergang finden. Von diesen will ich hier nicht reden. Allein, die meisten Menschen, welche von keinen solchen äußerlichen Ursachen umkommen, erreichen dennoch kein hohes Alter. Die gesundesten Jünglinge verschwinden oft plötzlich aus der Welt, und erzeugen die Ursachen des Todes in ihrem eigenem Busen. Woher kommt diese so allgemeine frühzeitige Niederlage des größten Theils des menschlichen Geschlechts? Giebt es kein Mittel, sie zu verhüten? Wie fiengen es die uralten Greise an, um ein ganzes Jahrhundert durchzuleben? Läßt sich dieses ihnen nicht nachthun? Wir wollen es sehen.

Wenn ich alle Erfahrungen mit einander vergleiche, welche mir die Geschichte der Menschen meines und eines jeden vorhergehenden Zeitalters darbietet, so finde ich durchgängig, daß die ältesten Personen, so jemals auf Erden gelebet, gemeiniglich Leute gewesen, welche entweder Zeitlebens nothdürftig geblieben sind, und Mangel gelitten haben, oder welche eine besondere Enthaltsamkeit von den Vergnügungen dieses Lebens, oder auch

eine

Digitized by Google

eine gewisse glückliche Leichtsinnigkeit besessen, die sie verhindert hat, sich die Begebenheiten, die ihnen in der Welt vorgekommen sind, sehr zu Herzen gehen zu lassen. Ein Mensch, der in Nothdurft und Mangel lebet, ist gezwungen, andere Leute wohl leben zu lassen, und selbst seinen Unterhalt auf eine mühselige Weise zu verdienen. Dieses schützet ihn vor allen Ausschweifungen der Ueppigkeit, von welchen eine durchgängige Erfahrung bestätiget, daß sie das Leben der Menschen verkürzen, indem sie den Leib zu tausenderley Krankheiten und Schwachheiten zubereiten. Finden wir wol die ältesten, die gesundesten, die munterſten Greise in den weichen Lehnstühlen, in den Palläſten der Städte, in den Studierzimmern der Gelehrten, oder in den Werkstätten der Künstler? Nein, keinesweges. Hinter dem Pfluge gehen sie. Sie wohnen unter Strohhütten. Kaum kennen sie die Namen der köstlichen Sachen, die uns Ost- und Westindien auf unsere Tafeln liefert. Ihre Vergnügungen sind Leibesübungen; ihre Schmäuse sind Milch und Käse; ihre Studien sind der Kalender und ein wenig Natur; ihre Vernunft ist das entbehrlichste unter allen ihren Eigenthümern, und das, was sie am wenigsten bekümmert. Sie leben heute, um morgen wieder zu leben, und halten sich für reich genug, wenn ihre Hände so viel verdienen können, als sie nöthig haben, um jeden Tag satt zu werden. Diese natürliche Lebensart ist es, die den Landmann stark, dauerhaft, und auch im Alter noch munter erhält. Ein Weichling ist nicht zum Greise tüchtig; ein Wollüstiger ist ein Weichling; und wer gemächlicher lebt, als der Landmann, wird wider seinen Willen wollüstig. Der Ueberfluß bähet und nähret die Leidenschaften: diese aber wirken viel zu heftig, als daß sie die Gesundheit erhalten könnten. Der Ueberfluß überhebt uns der starken Arbeit, womit sich der Bauer gleichsam versteinert. Die gemächliche Lebensart ist ein überzuckertes Gift, das wir

Digitized by Google

mit Sehnsucht und Vergnügen genießen, und ohne welches wir uns für unglücklich halten; da es doch mit den Kräften des Lebens einen unaufhörlichen Krieg führet. Ein Enthaltsamer wird dieses Gift verabscheuen, wenn er es kennet, und er wird lieber weniger gemächlich, weniger üppig, als weniger gesund und lange leben. Kurz, er wird sich durch seine Tugend zum Arbeitsmanne machen, wenn er es von Natur nicht geworden ist. Eine löbliche Leichtsinnigkeit ist in ihren Wirkungen eben das, was bey dem Bauer die Unempfindlichkeit ist, die ihn vor den heftigen Leidenschaften schützet. Das Herz des letztern ist von heftigen Gemüthsbewegungen frey, weil es einen Mangel an Empfindlichkeit leidet. Es ist ein Stein, in welchen nichts einen Eindruck macht, was an ihn anstößt. Das Herz eines Leichtsinnigen ist einer elastischen Feder ähnlich, die alles von sich zurückprellet, und sich den Augenblick wieder in ihren vorigen Zustand versetzt. Beyden kann kein Gegenstand Unruhe machen; beyde werden von keinem Dorne verletzt, der die weichen Herzen verwundet und zerreißet. Es ist also ein allgemeiner Grundsatz, zum langen Leben zu gelangen, daß man dem Geringsten im Volke ähnlich werde. Ist man nicht zum Landleben gebohren, so kann man doch in jedem Stande dasjenige haben, was in dieser Lebensart zum hohen Alter etwas beyträgt. Den Landmann macht die Arbeitsamkeit, die Mäßigkeit und die Unempfindlichkeit alt. Ein Mensch von jedem andern Stande kann die Arbeitsamkeit, wozu den Bauer die Armuth zwingt, durch willkührliche Leibesübungen ersetzen; er kann die Mäßigkeit, die jener aus Mangel beobachtet, durch die Enthaltsamkeit zu einer willkührlichen Tugend machen; und er kann die Unempfindlichkeit, welche bey jenem eine natürliche Unvollkommenheit ist, durch eine edle Leichtsinnigkeit erhalten, die größtentheils darauf ankommt, daß man sich von allen Begebenheiten dieser Welt richtige Begriffe macht.

Wenn

Digitized by Google

Wenn dem also ist, so ist das hohe Alter in der That keine bloß zufällige Sache, die nur auf ohngefähren Umständen beruhete. Wenn Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Unempfindlichkeit die wahren Mittel zu einem hohen Alter sind, und wenn ein jeder, wer nur will, diese drey Vortheile erhalten kann, wie ich itzt dargethan habe, so muß es nothwendig bloß an den Menschen liegen, daß sie nicht alt werden wollen, weil die meisten jung sterben.

Ich weiß wol, daß eine Art Menschen von Natur schwächlicher sey, als die andere, und daß man gewissermaßen zum Greise gebohren seyn müsse, wie zum Poeten. Nichts desto weniger aber könnten doch viel tausend Menschen, die von schwachem Herkommen sind, alte Leute werden, wenn sie sich die obigen Bedingungen gefallen ließen. Wenigstens könnte gewiß von allen denen, die, ob sie gleich von schwachem Herkommen sind, dennoch ihre Kindheit so glücklich überlebt haben, daß sie nicht schon die Keime des Todes in ihren Eingeweiden bey sich führen, eine sehr große Menge ein viel höheres Alter erreichen, als gemeiniglich geschieht, wenn sie arbeitsam, mäßig, und ohne große Leidenschaften lebten. Wer hieran zweifeln wollte, der müßte leugnen, daß Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Gleichgültigkeit keine wahre Mittel zur Verlängerung des Lebens wären; das ist beynahe eben so viel, als er müßte leugnen, daß zweymal zwey vier ausmachte. So viel hundert Erfahrungen, so viel übereinstimmige Gründe würden ihn zum Stillschweigen bringen müssen; und wenn er gleich alle Beredsamkeit der Vertheidiger der Ueppigkeit, der Gemächlichkeit und der Vortrefflichkeit der Leidenschaften anwendete.

Ich bin, wie man sieht, nicht geheim mit meiner Kunst, lange zu leben. Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Gleichgültigkeit sind das ganze Geheimniß. Wer seinen

Digitized by Google

Leib durch Arbeit stärket und härtet, ohne ihn durch Strapazen abzunutzen; wer ihn durch Mäßigkeit vor der fruchtbarsten physikalischen, und durch Gleichgültigkeit vor der fruchtbarsten moralischen Ursache unserer meisten Krankheiten beschützet, der hat nichts mehr, als die äußerlichen Zufälle zu fürchten, die ihm sein Leben verkürzen könnten. Die Ursache aber, warum ich mich meiner Entdeckung nicht rühmen mag, ist die, weil ich glaube, daß dieses Geheimniß der größten Anzahl von allen denen ohnedem bekannt sey, die noch alt werden könnten. Ich sehe wol, daß das Mittel wenig gesucht wird, und daß man es beynahe mit dem Steine der Weisen für einerley Thorheit hält. Nicht darum, weil man an seiner Richtigkeit eben so zweifelte. Es ist eine tägliche Erfahrung, daß die Leute, die den Stein der Weisen haben, oder bald erhalten werden, Bettler sind, oder es doch morgen werden werden. Allein, wer kann mir ein Beyspiel zeigen, daß Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Gleichgültigkeit einen frühen Tod, oder daß Gemächlichkeit, Ueppigkeit, Unmäßigkeit, Wollust, und ein unruhiges stürmisches Gemüth, ein hohes Alter verursacht hätte? Nein, wahrhaftig! die Ursache, warum das Geheimniß, alt zu werden, von niemanden aus dem Cornaro abgeschrieben, von niemanden unter die heimlichen Recepte gesetzt, von niemanden auch nur so werth gehalten wird, daß er sichs einfallen ließe, es zu versuchen, muß einen ganz andern Ursprung haben; und dieser ist es, den ich noch suchen will.

Wo werde ich ihn doch finden? Vielleicht darinn, daß wir das Leben nicht zu schätzen wissen? Fast sollte es so scheinen, wenn man dem Kriegsmanne zusieht, wie er sein Leben hinwegwirft. Allein, sollte er dieses wol darum thun, weil er es für gering schätzet? Ich kann mirs nicht einbilden; denn wie sollte es wol zugehen, daß ein Junker, der auf dem Schlachtfelde seine edle Seele aus-

hauch-,

Digitized by Google

haucht, das Adieu an die Welt und an seine Mamma, mit so viel Zärtlichkeit, mit so viel unverstellter Sehnsucht ausspricht? Nein, nein, man muß keine solche Lästerung wider das ganze menschliche Geschlecht ausstoßen, daß niemand das Leben liebte. Es hat noch seine Verehrer, dem Himmel sey Dank! es will eben niemand gern sterben. Der Held selbst schlägt seine Augen nieder, wenn sich das Schreckenbild des Todes ihm nähert, und es erschüttert ihn, wenn ihm sein Arzt sagt, daß er ohne Hülfe sey. Müßte er seine Ehre nicht mit der Gefahr seines Lebens erkaufen, er würde diese Gefahr wol vermeiden.

Kann die Ehre, ein bloßer Begriff, der Ehrgeiz, eine bloße Leidenschaft, können dergleichen Ursachen die Liebe zum Leben ersticken, oder sie schweigen heißen, wenn sie, wie das Gewissen im inwendigsten Winkel des Herzens laut rufet? Ja, ja, sie können es; aber dieses ist noch nicht alles. Es eilt nicht bloß der ehrliebende Soldat mit Freude zum Tode. Es giebt der tapfern Leute eben so viel, als es Bewegungsgründe giebt, sein Leben zu verachten. Auch der Mann ist tapfer, der sich dort in seinem weichen Lehnstuhle blähet, der seinen Becher voll schäumenden Champagner, eine Tafel von dreyßig seltenen Gerichten vor sich stehen, und einige Pagen um sich her hat, die seine Mienen studiren, und ihm keine Gelegenheit übrig lassen, nur einmal von seinem Stuhle aufzustehen. Er, der die Karten besser mischt, als der beste Stutzer in Paris; er, der das Billard schon für zu bürgerlich hält, weil es ein wenig Bemühung erfordert; er, der sich von den Stahlfedern, die ihn im Lehnstuhle tragen, auf Eiderdunen legt, und von Eiderdunen auf Stahlfedern seßet, ohne die geringste Bewegung zu wagen, die seine Muskeln oder Gelenke anstrengte; er, der in seinem prächtigen Zimmer sonst keine Strapazen aus-

Digitized by Google

ſteht, als daß er es leiden muß, daß er wächſt und fett wird; auch dieſer Weichling iſt ein Held, der ſich ſein Leben zu verachten getrauet. Iſt er aber wol vielleicht übermüthiger, als der tapfere Mann, der hingeht, um vor den Kanonen zu ſterben? Ich weiß es nicht. Dieſer verachtet ſein Leben, weil er ehrliebend iſt; das iſt, um es allenfalls einer Leidenſchaft aufzuopfern. Jener verachtet es, weil er üppig iſt; und auch dieſes heißt: um es allenfalls einer Leidenſchaft aufzuopfern. Vielleicht aber weiß es der Wollüſtige nicht, daß er dem Tode entgegen taumelt? Allein, der Held weiß es. — Wenn dem alſo wäre, ſo würde der erſte mehr zu entſchuldigen ſeyn, als der letzte. Allein, ich kann unmöglich einen ſo artigen Herrn für ſo einfältig halten, daß er dieſes nicht wiſſen ſollte.

Noch mehr, auch der ſtille mühſame Gelehrte, der bey ſeiner Nachtlampe verkrummet, der in den Augen des Adlichen feige, verächtliche Schulfuchs, der, wie eine Spinne, alle Pracht für Nichts ſchätzet, wenn er, wie ſie, mitten in dem Gewebe ſeiner Hirngeſpinſte ſitzt, und dem es eine Kleinigkeit iſt, ſich über der Erforſchung einiger unnützlichen Dinge ums Leben zu bringen; auch dieſer iſt ein Held, und hat noch dazu eben die Triebfeder des Helden, den Ehrgeiz, die Sehnſucht, ewig bey Namen genennt zu werden. Seine Leidenſchaft iſt es, die ihn groß und kränklich macht, die ihn frühzeitig tödtet und ſpät verewiget, und die ihm das Leben ſo verächtlich macht, daß er Satyren dawider ſchreibt.

Der träge Müßiggänger, der Feind der Arbeit, dem der Schlaf ſein höchſtes Gut iſt, und der keinen beſſern Troſt in der Welt findet, als den, daß der Tod des Schlafes Bruder iſt, opfert ſein Leben ſeiner Gemächlichkeit mit einer Gleichgültigkeit auf, welche genug zu verſtehen

Digitized by Google

ſtehen giebt, wie wenig ihm darauf ankomme, alt zu werden. Er thut das von Natur und bey kaltem Blute, was der Weiſe, den uns Horaz ſchildert, durch die Größe der Seele bewerkſtelliget: er ſieht den Bau der Welt über ſich zuſammen ſtürzen, und läßt ſich von ihm unerſchrocken erdrücken.

Mit einem Worte, wenn wir alle Arten der Menſchen genau betrachten; ſo finden wir bey ihnen durchgängig einerley Verachtung des Lebens, ſo bald es darauf ankommt, ihren natürlichen Neigungen und ihren herrſchenden Leidenſchaften ein Genügen zu thun. In ſeinen Vergnügungen findet der Menſch ſeinen Untergang, wie die Motten, die um das Licht flattern. Es ſind lauter leere Figuren, worinn er den Tod furchtbar und erſchrecklich abſchildert. Es muß unendlich leichter ſeyn, zu ſterben, als ſeinen Leidenſchaften zu entſagen. Der Ehrgeiz, die Wolluſt, die Liebe zur Gemächlichkeit, der Haß, die Liebe, der Zorn, der Gram, die Verzweifelung, ſind die allgemeinen Menſchenwürger, die deſto gefährlicher ſind, je angenehmer ſie uns unſern Untergang vorbilden. Wer wollte nicht lieber jung und mit Ehren, als alt in Verachtung ſterben? Wer möchte den Vergnügungen entſagen, um alt zu werden? Wer wollte ſeine Gemächlichkeit nicht lieber behalten, als die Hoffnung eines langen Lebens mit der Arbeitſamkeit und Mühſeligkeit erkaufen? Wer iſt ſo edel, ſeinem Feinde zu vergeben? Wer haßt nicht ſeinen Beleidiger, wenn es ihm auch gleich ſein eignes Leben koſten ſollte? Wer opfert ſich nicht mit Freuden den Ausſchweifungen der Wolluſt auf? Welchen Zornigen kann der Gedanke wol zähmen, daß er mit ſeiner Wuth in ſein eigenes Eingeweide raſet? Wem iſt das Leben ſo lieb, daß er den Verluſt auch der entbehrlichſten Scheingüter ohne Gram und verzehrenden Kummer erdulden könnte? Der Feigeſte, der ſein Leben bewahret,

Digitized by Google

wie ein Mutterſöhngen; der in kein Haus gehen mag, worinn ſich ein Kranker befindet; der vor einem zweydeutigen Traume, vor dem Geſchreye der Nachteule, und vor dem Heulen der Hunde erzittert; den ein Zigeuner mit einer Prophezeihung hin zu dem Cubach jagen, und ein Gepolter in der Mitternacht aus dem Schlafe zu Todesgedanken rufen kann; der Feigeſte, ſage ich, wird ſein Leben kaltſinnig in den Wind ſchlagen, ſo bald es darauf ankommt, einen Trieb, eine Neigung, eine Leidenſchaft zu befriedigen. Er wird ſich lachend auf das Roſenbette der Wolluſt hinſtrecken, und ſeinen Tod mit Verachtung hereilen ſehen. Er wird im Schooße des Müßigganges die dräuende Geſtalt giftiger Krankheiten ohne Schrecken erblicken. Er wird das verfluchte Vergnügen, zu haſſen, in einem viehiſchen Zorne büſſen, der ſeiner Natur den Untergang zubereitet; er wird faſt wünſchen, zu ſterben, und nach dem Tode ringen, ſo bald er ſich vorſetzt, berühmt zu werden; er wird ſich halbtodt hungern, wenn er reich werden will; und das Leben wird ihm eine Laſt ſeyn, ſo bald er ſeine niedrigſten Begierden unbefriediget laſſen ſoll.

So wohlfeil wollen alſo die Menſchen ihr Leben haben; und ſo wenig ſoll es ihnen koſten, alt zu werden! Arbeitſamkeit, Mäßigkeit und Ruhe des Gemüths ſind viel zu ſchwere Tugenden, ſind ein viel zu theurer Preis, als daß man damit ſein Leben erkaufen ſollte. Lieber müßig, lieber üppig, lieber im Sturme und Tumulte der Leidenſchaften wollen ſie ſterben, als, wie die Bauern, durch Arbeit, wie die Armen, durch Mäßigkeit, und wie die Eichen, durch Unempfindlichkeit alt werden.

Nach dieſem allen, was ich itzt dargethan habe, mag man mich nun noch ſo ſehr verſichern, daß man das Leben liebe; man mag noch ſo oft ſagen: alles was ein Mann

hat,

hat, lasse er für sein Leben; man mag sich, wenn man vom Tode reden hört, noch furchtsamer als die Mutter des Königs Francisci I. und ihre Tochter, die Königin von Navarra, anstellen, welche sogar ihren Predigern verboten, ihn zu erwähnen; und man mag, wie Octavia, erzittern, wenn man ihn in der Nähe erblicket. Es ist lauter Verstellung! Man begehrt nicht zu leben; man will nicht alt werden. Rede, träger Müßiggänger! Wilst du leben? Mache dich von deinem sanften Sitze auf; suche edle Vergnügungen, die deinen Leib ermüden. Wollüstiger! du wirst leben: laß dir die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit nur empfohlen seyn! Ehrgeiziger! Du wirst leben: leide es nur, daß dein Name stirbt. Neidischer, hassender, zorniger Unmensch! Auch du kannst das Leben, das du itzt so wenig verdienst, ins künftige Jahrhundert hinausführen: Leide es nur, daß dein Feind auch lebe; gönne ihm nur die Luft, die du ihm doch nicht vergiften kannst. Aber nein! keiner will leben! Alle wollen sie sterben: einer im Schlafe der Trägheit; einer im Taumel entzückender Freuden; einer im Geräusche des Nahruhms; einer in schäumender Wuth und im niedrigen Kitzel der Rache. Wer will wol leben, ohne sein Leben auch zu genieſſen? Ein hundertjähriges Leben ist nicht mehr, als ein hundertjähriges Daseyn, wenn es ungenossen verfließt. Worinn besteht aber der Genuß des Lebens? Etwa darinn, daß wir unsern Neigungen den Krieg ankündigen? daß wir unsere Herzen von Wünschen ausleeren? daß wir unsere Ruhe hintansetzen? daß wir zusehen, wie es andern Leuten wolgeht? Muß man bey Wasser und Brod, hinter dem Pfluge, und ohne Gefühl alt werden; so heißt dieses ja nichts mehr, als sein Leben in ein Daseyn verwandeln; und so hatte der Herr von Maupertuis einen noch bessern Vorschlag, unser Leben zu verlängern, als er machen wollte, daß wir länger als vierzig Wochen in Mutterleibe bleiben, und langsamer wach-

Digitized by Google

wachsen sollten, so wie er das Daseyn der Hüner verzögerte, wenn er ihre Eyer nicht geschwind ausbrüten ließ. Hinweg mit einem solchen Leben, das zugleich ein Tod, eine Sklaverey und ein Streit wider die Natur ist!

Wider dieses alles kann ich nichts einwenden: denn es beweiset mehr als alles, was ich davon sagen könnte, daß wir nicht belieben, lange zu leben. Ich habe mir nichts weniger vorgenommen, als meinen Lesern das Leben anzupreisen. Ich kann auch nichts dafür, daß sie am hohen Alter keinen Geschmack finden: sondern ich will nur das sehr allgemeine Vorurtheil bestreiten, daß man die Menschen für grosse Liebhaber ihres Lebens hält, ja, daß man glaubt, sie schätzten es über sonst alles. Nein. Erst wollen unsere Leidenschaften und herrschenden Neigungen befriediget seyn; und dies möchte noch seyn, wenn sie nur einmal satt würden, und nicht unaufhörlich foderten. Kaum hat der Jüngling die Periode der Wollüste beschlossen, so erwachen schon in dem Manne der Ehrgeiz, die Titelsucht, die Nahrungssorgen, und

Damit er weiter nicht mit theuren Küssen buhle,
Schickt ihn der Eigennutz dem Ehstand in die Schule,
Der Ordnung Heiligthum, und, durch des Himmels Gunst,
Dem Sitz geweihter Treu und schärfrer Rechenkunst.

Das höhere Alter lehrt ihn den Geiz, welcher ihn so tirannisch beherrschet, daß er sich kaum getrauet, ein Mark an die Erhaltung seines Lebens zu wenden, und daß er in der Verlegenheit, entweder sein Geld zu verlassen, oder auf seinem Geldkasten zu verbrennen, lieber das Letzte erwählet, und in den Flammen mit aufgeht. Endlich wenn die Entkräftung und Ohnmacht den verlebten Greis zu allen

Digitized by Google

allen andern Begierden untüchtig macht, und wenn er nicht mehr leben kann, so tritt die Liebe zum Leben in die Stelle aller übrigen schon gesättigten Neigungen.

— — Scharf, und wie Schiffer pflegen,
Sieht er nach Luft und Wind, und wittert Sturm und Regen,
Scheut so den kürzesten, als längsten Tag im Jahr,
Den Frühling, wie den Herbst; lebt mäßig, wie Cornar.

Wäre die Liebe des Lebens im Range unserer Neigungen die erste, so würden wir sie gewiß nicht allen übrigen aufopfern, sondern wir würden sie vielmehr alle fahren lassen, um nur unser Leben zu verlängern. In solchem Falle würde sie unstreitig eine Menge löblicher Handlungen ausrotten, wozu die unumschränkte Herrschaft der Neigungen und Leidenschaften, und die Verachtung des Lebens und des Todes erfodert wird. Niemand würde in Krieg gehen, Niemand ein großer Gelehrter oder Künstler, Niemand ein Opfer der Republick werden wollen. Man sieht dieses aus der Geschichte. Die ältesten Greise unter den Menschen sind Leute gewesen, deren Thaten auf einem Kartenblatte vollständig beschrieben werden könnten; und weil eben nicht zu wünschen ist, daß sich die Anzahl solcher Menschen sehr vermehren möchte, so will ich mit meinen Lesern darüber keinen Streit anfangen, daß sie ihr Leben nicht sonderlich lieben; sondern ich will ihnen nur bewiesen haben, daß sie es nicht sonderlich lieben. Uebrigens halte ich es für gut, daß man die Welt gehen läßt, wie sie gehen will. Das Leben eines jeden Menschen ist, wie ich von vielen höre, sein Eigenthum; er kann damit anfangen was er will, und er kann es entweder ans Publicum, oder an seine Lüste verschenken; wer will es ihm wehren?

Nun-

Digitized by Google

Nunmehr wird man hoffentlich einmal aufhören, es den Aerzten und der Arzeneykunst, dem unvermeidlichen Schicksale, der Schwäche der menschlichen Natur und den Witterungen zuzuschreiben, daß die wenigsten Menschen ein hohes Alter erreichen. Da nun das hohe Alter auch die Gesundheit zum Voraus setzet, so kann ich auch diese unter die Dinge rechnen, woran den wenigsten Menschen etwas gelegen ist. Es soll also von nun an in unsern Neujahrswünschen den Leuten nicht mehr Leben und Gesundheit gewünscht werden, weil man oft an einen unrechten kommen könnte, der einen solchen Wunsch übel aufnehmen würde. Warum wünscht man einer Jungfer kein Kind zum Neuenjahre? Ein Kind ist doch gleichwol an sich kein geringes Geschenk des Himmels, und eine Sache, warum so viel tausend Menschen heirathen. Blos darum wünscht man es ihr nicht, weil sie ihre Ehre dabey verlieren würde, die sie weit höher hält, als den besten Knaben, und wenn er so schön, wie Amphilochus wäre, daß sich die Gänse in ihn verliebten. Man soll also auch darum den Menschen kein hohes Alter, noch Gesundheit wünschen, weil sie dabey ihre Bequemlichkeit, Ueppigkeit und Wollüste verlieren würden, die sie weit heftiger lieben, als sie den Tod verabscheuen.

Ich will der erste seyn, der diese Regel beobachtet. Da ich heut meinen Lesern einen Glückwunsch zum Neuen-Jahre bringen muß; so bezeuge ich ihnen fürerst meine Freude darüber, daß sie dieses neue Jahr erreicht haben, welches ich für einen besondern Zufall halte, der, nach der Art, wie sie dafür sorgten, höchst unwahrscheinlich war. Was das folgende Jahr betrift; so wünsche ich den Leuten, an welchen dem Publico etwas gelegen ist, daß sie in demselben doch wenigstens dann und wann Lust bekommen mögen, gesund und lange zu leben, damit sie die Bürde der Arbeiten, die ihnen ihre andern Neigungen auf-

Digitized by Google

auferlegen, nicht allzu bald erdrücke. Allen übrigen aber wünsche ich, daß doch dem Publico nun bald etwas an ihnen gelegen seyn möchte.

An die Herren Aerzte.

Euch wünsch ich Weisheit, wann der Tod
Den Kranken, die Euch rufen, droht;
Viel Geld, wenn Ihr sie ihm entrissen;
Und, sterben sie, ein gut Gewissen.

* * *

Mein Herr,

Weil meine Frau in guter Hoffnung ist, so hat mich dieses veranlasset, die medicinischen Bücher nachzuschlagen, um zu erfahren, wie man in solchen Fällen die Weiber recht pflegen müsse. Ich habe vieles von dem wunderlichen Appetite der Weiber in diesem Zustande gelesen, und weil ich finde, daß ein Mann schuldig sey, diesen Appetit zu befriedigen, so ist mir ein entsetzlicher Gedanke eingefallen, welcher mich Tag und Nacht quälet. Ich habe nicht gewußt, daß dieser Appetit zuweilen auf lasterhafte Dinge verfallen könnte: aber in Stephan Blancards Sammlungen habe ich es gefunden. Eine Frau zu Amsterdam, schreibt er, hatte, so oft sie in diesem Zustande war, große Begierde zu stehlen. Es geschahe, daß sie etlichemal von dem Feigendamme einige Stoffe holen ließ, von welchen sie, wenn sie ihr gebracht wurden, etliche Ellen abschnitte. Der Kaufmann, der dieses allezeit merkte, gieng zu ihr; da sie ihm dann auf hartes Zureden bekennete, daß sie allezeit dieses Laster an sich habe, wenn sie in Wochen kommen sollte. Sein Schade ward ihm zwar reichlich ersetzt: mir aber ist damit die Sorge nicht benommen, daß meine Frau ebenfalls auf solche Laster verfallen möchte.

Wegen

Wegen des Stehlens bin ich wol sicher. Allein, es geht ein langer Westphälinger bey mir aus und ein, der meiner Frau nie misfallen hat. Was meynen Sie, mein Herr, wenn ihr Appetit einmal auf diesen Lümmel fiele? Sagen Sie mir, ums Himmels willen! sollte es ihr wol schaden, wenn sie sich diesen Appetit vergehen lassen müßte? Wie weit erstrecken sich in diesem Punkte die Pflichten des Ehemannes? Ich verharre mit großer Aengstlichkeit, Ihr Diener

J. Horn.

* * *

Herr Arzt,

Es regnet. Verstehen Sie mich? Man wünscht etwas vom Einflusse des Regens in den menschlichen Körper zu lesen. Attendiren Sie besser auf die Witterungen: Sie kommen immer zu spät damit angeflogen.

Veit Huit.

Antwort.

Der Einfluß des Regens in den menschlichen Körper geschicht durch den Mund, Herr Huit, wenn Sie ihn offen halten. Das Mittel, ihn zu verhüten, ist, daß Sie ihn zuthun; und dies müssen Sie thun, wenn es helfen soll. Daß es nicht gut sey, wenn man sich in den Mund regnen läßt, das erhellet aus der Vorsicht der Natur, die Ihnen an der Nase ein Regendach gegeben hat, woran er ablaufen kann. Weil also schon vor das gröste Unheil gesorgt ist, so denke ich immer, daß ich keine Eil habe; und daher kommts, daß ich oft zu spät komme. Wollen Sie dieses nicht leiden, so seyn Sie so gütig, und melden mir nur 14 Tage vorher, von welcher Witterung Sie gegen diese Zeit etwas lesen wollen. Itzt kann ich Ihnen nicht zu rechter Zeit wegen des Regens aufwarten: Denn ihr Billet kam zu spät angeflogen.

Der Arzt.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und sechstes Stück.

von Haller.

Braucht, was die Kunst erfand, und die Natur uns gab.

Man weiß nicht eigentlich, wer der erste Erfinder des Brodtbackens sey, und der Ursprung dieser vortrefflichen Kunst verliert sich in den Finsterniſſen des Alterthums. Die Griechen eigneten diese Erfindung ihrem Bacchus zu, und die Aegypter der Isis. Daher trug man an ihren Festen Weitzen- und Gerstenähren in Proceßion herum, um der wohlthätigen Göttinn, welche den Gebrauch des Mehls und des Brodtbackens erfunden hatte, einige Verehrung zu erzeigen. Allein, wer sieht nicht, daß man in diesen fabelhaften Gottheiten den wahren Erfinder dieser Kunst nimmermehr entdecken werde? Eben so geht es mit allen nützlichen Erfindungen, da man hingegen bey Kleinigkeiten die Namen der Verfasser sorgfältig anmerket. Krüger hat sich hierüber nach seiner Art lustig gemacht. Man weiß nicht, sagt er, wer zuerst Bier gebrauet, Wein gemacht, die Baukunst erfunden, Leinwand verfertiget, Schuhe gemacht, Strümpfe gewebt, Metalle aus der Erde gegraben, Korn gesäet, u. s. w. aber man weiß, wer die Differentialrechnung, die vorherbestimmte Harmonie, die Lehre von den Monaden, die Trabanten des Saturns, und den Mond der Venus erfunden. Ja, was sage ich? Man weiß, wer der Erfinder eines neuen Silbenmaßes sey, und wer zuerst ungereimte Verse gemacht,

Digitized by Google

macht; wer ein Wort in dem Donate verbeſſert, und eine Stelle des Homers auf eine beſondere Art erklärt hat. Dieſes macht, daß ich mir nichts mehr wünſche, als von den Gelehrten bald vergeſſen zu werden; denn es ſollte faſt ſcheinen, ſich einen unſterblichen Namen zu erwerben, hieße nichts anders, als der Welt die Kleinigkeiten und Irrthümer hinterlaſſen, womit man ſich in ſeinem Leben beſchäfftiget hätte. Wer verdienet mehr, daß man ihm eine Ehrenſäule aufrichte, der erſte Becker, oder Alexander der Große? Jener hat für die Erhaltung der Menſchen, und dieſer für ihren Untergang geſorget; jener hat ihnen Bequemlichkeiten des Lebens verſchafft, und dieſer geraubt; jener hat ihre Geſundheit erhalten, und dieſer verdorben. — Alles dieſes hat ſeine vollkommene Richtigkeit. Allein, es kann dem ungeachtet geſchehen, daß wir das Andenken eines Wohlthäters des menſchlichen Geſchlechts verehren, ob wir gleich ſeinen Namen nicht wiſſen; und wir können darum das Brodt zu unſerm Nutzen gebrauchen, ob wir gleich nicht wiſſen, wer es erfunden hat. Ich weiß nicht, was man darinn für eine Herrlichkeit oder Belohnung für den Erfinder einer nützlichen Sache entdeckt, wenn er nach ſeinem Tode mit Namen genennet wird. So wenig itzt Alexander der Große davon hat, daß wir ſeinen Namen oft ausſprechen, ſo wenig verliert der Erfinder des Brodts dabey, daß wir den ſeinigen nicht wiſſen. Inzwiſchen erhellet doch aus dem obigen, daß das eben nicht die nützlichſten Menſchen auf Erden geweſen ſind, deren Namen wir wiſſen; und daß diejenigen mehr Ruhm verdienen, deren Namen wir ſuchen.

Die Natur gab uns unter den Gewächſen mancherley mehlichte Früchte, welche ſehr geſchickt waren, unſerm Körper zur Nahrung zu dienen. Allein, es war eine Unvollkommenheit dabey, welcher abgeholfen werden mußte,

mußte. Die mehlichten Speisen verwandeln sich zu leicht im Magen in einen zähen Schleim, welcher die Verdauung auf mancherley Weise verdirbt, und alle unsere Säfte ungesund macht. Daher erfordern sie einen guten Magen, viel Galle und eine arbeitsame Lebensart, wenn sie gehörig verdauet werden sollen. Diese Gaben der Natur waren aber nicht vielen Menschen zu Theil geworden. Man sieht es noch an den Kindern, die mit Mehlbreyen gefüttert, und dennoch sehr zärtlich auferzogen werden, wie sehr sie mit Schleime und Säure im Magen überhäuft sind, wie ihre Bäuche aufschwellen, und ihre Glieder vertrocknen, wie die Würmer in ihren Gedärmen hausen, und wie sie die Zehrung in ihrer Blüte wieder welk machet. Um diesen Unbequemlichkeiten abzuhelfen, erfand man das Mittel, das Mehl der Früchte zuerst in Gährung zu setzen, und hernach eine trockene, leichte und auflösbare Masse daraus zu backen, welche unter dem Namen des Brodts die Wohlthat und die Verachtung der Menschen geworden ist. Durch dieses Mittel ward dem Mehle die Eigenschaft benommen, Winde, Schleim und Säure zu erzeugen; und man findet wirklich, daß die Kinder, welche statt des rohen Mehlbreyes, mit einem Breye von gebackenem weißen Brodte ernährt werden, in gleichen Umständen, gesunder bleiben und besser gedeyen.

Wenn ein allgemeiner Beyfall den Werth einer Erfindung bestimmen kann, so ist die Vortrefflichkeit des Brodtes außer Zweifel gesetzt. In allen Welttheilen ist sie durchgängig eingeführt worden. Es giebt überall mehlichte Früchte, und überall besitzt man eine Kunst, die unserm Brodtbacken gleich kommt, um sie den Verdauungsgliedmaßen annehmlicher zu machen. In Europa wird mehrentheils das Brodt aus dem Mehle des Rockens, Weitzens, der Gerste und des Habers gebacken. Allein,

die Natur hat dieſes allgemeine Mittel der Erhaltung nicht in ſo enge Grenzen einſchließen wollen. Es iſt wahrſcheinlich, daß das erſte Brodtkorn aus ganz andern Materien beſtanden habe, als deren wir uns itzt zu unſerm Brodte bedienen. Die Göttinn Iſis, welcher die Aegypter die Erfindung des Brodts zuſchrieben, wird auf einer gewiſſen alten römiſchen Münze des Hadrians mit einer Lotusblume vorgeſtellet; und Herodotus berichtet uns, daß aus dem Saamen des Lotus, Brodt gebacken worden ſey. Man weiß nicht eigentlich, was dieſes für ein Gewächs geweſen. Dioscorides beſchreibt es als eine Frucht, die größer als der Pfeffer, ſüß, eßbar, verdaulich und verſtopfend wäre; und Plinius ſagt, daß es an den Oertern wachſe, welche der Nil nach ſeiner Ueberſchwemmung wieder verlaſſen hätte. Vielleicht war es eine Art Schilf, deſſen Saame zuweilen ſehr groß wird, und eßbar iſt. Von dergleichen Schilfſaamen backen noch dieſen Tag die Amerikaner in Louiſiane ihr Brodt. Es wächſt an feuchten Orten 10 bis 20 Fuß hoch und einer Fauſt dick. Nach einigen Jahren trägt es Saamenkörner in Menge, und dieſe Körner, die dem Haber völlig ähnlich ſeyn würden, wenn ſie nicht dreymal dicker und länger wären, werden von dem Louiſianern ſorgfältig geſammlet, um Brodt und Brey daraus zu bereiten. Dieſes Mehl quillt ſo gut als Weitzenmehl, und dienet den Einwohnern zur Speiſe. Ich muß indeſſen geſtehen, daß ſich die alten Beſchreibungen der Lotusfrüchte mit den Saamen des Schilfrohrs nicht vereinigen laſſen; und was kann mir endlich auch daran liegen, was für eine Frucht zuerſt zum Brodte gebraucht worden ſey, da ich nur bloß ſagen wollte, daß unſer europäiſches Brodtmehl nicht von je her zum Brodtbacken gebraucht worden ſey. Aus allem, was ich vom Lotus angeführt habe, erhellet ſein großer Unterſchied von allem europäiſchen Getreide; und noch itzt backen die verſchiedenen

Digitized by Google

nen Nationen des Erdbodens ihr Brodt aus den verschiedensten Mehlen. Man hat in Amerika Arten von Mispeln, deren Mark man durchreibet, trocknet, und an der Sonne oder beym Feuer zu Brodte backt. Eben daselbst stoßen sie die großen Nüsse zu Brey, und verfertigen aus dieser Masse Brodt. Die ungekünstelten Chocoladetafeln sind nichts anders, als ein Cacaobrodt, und der daraus zubereitete Trank ist eine Art von Brodt- oder Mehlsuppe. In Asien ist der Reiß das gemeinste Getreide zum Brodte. Das indianische oder türkische Korn, Mäyz, Hirse, Sago, und fast alle vegetabilische Sachen, die sich zu Mehl machen lassen, werden von einigen Nationen zu Brodte gebraucht. Die Mohren speisen zuweilen das Mark der Palmbäume, ja sogar das arabische Gummi, nachdem sie beydes in Mehl verwandelt haben, statt des Brodtes. Auf Ternate wird eine Baumrinde zu eben dem Zwecke gebraucht. In Siam wird sogar das Mehl eines gewissen bittern Holzes in einen Saft gerührt, und für den Hunger gegessen; und wie viel andere Beyspiele könnte ich nicht von dieser Sache anführen, wenn wir derselben nicht bey uns selbst so viele hätten. Man hat in unsern Zeiten aus Erdäpfeln schönes Brodt backen lernen; und doch soll diesem noch das aus Kohlrüben verfertigte Brodt den Rang streitig machen. Herr **Buelve**, ein französischer Wundarzt, hat noch erst vor wenig Jahren ein berühmtes nahrhaftes Pulver entdeckt, wovon 12 Loth in zwo Mahlzeiten genossen, einen Menschen ohne alle weitere Nährung erhalten und sättigen. Dieses Pulver wird in kochendem Wasser zu einem dicken Breye, und quillet erstaunlich auf. Herr **Morand** hält dasselbe für ein Pulver aus geröstetem türkischen Korne, worunter ein wenig Seesalz gemischt ist; und ein anderer französischer Wundarzt, Herr **Recolin**, hat aus einer großen Menge Beyspielen gewiesen, wie wenig Wunderbares an dieser nährenden Kraft

des Buchischen Pulvers sey, da viele wilde Völker, die Mohren, ja auch die Russen, dergleichen Kornmehl von allerley Getreide auf ihren Reisen und Märschen bey sich führen, mit dessen Breye sie sich ganz bequem ernähren.

Wenn man die Wahrheit sagen soll, so ist unser europäisches Getreide, und besonders der Rocken, eine der vortrefflichsten Materien zum Brodte, wobey man es bewenden lassen könnte, wenn nicht auf einer Seite Uebermuth und Ueppigkeit, und auf der andern Theurung und Mangel, zuweilen eine andere Wahl nothwendig machten. Es scheint, als hätte die Natur selbst dieses Gewächs eigentlich zur menschlichen Nahrung bestimmt; denn anstatt, daß andere Gewächse nicht leicht in sehr verschiedenen Himmelsstrichen fortkommen, so lehren uns hingegen die Nachrichten derer, die fast alle Länder der bewohnten Welt besucht haben, daß leicht kein Ort anzutreffen sey, wo das von den Europäern dahin gebrachte Getreide, wenn es gehörig gewartet wird, nicht wachsen sollte; ja, sie nennen uns Länder und Inseln, wo dieses Gewächs, auch ohne so mühsame Bearbeitung, als es bey uns erfordert, mehrere und bessere Früchte hervorbringt, als in seinem eigenen Vaterlande.

Dem sey nun aber wie ihm wolle, so ist unser gewöhnliches europäisches Brodt, wenn es von guter Beschaffenheit, wohl zubereitet und gehörig ausgebacken ist, unstreitig eine der allernatürlichsten und besten Speisen für die Menschen; denn es enthält alles in sich, was zur Stärkung und Ernährung des menschlichen Körpers erfordert wird; und da es zugleich keine merkliche Arzeneykräfte besitzt, so fehlt ihm keine von allen Eigenschaften einer allgemein gesunden Speise. Daß es etwas stärkendes habe, erhellet aus seinem erquickenden Geruche, welcher gewiß mehr belebet, als der Dampf der köstlichsten

Spez-

Digitized by Google

Spezereyen. Seine Nahrhaftigkeit erhellet daraus, weil es sich in eine klebrigte Maße auflöset, so bald es vom Wasser benetzt wird; weil es solchergestalt im Magen, ohne dessen besondere Bemühung, aufgelöset und verdauet werden kann; und weil eine jede Speise, die diese Eigenschaft besitzt, Menschen und Thiere nicht nur stark, sondern auch geschwind mästet. Bey Wasser und Brodt, und Ruhe werden die Gefangenen fett. Mit den Kleyen wird das Vieh so fett gemästet, daß es ersticken muß; und Mehlwasser, Brodtsuppen, kurz alles, was vom Brodte zubereitet wird, sind die stärkendsten und nahrhaftesten Gerichte. Da das Brodt eine Speise aus dem Gewächsreiche ist, die sich zur Säure neiget, so schickt sie sich vortrefflich zu unserer Nahrung, da unsere gesundesten Säfte zur Fäulniß geneigt sind, welcher die Säure widersteht. Wäre diese nahrhafte Speise flüßig, wie die Suppen, so würde sie unsern Magen zu wenig üben, und unsere Gedärme würden davon nichts übrig lassen, womit die so nöthige tägliche Leibesöffnung unterhalten werden könnte. Beydes wird dadurch verhütet, daß das Brodt ein vester Körper ist, und hierbey ist das noch das beste, daß man dem Brodte so viel und so wenig Vestigkeit geben kann, als man will; denn solchergestalt kann es zu einer Speise für die Bedürfnisse eines jeden Magens gemacht werden. Der norwegische Bauer, dem keine Speise besser vorhält, als womit er allenfals seinen Feind todt werfen kann, darf wegen des Brodts nicht verlegen seyn. Er bäckt es so vest, daß es sich dreißig und vierzig Jahre halten kann; und an statt, daß wir uns in Deutschland nicht eher glücklich schätzen, als bis wir Geld auf Interessen austhun können, so hält er sich für eben so beglückt, wenn er es nur so weit gebracht hat, daß er ein einzigesmal Brodt backen kann, damit er Zeit seines Lebens mit Nahrung versorgt sey, und nicht befürchten dürfe, Hungers zu sterben. Dieses Brodt be-

Digitized by Google

reitet er sich aus Gersten und Habermehl, welches er zusammen knetet, und zwischen ein paar holen Steinen bäckt. Je älter dieses Brod ist, desto angenehmer ist es zum Essen; und daher ist man in Norwegen so lüstern nach harkem Brodte, als man anderwärts frisches liebet. Man hebet davon etwas sorgfältig bis auf die Festtage auf: denn es ist gar nicht ungewöhnlich, daß man am Geburtsfeste eines Kindes Brodt isset, das bey der Geburt seines Großvaters gebacken worden war. Zu allem Unglücke ist dieses treffliche Brod nicht einmal überall zu haben: denn man findet mancher Orten weder Gerste noch Haber, und da macht man aus zerriebenem Tannenholze eine andere Art Brod, die sich auch sehr lange hält, oder man bedient sich auch der Eicheln zu eben diesem Endzwecke. Diesem norwegischen Brodte kommt der westphälische Pompournickel am nächsten, welcher allen den Leuten dienlich ist, die wissen wollen, wo ihr Magen liegt. Der Schiffszwieback, und das gröbste unausgesichtete Brod folgen in der Reihe. Man kann nicht sagen, daß eins viel gesunder, als das andere wäre, sondern es ist nur jedes für seine besondere Art Mägen. Das grobe Brod gibt den stärksten Mägen, das feinere den schwächern diejenige Arbeit, welche sie verrichten müssen, wenn sie sich nicht nach und nach schwächen und zur Verdauung ungeschickt machen sollen. Jedoch ist dieses nicht von einem Brodte gemeint, das darum schwer ist, weil es nicht ausgebacken ist: denn obgleich die Türken ihr meistes Brod nur halbausgebacken speisen; so kann doch dieses um desto weniger gesund seyn, da sich ein solches Brod, weil es nicht zu seiner gehörigen Lockerheit gediehen ist, ungeachtet es die Kräfte des Magens sehr angreift, dennoch nicht gut auflöset, und weder Stärke, noch Nahrung giebt.

Für die zärtlichsten Naturen und schwächsten Mägen kann man das lockerste Brod haben; und der zarteste Mä-

Mägen der Kinder hat seinen mürben Zwieback, womit er sehr leicht fertig werden kann. So sind die Menschen in der Kunst Brodt zu backen, nach Erforderniß ihrer Verdauungskräfte, von einem entgegengesetzten Grade zum andern fortgegangen; und damit dieses im strengsten Verstande wahr sey, so hat man sogar das Brodt flüßig und zum Getränke gemacht. Ein solches flüßiges Brodt ist das Bier, und ich könnte bey keiner bessern Gelegenheit davon handeln, als bey der gegenwärtigen.

Das Bier ist ein mit Getreide abgekochtes Wasser. Es besteht aus den feinsten Theilen des Brodts, und enthält zugleich die Hefen in sich, welche das Brod so leicht, zart und verdaulich machen. Seine Fettigkeit und Klebrigkeit macht es ungemein nahrhaft; und daher ist es nicht zu bewundern, daß die nordischen Biertrinker, welche bey ihren Mahlzeiten kein anderes Getränk genieſſen, so fett, stark, dauerhaft, groß und vierschrötig sind. Inzwischen ist dieses Getränk allein nicht hinlänglich, gesunde Leute zu ernähren, weil es, als ein flüßiger Körper, die Verdauungskräfte zu wenig beschäftiget, und so, wie alle flüßige Speisen, die zu oft und häufig genossen werden, den Magen schwächt, und solchergestalt Blähungen erzeuget. Dieses ist ein allgemeiner Fehler der Biere, welchem man dadurch abzuhelfen gehofft, daß man den Hopfen hinzugethan hat, welcher wegen seiner hitzigen und trocknenden Eigenschaft den Magen zwar ein wenig stärket, aber auch zugleich dem Biere Arzeneykräfte giebt, wodurch er das Geblüt in Wallung setzet, und Hitze und Kopfweh verursachet. Ein Arzt kann diese Verbesserung eben nicht loben, ob sie sich gleich aus obigen Gründen beschönigen läßt. Der Ritter **Temple** erwähnet, daß die Steinschmerzen in England zuerst bekannt geworden wären, nachdem man daselbst den Hopfen eingeführet, und das alte und lange gelegene Hopfenbier gebräuchlich

Digitized by Google

geworden. Es ist bekannt genug, sagt er, wie sehr man den Gebrauch dieser Pflanze öffentlich untersagt hat, und wie sie dem ungeachtet eine allgemeine Aufnahme gefunden. Er hält das für die vornehmste Ursache, welche den Hopfen zuerst in Ruf gebracht hat, weil das Bier auf langen Seefahrten dadurch erhalten wurde; und behauptet, daß vor Zeiten das süße Bier das gewöhnlichste, ja gar das allgemeine Getränk der Engländer gewesen sey. Da es inzwischen wahr ist, daß das süße Bier noch mehr Blähungen verursacht, welches die englischen Aerzte selbst von dem Ale, wozu kein Hopfen kommt, klagen, so muß man den Hopfen, wie den Schwefeleinschlag beym Weine, als ein nothwendiges Uebel betrachten, das sich die Liebhaber des Bieres, die zu Blähungen geneigt sind, gefallen laßen müssen.

Auf eben die Weise, wie man das Bier um der Gesundheit willen verbessert hat, ist es auch um der Ueppigkeit und Lüsternheit willen geschehen. Es war anfangs bloß ein Nothhelfer der Politick. Der erstaunliche Ueberfluß an Gersten, und der Mangel an Weine in Aegypten, nöthigte die Väter, welche für das Wohl des Staates wachten, daß sie den Aegyptern den Saft der Reben verhaßt machen, und ihnen dagegen ein anderes Getränk geben mußten, wozu sie den Vorrath im Lande hatten, und das Herodotus und Theophrastus einen Wein aus Gersten nennen. Diese vortrefliche Erfindung hat sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt, und man findet sie bey den verschiedensten so wol alten als neuern, gesitteten und ungesitteten Völkern. Die Einwohner auf der Insel Mocha haben eine sehr besondere Art Bier zu brauen, wozu sich bey uns wohl wenig Liebhaber finden möchten. Das Getreide, dessen sie sich hierzu bedienen, ist der Mayz, welchen sie Cicca nennen. Die alten Weiber, die keine Zähne mehr haben, müssen den Mayz fein durchkäuen,

käuen, und ihr Speichel dienet dabey statt der Hefen. Hierauf wird er in ein Faß mit Wasser geschüttet, und das Bier geräth allemal desto besser, je älter das Weib ist, die den Mäyz gekauet hat. Wenn diese Gewohnheit, aus dem Mäyze Bier zu kauen, schon alt ist, so kann Apollodorus vielleicht Recht haben, welcher das Wort Maza, vom Griechischen μασᾶσθαι, kauen, zerbeissen, herleitet, obgleich Athenäus und Eustachius anderer Meynung sind. Schon Hippocrates und Galenus gedenken des Mayzes, als einer Art des Brodtes, das zu ihren Zeiten im Gebrauche war. Es bestand aus gebranntem Gerstenmehle, Oele und Honig. Nach der Zeit bereitete man dergleichen Brodt aus Mandeln und Zucker, woher die Mazä, oder Mazäpanes ihren Ursprung haben, die von den Franzosen Macrons und Macarons genennt werden.

Ich habe schon in meinem 67sten Stücke gesagt, daß das Bier noch zur Zeit des Julians das ordentliche Getränk zu Paris gewesen, und daß er spottweise vom Bacchus der Gallier gesagt habe, daß er nicht nach Nectar, sondern wie ein Bock rieche, und nur ein Gott des Habers wäre. Man kann hieraus nicht schliessen, daß die Gallier dieses Getränk zur Wollust getunken hätten; wenigstens befand sich der Landvoigt von Gallien sehr schlecht dabey. Hingegen scheinen die alten Deutschen, bey ihrem Weinmangel, diese Kunst besser verstanden zu haben. Wenigstens findet man verschiedene ruhmvolle Beschreibungen von der Vortreflichkeit einiger alten Biere in Deutschland; und so viel weiß man gewiß, daß das Bier ehedem in manchen Städten drey bis viermahl stärker gewesen, als itzt, da man zu so theuren Bieren nicht mehr so viele Liebhaber finden würde, weil Caffee, Thee, Wein, Chocolade, und andere feinere Getränke in Deutschland gemeiner geworden sind. Als der D. Luther

das

Digitized by Google

das Verhör vor dem Reichstage zu Worms überstanden hatte, wollte der Herzog Erich von Braunschweig diesem rechtschaffenen Manne etwas zu Gute thun, und sendete ihm eine Flasche Einbecker Bier. Ein großer Herr würde sich itzt eines solchen Geschenks schämen, und am wenigsten würde er mit Einbecker Biere Gnadenbezeugungen machen. Allein damals, als dieses Bier weit vollkommener war, als itzt, konnte es ein Geschenk seyn, worüber weder der D. Luther, noch sonst jemand zu lachen Ursache hatte.

Die große Menge vortreflicher Biere, womit noch itzt Deutschland alle andere Nationen übertrift, beweiset ohne alle Zweydeutigkeit, daß die alten Deutschen die Kunst Bier zu brauen weit besser, als andere Völker cultiviret haben. Hierzu nöthigte sie damals der Mangel anderer Getränke zur Lüsternheit: man kann aber nicht sagen, daß sie hierdurch das Getränk des Bieres in der That vollkommener oder gesunder gemacht hätten. Je mehr sie es verbesserten, desto stärker, rauschender, und wohlschmeckender machten sie es; und an statt daß es ein nahrhaftes allgemeines Getränk seyn sollte, ward es ein φάρμακον, ein Gift, oder, wenn man lieber will, eine Arzeney, die wenig gesunden Leuten dienlich war. So ist die Braunschweigische Mumme, ein sehr hitziges und fettes Bier, welches bleichsüchtigen und zur Wassersucht geneigten Personen zwar zur Arzeney dienet, das aber kein Mensch statt eines täglichen Getränks genieſſen kann. Verschiedene sehr bittere Biere in Deutschland sind wider den Scharbock bewährt erfunden worden. Mit Zerbster Biere hat man oft wassersüchtige Leute curirt: aber alle diese Tugenden sind kein Lob für eine tägliche Speise, oder für ein allgemeines Getränk. Man thut mit dem Brodte keine Wundercuren; und wenn man sie damit thäte, so würde es keine so allgemeine und vortrefliche

Spei-

Speise seyn, als es in der That ist. Ein tägliches Getränk muß, außer der Nahrhaftigkeit und Stärkung, keine andere Vollkommenheit haben, als daß es auf keine Weise die natürlichen Verrichtungen des menschlichen Körpers, besonders aber die Verdauungskräfte, hindert, oder in Unordnung bringt. Eben um deswillen sind alle sehr junge und allzualte Biere schädlich. Denn die erstern erregen Blähungen und Durchlauf, die letztern aber bringen eine Säure im Magen hervor, die die Verdauung verdirbt. Das beste Bier ist dasjenige, was von mittlerm Alter, was am leichtesten, was im März und April, oder in einer temperirten Jahrszeit gebrauet, nicht scharf, und nicht allzuhitzig vom Hopfen oder Gewürzen ist. Diese Biere verdauen sich leicht, sind nahrhaft und stärken, und haben wenig Arzeneykräfte. Nach ihnen folgen diejenigen, welche die natürlichen Verrichtungen eines gesunden Körpers vermehren, ohne auf andere Weise die thierische Oekonomie zu verändern. Von dieser Art ist das berühmte Merseburgische Bier. Seine Bitterkeit stärket den Magen und befördert die Verdauung; sein Reiz in den Gedärmen unterhält die Oeffnung des Leibes; und da es zugleich den Trieb des Blutes ein wenig beschleuniget, so befördert es den Abgang des Urins und die unmerkliche Ausdünstung sehr merklich. Die schlechtesten Arten von Bieren sind die, womit man Krankheiten curiren und machen kann. Man müßte sie dann nur als Arzeney gebrauchen. Die stark rauschenden, welche wie Opium, die süßen, welche wie Purgiertränke von Manna, einige die schneidendes Wasser machen, und wie spanische Fliegen wirken, Biere die zu sehr kühlen, und die, ohne den Durst zu löschen, andere Wirkungen thun, die man von einem gewöhnlichen Getränke nicht erwartet, sind insgesammt keine Materien zur Lebensordnung; und wer keine andere als solche habhaft werden kann, der thut besser, daß er sich nach Friedrich

Digitized by Google

drich Hofmanns Rathe, eines mit Waſſer vermiſchten Weins zum Getränke bedienet, oder ſich ſelbſt ein Bier zubereitet, das von allen dieſen Unvollkommenheiten frey iſt. Zu dem Ende kann man ein mit geröſtetem Gerſten oder mit Malze abgekochtes Waſſer trinken, worinn eine geröſtete Brodrinde und einige Pommeranzenſcheiben ſchwimmen, und das man allenfalls auch mit etwas Wein und Zucker vermiſchen kann. Ein ſolches Getränk hat die Nahrhaftigkeit, die ſtärkende und Durſtſtillende Kraft des Bieres, es ſchwächet den Magen nicht, verurſacht weder Rauſch noch Hitze, und befördert nur, wenn es in Menge getrunken wird, den Abgang des Urins und die unmerkliche Ausdünſtung.

Wenn die Biere von ſolcher Art ſind, ſo kann man ſie ſelbſt den Kranken zur Stärkung, Ernährung und Erquickung geben. Die Ptiſane macht oft Verſtopfungen, beſchweret den Magen, vermindert die Kraft der Fäſergen, und erzeuget allerhand Krankheiten. Die Fleiſchbrühen ſind nicht in allen Krankheiten dienlich. Sie erregen öfters das Fieber mehr, als daß ſie es mäßigen ſollten, und vermehren die Entzündungen, an ſtatt ſie zu vermindern. Sie machen eine neue Fäulniß, an ſtatt derjenigen Einhalt zu thun, welcher man damit abhelfen will. Ein Arzt aus Paris, Herr Gentil, der gewiß das Bier unpartheyiſch loben kann, verſichert, daß man die meiſten dieſer übeln Wirkungen vermeiden würde, wenn man den Kranken mit Klugheit und Vorſichtigkeit den Gebrauch eines guten Bieres verſtattete.

Ein gutes Bier, und ein wohlgebackenes Brod ſind demnach die nahrhafteſten, natürlichſten und zur Diät geſundeſten Lebensmittel für alle geſunde Menſchen; und man kann ſagen, daß ſie niemanden von ihnen ſchädlich ſind, außer denen, die überhaupt nicht eſſen und trinken ſoll-

sollten, und die alles vermeiden müssen, was sie ernähren kann. Dieses sind die gemästeten Leute, welche von guten Tagen Krank werden. Ihnen schreibt die Natur das Gesetz vor, was die Gerechtigkeit allen Uebelthätern und der Dichter allen Feinden das Geschmacks aufleget, bey Wasser und Brodte zu leben: denn das Bier ist ihnen zu nahrhaft, und schon das Brod allein mästet sie überflüßig. Leute von dieser Art dürfen keine Kritik über das Bier anstellen; sondern sie müssen Wasser trinken. Können sie aber das Bier nicht entbehren, so muß man ihnen saures, schaales und junges Bier geben, wovon sie krank und mager werden. Doch haben dieses diejenigen Leute nicht nöthig, die ungerathene Kinder, schwere Proceße, böse Ehegatten und verruchtes Gesinde haben: denn Sorge, Gram, Verdruß, Zorn und Traurigkeit sind die besten Schmelzer dicker Bäuche. Sie curiren Gicht, Reißen, Podogra, Chiragra, Malum Ischiadicum, Rheumatismen, Migraine, Vapeurs, und eine Menge anderer schweerer Gebrechen, davon viele auf den Zetteln der Charlatans stehen, deren Arzeneyen gegen diese Mittel, wie überhaupt, für nichts zu achten sind.

* * *

Tablettes de Jus de Viande.
Trockene Fleischbrüh- oder Potagekuchen.

Man nimmt 12 Pfund saftiges, nicht zu fettes noch zu mageres Rindfleisch, einen zerspaltenen guten Markknochen, einen Kalbsfuß und zween alte Hähne mit ihren Knochen, die im Mörser klein gestossen werden; ein halbes Quentlein Muschatblumen, einen Scrupel weissen Pfeffer, eben so viel Ingber, und 4 bis 5 Lorbeerblätter; und giesset so viel Wasser darauf, als man zu einer guten starken Fleischbrühe ordentlich nehmen muß. Dieses alles kochet man zusammen in einem irde-

irdenen Topfe, der wohl zugedeckt ist. Man läßt es auf einem gelindem Kohlfeuer zwölf Stunden lang kochen, rührt es dann und wann wol um, und schäumet es wol ab. Alsdann seiget man es durch ein feines härnes Sieb, läßt es kalt werden, nimmt alles Fett rein ab, setzet die Gelee oder Gallert in einem irdenen Topfe auf ein Kohlfeuer, und kocht es so lange gelinde, bis es wohl eingekocht ist, und dicke wird. Sodann schüttet man es auf eine Schüssel, läßt es gerinnen, schneidet das geronnene in Stücken, wie in Kuchen, und läßt diese Kuchen auf einer irdenen Schüssel, in einem Backofen, wenn das Brodt heraus, und er nicht mehr zu heiß ist, trocknen, und verwahret sie zum Gebrauche. Da diese Kuchen leicht verbrennen, so muß man behutsam zu Werke gehen. Sie dauren viele Jahre lang, nur müssen sie an einem trockenen Orte verwahrt werden: denn an einem feuchten beschlagen sie, wiewol ihnen auch dieses nichts schadet, wenn man nur den Schimmel wohl abschabet.

Der Gebrauch dieser Kuchen ist folgender: Man kochet reines Wasser, thut einen, oder so viel Kuchen dahinein, als man die Suppe stark haben will, und wenn sie zergangen sind, so salzt man sie. Man kann auch Eyer, Semmel, oder grüne Gartenkräuter hinein thun. Solchergestalt kann man in der Geschwindigkeit, ohne Fleisch, auf Reisen, auf dem Lande und zur See, so oft man will, Fleischsuppen haben; oder man kann auch die Kuchen trocken essen, oder im Munde schmelzen lassen, wie die Chocoladekuchen, und etwas dazu trinken, so kann man sich auch auf diese Weise wol einige Tage damit behelfen.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und siebentes Stück.

von Haller.

Er füllt sein flammend Aug mit Rach und wildem Eifer;
Sein Arm, bewehrt mit Stahl, sein Mund, beschäumt mit Geifer,
Droht Todt und Untergang, Mord, Bosheit und Verrath.

Als einsmals der stoische Weltweise **Diogenes**, mit dem Zunamen der Babylonier, seinen Zuhörern in einer schönen Rede erwies, daß man sich über nichts erzürnen müsse, reusperte ihm ein gewisser unbesonnener Jüngling ins Angesicht, vermuthlich, um zu sehen, wie viel Geschicklichkeit er besäße, seine eigenen Regeln zu erfüllen. Der geduldige Weltweise antwortete auf diese Beschimpfung, daß er sich zwar nicht darüber erzürne, daß er aber doch ungewiß sey, ob er sich nicht von Rechts wegen erzürnen sollte? Ein Stoicker hätte wissen müssen, daß er es durchaus nicht thun dürfte. Inzwischen glaube ich doch, daß wir andern es alle gethan haben würden. Der Schreck und der Zorn sind Leidenschaften, die uns so plötzlich überfallen, daß wir sehr unvermögend sind, sie zu vermeiden. So wie unser Gemüth erbebet und zaget, wenn uns ein plötzlicher und unvermutheter Unfall dräuet, so wird es auch durch ein uns angethanes Unrecht gar bald in diese tobende Leidenschaft versetzt, welche **Seneca** und **Cato** eine kurze Raserey nenneten. Es scheint, als ob sich diese Wuth in den wesentlichen Charakter aller empfindenden Wesen mischte, und als ob sie ihnen die Natur zu ihrer Selbsterhaltung und Vertheidigung beygelegt hätte. Die kleinsten Insekten lassen sich nicht ungerächt beleidigen. Die Biene erzürnt sich und sticht, wenn man sie in

ihrer Arbeit störet; die Viper verwundet ihren Beleidiger; und damit diese Verwundung zur Rache werde, so muß erst der Zorn ihre Bisse vergiften; die Kröte beschmitzt ihren Verfolger mit dem brennenden Gifte, den sie im Zorne gegen ihn ausspritzet; der Hund verschonet seinen Herrn selbst nicht mit gefährlichen und tödtlichen Bissen, wenn er ihn unvorsichtig in Wuth bringt. Man hat Beyspiele von Hähnen, von Endten, und hundert andern Thieren, deren Biß durch ihre Wuth giftig und tödtlich gemacht wird. Unter den vierfüßigen Thieren findet man durchgängig Spuhren eines Zorns, der ihre Beleidigungen begleitet. Unter den Menschen macht weder der Stoicker noch der Pietist davon eine Ausnahme; und im Himmel selbst geht es nicht besser her, wenn wir dem Homer und Virgil glauben wollen, die ihre Götter fast alle Augenblicke an einander hetzen, und den Zorn zum Vermittler aller der großen Thaten gebrauchen, welche sie sie verrichten lassen.

Es zeiget sich in allen Beyspielen von Thieren und Menschen, daß ihnen die Natur mit dem Zorne gleichsam die Waffen angelegt hat, sich selbst zu vertheidigen. Dieser natürliche Ursprung, und der Schein des Rechts, das man zu seiner Vertheidigung zu haben glaubt, am meisten aber auch das natürliche Unvermögen der Menschen, den Zorn zu vermeiden, macht ihn zu einem so nothwendigen Uebel, daß alle Sittenlehrer, die ihn uns haben verhüten lehren wollen, darüber zu Schande geworden sind. In der That besteht das ganze Geheimniß, nie zu zürnen, in dem einzigen vesten Vorsatze, sich Unrecht thun zu lassen; und wenn man sich nicht ärgern wollte, so könnte es in den meisten Fällen hinreichend seyn, der Regel im Alkorane zu folgen, welche sagt: Du sollst nicht disputiren mit denen, die nicht hören wollen. Allein, ich werde mich wol dafür hüten, bey meinen Lesern auf die Beobachtung dieser Gesetze zu dringen; denn wenn sie mir antworteten, daß

ihnen

Digitized by Google

ihnen der Trieb zur Selbstvertheidigung angebohren wäre, und daß die Vernunft über so schnelle und gewaltige Triebe nichts zu gebieten habe; so würde ich in großer Verlegenheit seyn, sie eines Bessern zu überzeugen. Ich werde demnach bey dieser Gelegenheit, wo vielleicht sonst jeder moralisiren würde, nicht moralisiren. Ich will den Zorn nur als Arzt betrachten, das ist, von einer Seite, wo er der Fakultät ungemein viel einbringt. Denn gewiß, wenn Zorn und Aergerniß vom Erdboden vertilgt würden; so glaube ich, daß mehr als die Hälfte der Aerzte würde Hungers sterben müssen. Allein, so hat es das Schicksal gewollt: Wir armen Leute sollten nicht Hungers sterben, und darum muß sich das menschliche Geschlecht unaufhörlich zanken. Darum muß weder der Stoicker, der inwendig immer voll Leidenschaft steckt; darum muß weder der träge Phlegmaticus, der doch sonst der meisten Leidenschaften spotten kann, noch der sanftmüthigste und friedliebendste Mann, ohne Ungeduld und Empörung des Herzens, leiden können, daß ihm Unrecht angethan werde. Warum wünschte der sanfte und friedliche Melanchthon zu sterben? Sagte er nicht selbst, theils um Gottes Anschauen zu genießen, theils aber, um dem unversöhnlichen Hasse der Geistlichen auszuweichen, die ihn verfolgten? Der Todt selbst, vor dem sonst, wenn er sich nähert, alle Leidenschaften entfliehen, findet oft ein Herz, das sich, wenn er es erdrücken will, noch zwischen seinen Händen, von Zorn, Haß und Rachgier empöret. Ajax Oileus, den schon die Fluthen ersäuften, steckte noch die Hand aus den Wellen und dräuete. Der stolze Herzog von Espernon, der schon so alt und abgezehrt war, wollte doch an seinem Todestage einem Bedienten nicht Abbitte thun, dem er ein paar Tage vorher übel begegnet hatte. „Es ist genug, sagte er zum Priester, daß ich denen von den meinigen vergebe, die mir mißfallen haben. Allein, das habe ich nie gehört, daß auch ein Herr, der selig sterben will, seinen

Digitized by Google

Hausgenossen eine Ehrenerklärung thun müsse.„ So vest wurzelt Haß und Unversöhnlichkeit in den Herzen der Menschen. Wie sollte ich es wol wagen dürfen, wider diese Leidenschaft zu eifern, und was würde ich damit ausrichten? Gewiß nicht so viel, als ich ausrichten werde, wenn ich meinen Lesern zeige, wie grausam der Zorn in sie selbst wüte, und wie viel sie dabey verlieren, wenn sie das letzte Wort behalten, und immer Recht haben wollen.

Da der Zorn ein natürlicher wilder Trieb der Selbstvertheidigung ist, so offenbaret er sich, als ein solcher, in seinem ganzen Charakter. Ein Mensch, der alle seine Kräfte zusammen nimmt, um gegen einen ihm überlegenen Mörder zu kämpfen, der stellet natürlich das Bild eines Wüthenden vor, der sich über ein Wort, über einen Mops, über ein schiefes Gesicht, oder über eine Stecknadel erzürnet. Crede mihi, sagt Seneca, levia sunt, propter quæ non leviter excandescimus, qualia quæ pueros in rixam & jurgium concitant. Nihil ex his, quæ tam tristes agimus, serium est, nihil magnum. Inde, inquam, vobis ira & infantia est, quod exigua magno æstimatis. Sobald sich ein Mensch über die geringste Kleinigkeit erzürnet, so fängt sein Herz an schnell und heftig zu schlagen, und das Geblüt wird mit aller Gewalt nach den äußern Theilen getrieben, da es hingegen beym Schrecke, welcher eine Art von Flucht oder Verzagen des Herzens ist, nach den inwendigen Theilen hinströmet. Ich gebe, im Vorbeygehen, diesen Umstand denen zu überlegen, die den Zorn für eine Art des Schreckens halten. Von dieser Bewegung nach außen werden die Adern aufgetrieben, und das Gesicht schwillt von einer brennenden Röthe. Die Augen funkeln mit einem wilden und blitzenden Feuer; die Lippen laufen auf und beben; die Zähne knirschen; der Mund schäumet; und die Zunge, welche Euripides die Dienerinn des Zorns nennet, ist bald, wie gelähmt, bald aber poltert sie mit tausend Flüchen

und

Digitized by Google

und Scheltwörtern. Die Stirne zieht sich in Falten; die Haare sträuben sich und steigen empor; die Glieder zittern; der Athem wird schwerer, schneller und unterbrochen; und durch die Nase schnaubet die Wuth. Die Muskeln wenden oft eine fast unglaubliche Gewalt an; die Füße stampfen; die Fäuste werden geballt; und zuweilen bemeistert sich der Krampf auf einmal des wütenden Thiers, und verwandelt es in eine Bildsäule. Kurz, man erblicket in jedem Zornigen einen rasenden Menschen, oder einen, der in Verzweifelung streitet, und dabey den Gebrauch aller seiner Sinnen und der Vernunft verlieret; einen Achilles, der in seinem Zorne wider den Agamemnon erst mit der Zunge, dann mit den Mienen raset, und endlich mit der Faust die Waffen zu sich reißt.

Ist es wol zu bewundern, daß eine solche Wuth die menschliche Natur zerrüttet, und mit ihrer Gefahr auf Kräfte, Leben und Gesundheit losstürmet? Der Krampf der inwendigen Theile, der das schäumende Blut so weit von sich in die kleinen Gefäße der Haut hineinjaget, beklemmt, zerdrückt und umspannt alle die edlen Eingeweide, die so viel Schonung bedürfen, wenn die Natur ihre inwendige Haushaltung ungestöhrt führen soll. Das gejagte Herz empfindet Angst, und muß oft schier in langen Ohnmachten ersterben. Die beklemmte Brust wird von Steckflüssen bedräuet; die Lunge, die Leber, der Magen, die Gedärme, und andere edle Eingeweide, entzünden sich. Der Krampf presset aus der Gallenblase die Galle in die Gedärme und den Magen, und verursacht bald Erbrechen, bald Durchlauf, bald Gallenfieber, bald Wuth, und bald die gelbe Sucht. Er zersprengt die Blutgefäße bald im Gehirne, wo sich ein Schlagfluß erzeuget, der zuweilen plötzlich tödtet, bald da, wo das Geblüt einen Ausgang finden kann, und wo davon die Blutstürzungen entstehen, die kaum gestillet werden können. Ja, Hildanus hat sogar bemerkt, daß vom Zorne die Narben ehemaliger

Wunden wieder aufgesprengt werden können; gleich wie auch Pechlin eines Rittmeisters gedenkt, welcher vom Zorne einen so heftigen Blutfluß durch die Ohren erlitten, daß er sich einst in einem Gefechte bis zur äußersten Ohnmacht auf diese Weise verblutet, ohne sonst im geringsten verwundet worden zu seyn.

So wie nun die innern Theile von dieser großen Leidenschaft mitgenommen werden, eben so wiederfährt es auch sowol den äußerlichen Gliedmaßen, als den Gemüthskräften. Sehr oft erzeugen sich diejenigen Entzündungen auf der Haut, die man die Rose nennet; und zuweilen zerreißet die Gicht, oder lähmet der Krampf die Gelenke, die sich im Dienste der Leidenschaft zu heftig angestrengt hatten. Ein Hypochondrischer, der sich dem Zorne ergiebt, läuft Gefahr in Raserey oder in Melancholey zu verfallen, ja, ich würde kein Ende finden, wenn ich alle das Unheil ausführlich beschreiben sollte, das von dieser Wuth herrühret. Dieses ist eine Ursache, warum so viel Leute fast alle ihre Krankheiten vom Zorne und Aergerniß herleiten. Sie wissen am besten, wie empfindlich ihre Eigenliebe, und wie leicht sie aufgebracht ist; sie empfinden aber auch aufs lebhafteste, daß sie sie niemals mit Zorne vertheidigen, ohne ihr dadurch noch mehr Leid zuzufügen.

Wenn man dasjenige bedenkt, was ich in meinem 97sten Stücke vom Schrecke und von den Leidenschaften überhaupt gesagt habe; so wird es niemanden seltsam vorkommen können, daß nach so vielem Unglücke, als Zorn und Aergerniß stiften, diese Affekten dennoch zuweilen vermögend sind, Krankheiten zu heben, worunter auch sogar einige von denen mitgehören, die sie in andern Fällen hervorbringen. Dies ist die Art aller Arzeneyen, Gifte und Leidenschaften, daß sie wirken, nachdem sie treffen. Der Blitz, der ein Haus in Flammen setzt, kann zuweilen ein brennendes Haus löschen, wenn es auch wirklich von einem andern Blitze in Brand gerathen ist.

Weil

Weil der Zorn den Durchlauf erregen kann, so ist er vermögend, eine Verstopfung des Leibes zu curiren; und hiervon hat **Valeriola** eine Beobachtung. Weil er zu seinem Gezänke der Zunge bedarf, so kann er sie bey stummen Personen dergestalt anstrengen, daß sie zu reden anfangen. Hiervon findet man in den Actis Hafnienſ. im **Tulpius**, und beym **Valerius Maximus** Beyspiele. Die Geschichte des Sohnes des Lydischen Königs, **Crösus**, ist bekannt. Als dieser stumme Mensch in der Schlacht, welche sein Vater mit dem **Cyrus** hielt, sahe, daß sein Vater von einem Soldaten mit entblößtem Degen grimmig angefallen wurde; so brach er auf einmal, aus Zorn, Wuth und Schrecken, in die Worte aus: **Halt ein, Soldat! Es ist der König, den du umbringest.** Eben auf solche Weise kann der Zorn, welcher oft eine Lähmung der Glieder nach sich zieht, auch andere gelähmte Glieder in Bewegung setzen, weil er mit der größten Heftigkeit auf sie wirket. **Valeriola** erzählet, daß ein seit verschiedenen Jahren lahm gewesener Mann, bloß, um seinen Diener zu prügeln, im Augenblicke wieder gehen lernen, und stets gesund geblieben, ob er gleich zuvor alle ersinnliche Hülfe der Aerzte vergeblich angewendet hatte. Durch die Gegenwart seines Feindes ward ein Gelähmter, dessen **Horst** gedenket, in solchen Zorn gesetzet, daß er sich, aus Vergessenheit seiner Lähmung, geschwind auf die Beine machte, und ihn anfiel. Von podagrischen Leuten, die durch den Zorn befreyet worden sind, haben **Pechlin**, **Horst** und **Bartholin** Beyspiele; und es scheint überhaupt gichtischen Leuten gesund zu seyn, daß sie zuweilen einen Laquayen oder ein Mädchen prügeln, damit die Gicht nicht so leicht zurück trete. Der Zorn treibt sie wieder heraus in die Glieder, und sie scheint selbst aus einem Körper in den andern überzugehen, weil die geprügelten Leute auch über Reißen zu klagen haben. An drey- und viertägigen Fiebern, welche

Digitized by Google

der Zorn vertrieben hat, ist kein Mangel. In den Schriften der kayserlichen Akademie der Naturforscher, im Valeriola, und andern, findet man davon Zeugnisse. Da endlich auch Sanctorius angemerkt hat, daß der Zorn die unmerkliche Ausdünstung vermehre, so läßt sich leicht erachten, daß er in vielen Fällen gute Wirkungen haben könne.

Ein jeder Mensch hat seine Tage, da er übel aufgeräumt und zum Zorne geneigt ist; und viele bemerken, daß sie sich recht wohl befinden, nachdem sie sich ein wenig erzürnt haben. Dieses kommt daher, weil diese Leidenschaft alle Kräfte anstrenget, und die beyden nothwendigsten Ausführungen, die Leibesöffnung und die Ausdünstung, vermehret. Die Ergießung der Galle ist bey einem mäßigen Zorne so wenig schädlich, daß sie vielmehr die Verdauung der Speisen befördert, und die Arbeit des Magens und der Gedärme erleichtert. Alle diese Umstände sind Leuten von trägen Naturen, deren Kräfte zuweilen eines Sporns bedürfen, und solchen, bey denen die natürlichen Ausführungen nicht wohl von statten gehen, ungemein günstig; und es gehört mit zu ihrer Diät, daß sie sich dann und wann zanken. Daher urtheilte Krüger, daß ein mäßiger Zorn den Phlegmaticis eine Arzeney wäre; und er kann es auch andern Leuten seyn, die lebhaftere Naturen haben. Wenn ihre Kräfte zuweilen hinläßig werden; wenn sich zu wenig Galle mit ihren Speisen vermischt; wenn das Blut zu träge umläuft; der Leib sich verstopfet, oder die Ausdünstung unterbrochen wird; kurz, wenn sie kleine Unpäßlichkeiten haben, die ihnen Krankheiten weißagen; so kann sie öfters ein kleiner Zorn aufs geschwindeste wiederherstellen. In der That scheint die Natur dieses Hülfsmittel selbst zu kennen, und es in allen solchen Fällen zu ihrer Rettung zu gebrauchen. So bald man solche Unpäßlichkeiten empfindet, welche der Zorn aus dem Wege räu-

Digitized by Google

räumen würde, und die ich itzt eben erzählt habe, so wird man verdrießlich, und so zum Zorne geneigt, daß ihn, wie man sagt, die Fliege an der Wand reitzet. Besonders bemerkt man diese Aergerlichkeit an Leuten, die wegen eines Fehlers der Leber keinen hinlänglichen Abfluß der Galle in die Gedärme haben. Wenn sich bey ihnen von einem kleinen Zorne die Galle häufiger ergießt; so werden sie alsobald wieder munterer und gesunder.

Alles dieses überredet mich mehr und mehr, den Zorn für einen natürlichen Trieb zu halten, welcher nur allein durch sein Uebermaaß schädlich wird, und wodurch uns die Natur zu den Pflichten der Selbsterhaltung anstrenget. Die Eigenliebe ist das große Kunststück, wodurch sie uns zu Allem macht, was sie aus uns haben will. Ohne sie würden wir mit Gelassenheit untergehen, und uns wenig um unsere Erhaltung bekümmern. Sollte uns aber die Eigenliebe zu unserer Erhaltung anstrengen; so muste uns das, was sie beleidigte, so unerträglich seyn, daß wir alle unsere Kräfte aufboten, um es abzuwenden. Sie wird aber beleidiget, wenn uns Unrecht geschieht: daher war uns ein Schmerz nöthig, wenn solches geschahe, und eben diese schmerzhafte Empfindung des uns angethanen Unrechts ist die Aergerniß. Es waren uns Triebe zu unserer Vertheidigung nöthig; und diese Triebe sind der Zorn. Die Aergerniß, die Empfindung des Unrechts, und der Zorn, die Protestation dagegen, scheinen also den thierischen Naturen eben so unentbehrlich zu seyn, als ihnen die Wollust ist, um sie für ihre Erhaltung zu interessiren, ohne diese wichtige Angelegenheit auf die langsamern, kältern und mißlichern Entschließungen des vernünftigen Willkührs ankommen zu lassen, welche fast allezeit zu spät kommen würden. Die Pflicht der Erhaltung ist allgemein: die Triebfedern dazu mußten aber, zu schneller Wirkung, schärfer gespannt werden, als es die freye Vernunft leidet;

Digitized by Google

und ausserdem mußten sie auch für alle Umstände, für Freude und Leid, eingerichtet seyn. Im Wohlleben treibt uns das Vergnügen, die Lust in Speisen und Getränken; in drohender Gefahr aber, der Trieb, uns zu vertheidigen, zu dieser Pflicht an. Die Thiere bedienen sich des Zorns wirklich zu keiner andern Absicht, als dieser. Er lehrt sie bloß den Gebrauch der Waffen, die ihnen die Natur zu ihrer Vertheidigung gegeben hat; die Viper, daß sie ihren Gift durch einen Biß fortpflanze; die Biene, daß sie steche; den Ochsen, daß er seine Hörner; das Pferd, daß es seine Schenkel gebrauche, und so weiter. Ueberhaupt bedienen sich die Thiere dieser ihrer Waffen mit vieler Ordnung, und wüten mehr nach Verhältniß der Größe der Gefahr oder Beleidigung, als durch selbst gereitzte Erbitterung. Allein, die Menschen sind, wie in allen Dingen, also auch hierin, ausschweifender. Sie erbittern und reitzen sich zu größerm Zorne, als sie Ursache hätten, durch Ueberlegungen des Verstandes, der sich doch in die Oeconomie der Triebe, von denen er nichts versteht, nicht mischen sollte. Wenn wir den Zorn nie übertrieben; so würden wir eben so selten, als die Thiere, üble Wirkungen davon empfinden. Dieses Elend läßt sich einsehen und beklagen: aber wer kann es hindern?

Wenn es nicht einen Grad des Zorns gäbe, der unschädlich, nützlich und natürlich wäre; so gehörte diese Leidenschaft gar nicht in das Gebiet der Lebensordnung; so müßte man sie schlechterdings verbieten, und da würde man gut verbieten haben! Allein, da ich nicht so strenge Gesetze gebe; da ich gewiße Grade des Zorns medicinisch erlaube; so findet in der Lebensordnung ein richtiger und unrichtiger Gebrauch desselben statt, und davon muß ich etwas sagen.

Ich wollte wünschen, daß man so zürnte, wie ich unlängst gewünscht habe, daß man tanzen möchte. Nicht

so

Digitized by Google

so übertrieben, nicht so heftig, als wie unsere neuern Entzückten ihre süßen Leidenschaften übertreiben: ob dies gleich nach den Regeln der Aesthetick vielleicht künstlicher seyn könnte. Nein, nachläßig. Wollte Gott, daß alle Menschen nicht anders zürnen könnten, als wie gewiße alte Weiber, die nur keifen, und das vom Morgen bis in die Nacht, ohne dabey das Geringste von ihren Geschäften zu versäumen, ohne sich anzugreifen, und so, daß sie dazwischen Lieder singen, Spinnrockenmährgen erzählen, essen und ausschlafen können. Ein solcher Zorn würde wirklich nur die Zunge, und nicht das Herz beschäftigen; man könnte dabey eben so alt werden, wie diese alten Murmelthiere, und er würde uns viel zuträglicher, ja wol gesunder seyn, als wenn er

— — durch die geschwollnen Lippen,
Wie eine wilde Fluth durch aufgethürmte Klippen,
Mit krachendem Getös und Ungestüm,

hervorbricht. Da es Leute genug giebt, die diese Gabe zu zanken haben, ohne sich dabey zu ärgern, so muß man bey ihnen in die Schule gehen, um es ihnen abzulernen.

Ich muß mir aber hierbey selbst einen Einwurf machen, welcher die Ausübung dieser Regel zu verbieten scheint. Wie, wenn uns physicalische Ursachen zum Zorne reitzen? Muß man ihm dann nicht nothwendig freyen Lauf lassen, um sich durch diese Cur wiederherzustellen? Habe ich nicht selbst gesagt, daß der Zorn zuweilen ein Trieb der Natur sey, wodurch sie uns in den Stand setzet, drohende Gefahren zu vermeiden? Darf wol ein Kranker dursten, wenn ihm sein Trieb gebietet zu trinken? Warum sollte man also wol den Trieb zu zürnen ersticken, wenn ihn uns die Natur selbst zu unserm Besten eingiebt?

Hier-

Digitized by Google

Hierauf antworte ich erstlich, daß man den Trieb zu trinken bey Kranken nie in dem Uebermaße befriedigen muß, daß sie sich berauschen; und eben so muß man auch mit dem Zorne öconomisiren, ob er gleich ein nützlicher Trieb der Natur wäre. Es muß allemal bey einem sehr mäßigem Zorne bleiben, wenn er als ein gesunder Trieb seine gute Wirkung thun soll; und eben dies ist der leichte schwazhafte Zorn, den ich empfehle. Die gemeine Erfahrung ist auf meiner Seite. Man findet, daß der Zorn weniger schade, je mehr man ihn ausläßt; und der gemeine Mann hat seine Regel, daß man ihn nicht in sich fressen soll. Je schwatzhafter er ist, desto unschädlicher ist er; und dieses gilt von allen Leidenschaften überhaupt. Die stummen sind tückisch; aber an der Zunge bricht sich ihre Gewalt, wie die Wuth der Wellen an den Felsenklippen.

Zum andern aber muß ich den obigen Einwurf noch auf eine edlere Weise beantworten, die mehr mein Ernst ist. Es ist gewiß, daß uns die heftigen Wirkungen eines mäßigen Zorns zuweilen nützlich seyn können, um die trägen Kräfte zu ermuntern, die Ausführungen zu befördern, die Verdauung zu erleichtern, u. s. w. In solchen Fällen werden wir aus einem natürlichen Triebe beißig, widerwärtig und zum Zanke geneigt. Allein wir können, an statt diesem niedrigen Triebe zu folgen, der Absicht der Natur auf eine andere Weise genug thun, so daß wir die Gefahren des Zorns, der sich in keine Schranken zwingen läßt, vermeiden, und dennoch alle die Vortheile davon haben, als ob wir uns wirklich erzürnet hätten. So bald man bey anwandelnder Unpäßlichkeit die Zanksucht und den Reiz sich zu ärgern, bey sich verspühret, so ersinne man einen künstlichen Zorn, der eben dieselben Wirkungen verrichten kann, als der natürliche. Man gehe auf den Fechtboden, und stoße sich mit einem Freunde herum, bis man schwitzet, und lasse sich von ihm stoßen,

bis

Digitized by Google

bis man genug hat. Dieses Mittel strenget eben so, wie der mäßige Zorn, die Kräfte an, es vermehret die Ausführungen, und wenn man ein paar gute Stöße zu viel empfangen hat, so wird sich eine kleine Eifersucht in den Scherz mischen, die eine hinlängliche Ergiessung der Galle verursachen wird, um auch die Verdauung zu befördern. Wer dieses nicht für gut findet, der kann ein Bergfest der Bernischen Alpenbewohner anstellen, wie es uns der Herr von Haller beschreibt:

Da sammlet sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb und Lob bemüht;
Da ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib und Leib, und schlinget Hüft um Hüft.

Ist dieses noch nicht recht; so kann eine Jagd, so kann auch das Reiten und der Tanz die dienliche Absicht schon hinlänglich erreichen. Wer sich mit der völligen Anlage zum Zanke diesen Lustbarkeiten übergiebt, der wird mit frölichem Herzen und mit geretteter Gesundheit wieder zurück kommen.

Weil es aber bey dem allen doch selten möglich ist, so wol den mäßigen als unmäßigen Zorn zu vermeiden, so will ich nur ohne weitere Umschweife die nöthigsten Maximen hierhersetzen, wie man sich bey Zorn und Aergerniß, der Gesundheit zum Besten, zu verhalten habe.

Wenn man die Wirkungen des Zornes betrachtet, die ich oben angeführt habe, so wird man einsehen, daß diese Leidenschaft solchen Leuten am nachtheiligsten seyn müsse, die zu starken Blutflüßen geneigt sind, die zitternde Glieder und einen sehr flüßigen Leib haben, mit der Zunge stammlen, denen das Herz klopft, die zu Krämpfen, zur fallenden Sucht, zu Entzündungsfiebern, zu Gallen- oder

Leber-

Digitized by Google

Leberkrankheiten, zu Schlag- und Lähmflüssen, zur Gicht, zur Hypochondrie und Melancholey geneigt, und von sehr zärtlicher Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit sind. Diesen würde es viel nützen, wenn sie blind und taub wären; weil man mit diesen beiden Sinnen die meisten Beleidigungen auffängt, die uns in Zorn setzen. Ihnen rathe ich Leichtsinn, Unempfindlichkeit, Bereitwilligkeit zum Vergeben, und solche Tugenden mehr, die wir armen Menschen fast nur dem Namen nach kennen. Besonders aber müssen sie alle physicalische Veranlassungen zum Zorne meiden, und dahin gehören alle hitzige Dinge, Gewürze, Weine, Biere und Branntweine. Ihre Nahrung sey kühlende Milch, Wasser, Gartenfrüchte, und dergleichen, sind ihnen am dienlichsten,

Und manchen Zwist, bey dem wir andern rechten,
Ersäufen sie im Wassertrunk.

Wenn man sich erzürnt, so ist es eine kluge Vorsichtigkeit, allen Speichel auszuwerfen, und keinen zu verschlingen. Der Zorn vergiftet den Speichel aller Thiere; und gleichwie sich dieser Gift durch den Biß auf andere Thiere fortpflanzet, so ists zwar keine strenge Folge, aber doch wahrscheinlich, daß er auch, wenn man ihn verschlinget, üble Wirkungen thun könne. Wo es möglich ist, so vermeide man um deswillen den Zorn und Aergerniß unter dem Essen und Trinken; und wenn man sich vor der Mahlzeit geärgert, so faste man 6 Stunden darauf. Diese Busse ist gesund. Noch weniger muß man bald nach dem Essen sich ärgern; und das kann durch eine Politick geschehen, wenn man Nachmittagsruhe hält. Das Trinken ist gleich nach dem Zorne überhaupt schädlich. Allein, Wein oder Branntewein würden zu solcher Zeit die allergefährlichsten Gifte seyn. Wie viel Beyspiele von Entzündungen der Leber, des Magens, der Gedärme,

Digitized by Google

me, ja von unheilbaren Verletzungen der Eingeweide, welche der Tod begleitet, hat man nicht ſchon von dieſem Fehler in der Lebensordnung erlebt! Vor wenigen Tagen ſahe ich einen choleriſchen Mann, der ſich nach einem großen Zorne in Weine betrunken hatte. Unmittelbar darauf ward er mit derjenigen Raſerey befallen, welche die Aerzte die Hirnwuth nennen, und er hatte 5 Tage und Nächte weder geſchlafen, noch einen Augenblick ruhig geſtanden, oder geſeſſen. Er ward zum Glück binnen 10 Tagen auf eine Weiſe wiederhergeſtellt, die hier nicht zur Sache gehört. Sein Beyſpiel warne und witzige meine zornigen Leſer! Da der Zorn das Geblüt auſſerordentlich erhitzt, und die heftige Leidenſchaft das Gefühl betäubet, ſo muß ein Erzürnter ungemein vorſichtig ſeyn, daß er ſich nicht erkälte; und da der Krampf öfters die Wege der natürlichen Ausführungen ſo hartnäckig verſchlieſſet, daß er ſie nicht wieder verlaſſen will, wenn man ihm Zeit gegönnt hat, ſich darinn feſt zu ſetzen, ſo iſt es eine nützliche Vorſicht nach der Aergerniß, den Harn zu laſſen, und die Leibesöfnung nicht zurückzuhalten, die ſich gemeiniglich nach dem Zorne ſelbſt einfindet. Man hüte ſich aber, ſie mit hitzigen und reitzenden Purganzen, oder das Erbrechen mit dergleichen Brechmitteln zu befördern, weil die Galle ſchon hitzig und reizend genug iſt, und Entzündung und Brand den Magen und die Gedärme zu Grunde richten, und den unvermeidlichen Tod verurſachen könnten. Ich weiß wol, daß ein Arzt nach dem Zorne Brechmittel und Purganzen verordnen dürfe: allein, das müſſen andere Leute nicht wißen, wenigſtens nicht nachthun, die nicht mit geübter practiſcher Scharfſinnigkeit die Fälle und die Arzeneyen unterſcheiden. Ein ſolcher Mann wird auch entſcheiden müſſen, welchen Erzürnten das Blutlaſſen dienlich ſey. Es iſt Vollblütigen einige Stunden oder Tage nach heftigem Zorne faſt unentbehrlich.

Der

Digitized by Google

Der geheime Rath Friedrich Hoffmann verordnete Leuten die sich geärgert und erzürnt haben, die folgenden Arzeneyen, welche billig ein jeder Hausvater stets bey der Hand haben sollte. Man nimmt so wol von Krebsaugen, als Perlmutter ein halbes Quentlein, vermischt es mit 12 Gran reinem Salpeter zu einem Pulver, und verschlingt diese Portion mit Brunnenwasser, welche, so lange es nöthig scheint, alle 2 oder 3 Stunden wiederholt wird. Man kann auch einen Scrupel der besten Rhabarber darunter mischen, und dieses Pulver auf einmal einnehmen, aber nur etwa des folgenden Morgens wiederholen. Diese Arzeney dämpfet die Schärfe der Galle und führet sie aufs gelindeste ab.

Wer mehr Umstände machen will, der trinke am Tage der Aergerniß eine Ptisane von geraspeltem Hirschhorn und Scorzonerwurzel, oder eine Milch aus Mandeln, weissem Mohnsaamen, Kürbs- oder Melonenkernen, mit etwas Zucker und einigen Herzstärkenden Wassern zubereitet. Die hitzigen, spirituösen Schweißtreibenden Arzeneyen schicken sich hier nicht: Denn sie verursachen leicht Gliederschmerzen, Reißen, Stiche und Herzklopfen.

Der Arzt.

Hundert und achtes Stück.

Gellert.

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besitzet:
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.

Es giebt in der Lebensordnung gesunder Leute zuweilen Zufälle, wobey man Arzeney gebrauchen muß; und dieses ist gar nicht zu bewundern. Wir hängen nicht bloß von unserm Willkühr, sondern auch von unsern Trieben, und von tausend zufälligen Dingen auser uns ab, die uns zuweilen ein wenig aus dem Gleise drücken, worinn wir, ohne Abweichung fortzugehen, uns vorgesetzt hatten. Diese Abweichungen von den Gesetzen der Gesundheit, würden, wenn wir auch gleich bald wieder in die rechte Bahn zurückträten, dennoch ihre unnatürlichen Folgen haben, wenn man nicht in solchen Fällen die Kunst zu Hülfe nähme, um durch eine neue künstliche Abweichung von den Gesetzen der Gesundheit, die unnatürlichen Folgen der ersten wieder zu vernichten, damit die Natur in ihre rechte Ordnung zurückkehrte. So lehrte der Herr von Leibnitz, daß in der großen Welt die Folgen übernatürlicher Begebenheiten, welche den natürlichen Lauf der Dinge einmal verändert haben, durch eine neue übernatürliche Begebenheit wieder vernichtet werden müßten, wenn nicht die ersten ihre Folgen in der Natur ins unendliche ausbreiten sollten. Diese letztern nennte er Wunderwerke, welche den natürlichen Lauf und die natürliche Ordnung der Dinge in der Welt wieder herstel-

Digitized by Google

len. In unserer kleinen Welt kann man die diätetischen Curen mit diesen Wiederherstellungswundern vergleichen. Ein Zufall im gemeinen Leben, der unsere Natur in Unordnung bringt, würde seine Folgen so lange fortsetzen, bis unsere Gesundheit dadurch ganz zerrüttet worden wäre, wenn wir nicht diese Folgen alsobald durch einen andern künstlichen Zufall vernichteten, welcher nichts anders, als eine kleine Cur ist. Man ist nicht gewohnt, solche unnatürliche Umstände, in die uns eine kleine Abweichung von den Gesetzen der Gesundheit verwickelt, eine Krankheit zu nennen, ob sie gleich im Grunde nichts anders ist. Daher hält man sie auch nicht der Mühe werth, einen Arzt darüber um Rath zu fragen, sondern man begnügt sich mit einigen gemeinen Maasregeln und Hausmitteln, um die Natur wieder in ihre rechte Bahn zu bringen. Wenn ein gesunder Mensch zu viel gegessen oder getrunken, wenn er einen Schreck oder Aergerniß gehabt hat, so macht ihn ein solcher Fehler seiner Lebensordnung unpäßlich. Die Folgen dieses Fehlers würden ihn förmlich krank machen, wenn er sie nicht alsobald wieder vernichtete. Geschieht aber dieses, so wird er gleichsam schon wieder hergestellt, ehe er sich noch Zeit gelassen hat, krank zu werden; und dieses kann alsdann geschehen, ohne daß sein Leibarzt ein Wort davon erfährt. Zuweilen lassen sich dergleichen Fehler in der Lebensordnung durch ein gewisses Verhalten, ohne alle Arzeney, wieder herstellen. Z. E. wenn ein Mensch, der zu viel gegessen hat, einige Tage lang fastet. Zuweilen aber müssen Arzeneyen den Fehler wieder gut machen; und dieses sind die Arzeneyen, welche ich nicht sowol zur eigentlichen Arzeneykunst, als vielmehr zur Diät rechne. Es sind Arzeneyen, deren Wirkungen bloß darinn bestehen, die Folgen eines Fehlers in der Lebensordnung zu vernichten, die eben im Begriffe sind, sich zur Formirung einer förmlichen Krankheit zu vereinigen; und dieses ist der einzige ver-

Digitized by Google

vernünftige Begriff, welchen man ſich von Präſervationscuren machen kann.

Weil durch ſolche Arzeneyen zuweilen die allergrößten und gefährlichſten Krankheiten verhütet werden können, und weil das einzige Mittel, dieſelben zu verhüten, das iſt, daß man alſobald, nachdem der Fehler in der Lebensordnung, der ſie hervorbringen würde, begangen worden iſt, zu ihrem Gebrauche ſchreite; ſo hat dieſes ſowol die Aerzte ſelbſt, als alle vorſichtige Hausväter veranlaſſet, auf eine Sammlung ſolcher Arzeneyen zu denken, die ſie ſtets bey der Hand haben, und in allen nöthigen Fällen gebrauchen können, ſo bald ſie ſich eines gefährlichen Fehlers in der Lebensordnung ſchuldig finden. Dieſes iſt der Urſprung von den ſogenannten Hausapotheken, und ein Arzt müßte ſehr unbillig, höchſt eigennützig, und ein Feind der allgemeinen Wohlfarth ſeyn, wenn er dieſe Erfindung tadeln wollte. In wie vielen Fällen würde er nicht zu ſpät kommen, um ein Uebel, das ein unglücklicher Zufall im gemeinen Leben erzeuget hat, gleich in ſeiner Geburt wieder zu erſticken; und was ſollten auch wol die armen Leute anfangen, die auf dem Lande, oder in kleinen Städten wohnen, wo es entweder ſo ſchlimm iſt, daß ſie keinen Arzt in der Nähe haben, oder, wo es noch ſchlimmer iſt, daß ſie einen haben, der nichts taugt, wenn ſie nicht zu ihrer Hausapotheke ihre Zuflucht nehmen könnten? Zudem, ſo ſind oft die Uebel, welche ein Fehler in der Lebensordnung verurſachet, in ihrem Urſprunge ſo klein, daß man ſich ſchämen muß, einen anſehnlichen Mann deshalb zu bemühen; und kurz, ein jeder iſt der Meynung, daß er das nicht mit viel Umſtänden zu erhalten ſuchen müſſe, was er mit wenigen Umſtänden erhalten kann. Die Begierde, womit ſich ein jeder Hausvater nach ſolchen Mitteln umthut, iſt ein Beweis ihrer Unentbehrlichkeit, oder wenigſtens ihrer großen Bequem-

Digitized by Google

lichkeit; und die Bereitwilligkeit großer Aerzte, einen Vorrath solcher Arzeneyen ins Publicum zu bringen, scheint ein Geständniß von ihrer Nützlichkeit zu seyn, das nur bey solchen zweydeutig ist, die sich der Vorurtheile der Menschen ohne Unterschied bedienen, um sich zu bereichern. Allein, es fehlet auch nicht an Beyspielen von den uneigennützigsten und ehrwürdigsten Aerzten, welche für diese Bedürfnisse der Menschen, Mittel erfunden, und es gern geduldet haben, daß dieselben, zum allgemeinen Nutzen, im Publico unter ihren Namen und Ansehen bekannt gemacht würden. Eine Menge solcher einzelner Arzeneyen zur Präservation, sind noch bey uns unter den berühmten Namen eines Bechers, Hoffmanns, Krahns, Uerlhofs, Biesters, und anderer, berühmt, wovon man in vielen Familien einen Vorrath findet. Nur ist zu bedauren, daß solche einzelne Arzeneyen nur zu sehr wenigen Vorfällen im gemeinen Leben brauchbar sind, und daß der Mangel vollständigerer und guter Hausapotheken bey uns so groß ist. Einige meiner Gönner und Freunde haben mir dieses auf eine so dringende Weise vorgestellet, und mir auferleget, ihnen zur Einrichtung einer vollständigen und brauchbaren Hausapotheke Anleitung zu geben, daß ich nicht umhin können würde, diesem Befehle Gehör zu geben, wenn mich auch gleich nicht die Pflicht, dem Publico in einer so unentbehrlichen Sache nützliche Dienste zu leisten, ohnedem dazu Verbände.

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß schon eine ziemliche Menge Hausapotheken vorhanden sind, die auf den Toiletten des Frauenzimmers mit Staat machen. Allein, die meisten Urheber sind in der Zusammensetzung derselben zu weit von dem Zwecke dieser Erfindung abgewichen. Sie haben aus ihren Hausapotheken Universalarzeneyen gemacht, und das Publicum überreden wollen, daß man mit zehn oder zwölf Arzeneyen alle nur mögliche Krankhei-

heiten curiren könne. Ich kenne solche, die fast in jedermanns Händen sind. Allein, dies kann mich nicht abhalten zu bekennen, daß dergleichen Unternehmungen so unüberlegt, als heillos sind. Gesetzt, welches doch niemals zugegeben werden kann, daß die Arzeneyen solcher Leute wirklich in allen Krankheiten gebraucht werden könnten; wer lehrt dann die Leute, die keine Aerzte sind, ihre Krankheiten hinlänglich unterscheiden, um die vorgeschriebene Methode der Cur an sich zu vollziehen? Wie lange muß nicht oft ein geschickter Arzt selbst forschen und grübeln, um die wahre Natur einer Krankheit zu ergründen? Die heilsamen Unterrichte, die man bey solchen Hausapotheken legt, um jedermann zum Arzte zu machen, sind gemeiniglich so seicht, daß alle, die daraus endlich Aerzte werden, Stümper und elende Pfuscher sind. Aus diesem und mehr andern Gründen, die mich itzt zu weit von meinem Zwecke verführen würden, kann ich überhaupt das Verfahren solcher Aerzte nicht billigen, die mit allgemeinen Arzeneyen zur Cur förmlicher Krankheiten so freygebig sind, und die durch die Art, wie sie das Publicum unterrichten, sich selbst mit einem Dutzend Arzeneyen in allen Fällen zu curiren, nicht allein dasselbe zu seinem großen Schaden hintergehen, sondern auch die Welt überreden, daß die Arzeneykunst in der That eine so flüchtige und nichtswürdige Kunst sey, als die ist, die sie lehren. Wenn man das Publicum in den Stand setzt, die Folgen der Fehler in der Lebensordnung dergestalt zu vernichten, daß es die Krankheiten dadurch verhütet, die daraus folgen würden; so ist der Dienst der Uneigennützigkeit eines Arztes so weit getrieben, als es möglich ist, wenn er nicht mehr Gefahr und Schaden, als Sicherheit und Nutzen schaffen soll. Andere Arzeneyen, welche zur Cur mancher Krankheiten vortrefflich sind, kann ein gewissenhafter Mann nur Aerzten zu ihrem Gebrauche, aber keinesweges dem in den Grundsätzen der practischen Arzeney-

neykunst ganz unerfahrnen Theile des Publici, anvertrauen. Das Beyspiel der größten Aerzte beweiset die Rechtmäßigkeit dieser Behauptung. Eigennutz und Charlatanerey sind mehrentheils die Quellen, und Pfuscherey und tausendfältiges Unheil sind die Folgen solcher unbilligen Unternehmungen.

Eine Hausapotheke, die einen wahren großen Nutzen und keine Gefahr haben soll, muß, wie ich schon gesagt habe, nur solche Arzeneyen in sich halten, welche fast unmittelbar die Folgen der in der Lebensordnung begangenen Fehler wieder vernichten, und hierdurch den Krankheiten vorbeugen, die aus solchen Fehlern entstehen würden. Ich wiederhole, daß zur Wiederherstellung solcher Fehler nicht in allen Fällen Arzeneyen nöthig sind. Oft ist bloß eine Besserung des Verhaltens dazu hinlänglich; und wo diese Maxime Statt findet, welches in den meisten Fällen geschehen kann, ist sie immer dem eigenmächtigen Gebrauche der Arzeneyen vorzuziehen. Wer sich mit Fasten von dem Eckel befreyen kann, den eine Ueberladung nach sich gezogen hat, der würde nicht wohl thun, es mit Arzeneyen zu bewerkstelligen, die den Appetit vermehren. Allein, wie kann man erfahren, in welchen Fällen bloß eine veränderte Lebensordnung hinlänglich seyn kann, den Fehler der vorigen wieder gut zu machen? Hierzu dienen die diätetischen Schriften der Aerzte; und dieser Unterricht ist eine von den Hauptabsichten meiner Wochenschrift. Hierinn und in allen, die gleichen Zweck haben, kann man die Maximen lesen, welche beobachtet werden müssen, wenn man durch ein kluges Verhalten die Fehler der Lebensordnung verbessern will; und darum ist es das eigene Interesse aller, die keine Aerzte sind, daß sie solche Schriften fleißig lesen, und sich die Grundsätze der Lebensordnung geläufig machen. Zuweilen können auch bloß Speisen und Getränke die Folgen einer fehler-

Digitized by Google

fehlerhaften Diät verbessern; und auch diese Küchenmittel sind den Arzeneyen vorzuziehen. Die diätetischen Schriften der Aerzte lehren sie denen, die sie nöthig haben; und dies ist ein neuer Bewegungsgrund, sie zu lesen. Endlich aber bleiben doch einige Fälle übrig, wo man die Fehler der Lebensordnung entweder bloß durch Arzeneyen allein, oder doch durch sie, geschwinder und sicherer wieder gut machen kann, als auf andere Weise; und diese Arzeneyen sind es, welche man den Hausvätern in ihre Hausapotheken geben muß. Hierbey ist aber ein deutlicher und ausführlicher Unterricht zum Gebrauche derselben beynahe noch unentbehrlicher, als die Arzeneyen selbst; und es ist zu bedauren, daß dieser bey den meisten Hausapotheken entweder gänzlich fehlet, oder doch sehr mangelhaft ist.

Einer von den gemeinsten Fehlern der Lebensordnung ist die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, wodurch die Verdauung der Speisen verdorben wird. Es ist oft nöthig, bey dem strengsten Fasten, dennoch noch eine Arzeney zu Hülfe zu nehmen, um die gute Verdauung, als die erste Quelle der Gesundheit, bald wiederherzustellen. Daher muß eine Hausapotheke mit einem Mittel versehen seyn, das die Verdauung befördert. In den meisten findet man dergleichen, die es doch nur dem Namen und der Empfindung nach sind; Arzeneyen, welche den Magen stärken, und den rohen unverdaulichen Brey, der in ihm lieget, unberührt lassen. Wenn man sich dieser Mittel bedient, so erzwingt man Appetit, um sich den Magen noch mehr zu überladen; aber man beuget den bösen Folgen der Ueberladung nicht vor. Eine Arzeney, die die Verdauung befördern soll, muß von ganz anderer Art seyn, als die schönen Magentropfen, die aus einer europäischen Provinz in die andere versendet werden,

und die nur dem Laster der Unmäßigkeit schmeicheln, an statt uns vor dessen Gefahren zu schützen. Man sieht schon aus diesem einzigen Falle, wie nothwendig eine Verbesserung der gemeinen Hausapotheken zum Nutzen des Publici sey.

Die Unterbrechung der nöthigsten Ausführungen ist ein gefährlicher Zufall, der viele Fehler der Lebensordnung begleitet. Die Verstopfung des Leibes darf nicht lange geduldet werden. Allein, deshalb ist eine besondere Arzeney wider dieselbe in einer Hausapotheke, nicht schlechterdings unentbehrlich. Die purgirenden Arzeneyen erfodern schon zu viel Vorsicht in ihrem Gebrauche, als daß man sie Unerfahrnen allein überlassen sollte. Aber man darf deshalb gar nicht verlegen seyn. Ich habe in meinem 5ten Blatte verschiedene Maximen und Küchenmittel angezeiget, deren man sich mit gutem Erfolge bedienen kann, um die tägliche Leibesöfnung in Ordnung zu erhalten; und wenn auch diese in manchen Fällen nicht allein zureichen sollten, so werden die Arzeneyen, welche die Verdauung befördern, das übrige auf eine solche Weise bewerkstelligen, daß man sich um keine Purganzen bekümmern darf; als welche ohnedem in diesen Fällen nur Palliative sind, die einen Tag wirken, und am andern dasselbe Uebel von neuem einreißen lassen.

Der allzu flüßige Leib ist, wenn er von einem Fehler der Lebensordnung entsteht, schon eine formirte Krankheit; und die heillosen Künste, womit man den Durchlauf zu stopfen weiß, sind schon viel zu gemein, als daß man nicht einem jeden, der sich liebt, den Rath geben sollte, außer der einzigen Rhabarber, irgend keinem andern Vorschlage von Hausmitteln Gehör zu geben. Inzwischen kann, wie ich eben gesagt habe, die Rhabarber für diese Fälle einen Platz in der Hausapotheke verdienen,

und

und man kann sich derselben, außer den Vorschlägen, die ich im 5ten Blatte gethan habe, beym Durchlaufe bis zur Ankunft eines Arztes sicher bedienen.

Eine Arzeney, welche die unterbrochene unmerkliche Ausdünstung wiederherstellet, ist, auf diejenigen Fälle, in einer Hausapotheke nothwendig, wo die übrigen Rathschläge, die man in meinem 5ten Blatte lieset, entweder fruchtlos sind, oder nicht angebracht werden können. Man weiß, wie viel Unglück die Erkältungen nach sich ziehen, und daß die Ausdünstung der Haut, welche durch die Erkältung unterbrochen wird, eine der allerunentbehrlichsten Ausführungen sey, die man nicht geschwind genug wiederherstellen kann. (S. das 5te Stück, Seite 67 ꝛc.) Die Arzeney, die dieses verrichtete, müßte von Nachdrucke, und doch nicht hitzig seyn, damit sie für jede Leibesbeschaffenheit brauchbar bliebe. Dieses sind aber die gemeinen Bezoarpulver und Tropfen nicht, welche nicht sowol die Ausdünstung wiederherstellen, als Schweiß treiben; zwey Dinge, wovon das letzte gar nicht zur Lebensordnung gehöret. (S. das 84ste Blatt.)

Da bey den ansteckenden Krankheiten kein sichereres Mittel ist, unangesteckt zu bleiben, als die beständige Ausdünstung der Haut, die aber kein Schweiß seyn muß: so würde man sich dieses Mittels, außer den übrigen Maximen, die in meinem 33sten Blatte beschrieben sind, zugleich zur Arzeney bedienen können, um sich in gefährlichen Zeiten zu präserviren.

Die Leidenschaften des Schreckens und Zorns kommen uns gleichsam zugeflogen; in wenig Augenblicken vergiften sie uns mit ihrem Einflusse, und man kann nie genug eilen, um ihnen ein Gegengift entgegen zu setzen, das uns vor ihrer Tücke beschützet. Eine Familie, die mit

keinen Mitteln wider die Folgen dieser Leidenschaften versehen ist, läuft alle Augenblicke Gefahr, in groſses Elend zu gerathen, das doch mit leichter Mühe, von Grunde aus, hätte vermieden werden können. Diese Arzeneyen müssen also nothwendig in eine Hausapotheke gegeben werden, damit man sich ihrer bey den übrigen Regeln, die ich im 97sten und 107ten Blatte beschrieben habe, gehörig bedienen könne.

Wenn unser Blut zuweilen durch kleine und im gesellschaftlichen Leben oft unvermeidliche Zufälle in heftige Wallung gesetzt wird, so überfallen uns plötzlich, nach Verschiedenheit der Umstände, flüchtige Hitze, Durst, Brennen in den Händen und im Gesichte, Kopfschmerzen, Herzklopfen, Schnupfen, Betäubung der Sinne, Traurigkeit, Angst, und andere Krankheiten, die eben sobald wieder verschwinden, als das Geblüt wieder besänftiget ist. Um so vieler schnellen und verdrieſslichen Folgen willen, ist in der Hausapothecke eine Arzeney nöthig, welche die Wallungen des Geblüts dämpfet. Die rothen Pulver haben sich fast alle den Namen niederschlagender Pulver erworben, da doch der Zinnober, der sie so schön färbet, im menschlichen Körper keine andere Wirkung verrichtet, als daſs er Magendrücken verursachet. Wer sich solcher Pulver häufig bedienet, der wird zu seinem eigenen Nachtheile hintergangen. Auch hierinn haben die Hausapotheken einer Verbesserung vonnöthen.

Wenn die Vorschläge in meinem 5ten Blatte nicht hinreichend wären, der Qual der Blähungen abzuhelfen, die sich so leicht von diätetischen Ursachen erzeuget, so würden sie auch eine Hausarzeney erfodern, die in der Apotheke der vornehmen Leute gewiſs den meisten Abgang finden würde. Die gemeinen Magentropfen können nur in einigen Fällen diesem Uebel steuren. Man muſs auf ge-

Digitized by Google

gemeinnützigere Mittel, auf erwärmende Digestive denken.

Wenn man in einer Hausapotheke, außer den obigen Mitteln, noch eine Arzeney bey Ohnmachten, um die Lebensgeister zu stärken, und einen Wundbalsam für leichte Verwundungen hätte, so glaube ich, daß man mit dem allen hinlänglich versehen seyn würde, was zu ihrem ganzen Endzwecke nöthig ist. Denn man muß bedenken, daß eine jede dieser Arzeneyen in noch viel mehrern kleinen Zufällen gebraucht werden könne, als der ist, von dem sie den Namen führet, insofern dieselben aus ihm, als aus der ersten Quelle, fließen. Diese Zufälle, die Art des Gebrauchs der Arzeneyen, die Dosen, ihre Wiederholungen, den Nachtrunk, und mancherley solche Nebenumstände mehr, müßte der Unterricht zum Gebrauche der Hausapotheke, deutlich, ausführlich und ohne alle Zweydeutigkeit lehren; und dann würde man gewiß an ihr einen wahren und großen Schatz zur Gesundheit haben.

Meine Leser werden von mir nicht die Recepte zu allen diesen Arzeneyen erwarten: Denn diese würden ihnen, ohne den umständlichen Unterricht zum Gebrauche einer jeden, nichts nützen; und überdem würden auch diese Recepte keine Anweisungen für sie, sondern nur für die Aerzte seyn, die ihnen dieselben vorschreiben müssen. Ich bin aber nicht so stolz, daß ich meine Amtsbrüder unterrichten wollte. Es wird mir Ruhm genug seyn, wenn ein jeder meiner Leser seinen Leibarzt zu der Herablassung bewegen kann, daß er ihm seine Hausapotheke nach dem Plane einrichtet, den ich hier vorgeschlagen habe. Ich weiß wol, daß diejenigen, die mich zur Ausarbeitung dieses Blattes genöthiget haben, mit meiner Zurückhaltung nicht völlig zufrieden seyn werden. Allein, bey ihnen kann ich den Fehler verbessern, wenn

ich

Digitized by Google

ich verspreche, daß ich ihnen ihr mediciniſches Hausmagazin ſelbſt einrichten will. Den Uebrigen in den hieſigen Gegenden fehlt es nicht am Ueberfluſſe geſchickter Aerzte, die leicht im Stande ſeyn werden, ſowol dieſen gegenwärtigen Plan zu beurtheilen, als auch ihn auf die vollkommenſte Weiſe auszuführen. Meinen auswärtigen Leſern, die mir die Ehre ihres Briefwechſels gönnen, und die keine andere Gelegenheit wiſſen, ſich zu erkundigen, werde ich mit aller Bereitwilligkeit in dieſer Angelegenheit dienen, und ihnen von jeder beſondern Arzeney, oder auch von allen, diejenigen Erläuterungen geben, welche ich unmöglich in dieſem öffentlichen Blatte mittheilen könnte, ohne meine Schranken zu überſchreiten, und ohne einen Schein von Zunöthigung zu geben, der meiner ganzen Art zu denken ſchimpflich ſeyn würde.

* * *

Mein Herr Arzt,

Wenn die Gelehrſamkeit eine Krankheit der Menſchen wäre, wie dieſes ein fürchterlicher Mann in Ihrem 79ſten Stücke behauptet hat, ſo müßte man billig von einem Arzte, wie Sie ſind, entweder ihre Vertheidigung, oder ihre Cur erwarten. Allein, Sie ſcheinen die Sache aufzugeben, und dies iſt was Entſetzliches. Ich war veſt entſchloſſen, mich zu der Gegenparthey zu ſchlagen, und die Gelehrſamkeit für eine natürliche Geſchicklichkeit der Menſchen zu halten, als mich ſo manche Gedanken, die mir bey dieſer Unterſuchung einfielen, dergeſtalt abſchreckten, daß ich nicht mehr daran gedenken mag. Ich fand unter den alten und neuern Gelehrten eine ſo unzählbare Menge ſeltſamer Charakter, daß ich überzeugt zu ſeyn glaube, die Gelehrſamkeit mache wenigſtens die meiſten Menſchen krank und ſeltſam, wenn ſie auch nicht ſelbſt eine Krankheit ſeyn ſollte. Es fiel mir ein, was Seneca,

neca, in seinem 15ten Capitel von der Gemüthsruhe, sagt, und das gewiß etwas mehr, als ein bloßer Einfall ist: Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiæ. Ich besann mich, daß die weisen Aussprüche der ehemaligen Orakel nichts anders als ausschweifende Reden halb unsinniger Leute waren. Ich las in den Schriften großer Kenner der Dichtkunst, daß die Begeisterung gelehrter Dichter nichts anders, als eine Art der Verrückung sey. Der englische Verfasser des prächtigen Werks von dem Leben und den Schriften des Homers, das uns Herr Agricola, im Hamburgischen Magazine übersetzt geliefert hat, drückt sich hierüber ganz deutlich aus. „Die Gewalt und der Sinn der „dichterischen Einbildungskraft, sagt er, nimmt öfters seinen „Ursprung von einer Aehnlichkeit, die einer kalten Einbildungs„kraft schwerlich aufstößt, und die wir für eine offenbare „Ungereimtheit halten können, wenn wir keinen Zusammen„hang zwischen der seltsamen Vergleichung und dem Gegen„stande finden, auf den sie zielet. Es ist in der That das „Ding, was der Unsinnigkeit am nächsten kommt. Allein, „weil in dem bezauberten Lande der Dichtkunst alle Dinge „gleichsam umgekehrt sind, so ist hier eine kleine Thorheit der „tiefsten Weisheit vorzuziehen; und hier sind Personen von „kaltem Witze der höchsten Ehrenstellen unfähig. Es haben „auch die Besessenen keine Ursache sich zu beklagen, weil sie „sich damit trösten können, daß es ihnen unter den erhabensten „Männern in der Welt nicht an Gesellschaft mangelt. Daß „die größten Köpfe einen Gran von Thorheit haben, ist eine „Anmerkung, die nicht auf die Dichtkunst allein eingeschränkt „ist, sondern sie erstreckt sich auf alle Personen, die sich in „irgend einer Kunst oder Charakter des Lebens hervorthun. „Der hierzu erforderliche Fluß der Lebhaftigkeit und Nachdruck „des Verstandes, machte, in der Erkänntniß natürlicher „Dinge, einen Democritus, oder Archimedes, welche „zuweilen von ihren Landsleuten für ein wenig verrückt ange„sehen wurden. Ward er aber auf ihre göttliche Materien

„ver-

Digitized by Google

„verwendet, ſo nahm er eine ehrwürdigere Tracht und ernſt-
„haftere Miene an, und ſoderte Unterwerfung und Gehorſam,
„ob er gleich immer etwas von der Miene und dem Anſehen der
„urſprünglichen Leidenſchaft behielt, die eine Art entzückter
„Begeiſterung war. Selbſt die Unwiſſenden, die ſich ein
„hohes Anſehen von Dichtern und Weiſen geben wollten, ah-
„meten die närriſche Aufführung derer nach, die es wirklich
„waren.

„ — — Bona pars non ungues ponere curat,
„Non barbam; ſecreta petit loca, balnea vitat;
„Nanciſcetur enim pretium nomenque poetæ.

Horat. A. P.

Nicht die poetiſche Entzückung allein, ſondern auch ſelbſt der kältere Witz überhaupt, wird für eine Art des Unſinnes gehalten. Leſen Sie hier, was der Fremde, S. 54. ſaget. „Ich bin
„verſichert, daß die Herzhaftigkeit, alles heraus zu ſagen,
„manchem Menſchen den Ruhm erworben hat, daß er die ar-
„tigſten Einfälle habe. Das Sinnreiche und das Unſinnige
„haben die Aehnlichkeit unter ſich, daß einem andern beydes
„nicht ſo leicht eingefallen wäre; und daher wird oft eins für
„das andere genommen.„

Wenn dieſes von Dichtern und witzigen Leuten wahr iſt, daß ſich ihre Hirngeburten den Schwärmereyen des Unſinns nähern; und wenn wir bedenken, daß die alten Griechen und Araber allen großen Künſtlern, beſonders aber den Dichtern, das Prädicat eines Weiſen beylegten; wenn wir leſen, wie **Maximus Tyrius** die Aehnlichkeit des Weiſen, **Socrates**, der **Sappho** und des **Anakreons** in ihrer Art zu denken und ſich auszudrücken, bewundert, wenn ſie von der Liebe reden; und wie uns der Abt **Marigny** die arabiſchen Dichter in der größeſten Achtung bey ihren Landesleuten zeiget; ſo fallen die Begriffe der Gelehrſamkeit, Weisheit, des Witzes, der Dichtkunſt und des Unſinnes ſo in einander, daß man gewiß

gewiß die Hoffnung aufgeben muß, sie schlechterdings von einander zu trennen.

Als ich zu diesem allen dasjenige hinzunahm, was in Ihrem 79sten Blatte von der Gelehrsamkeit gesagt wird, so muste ich mich der Vertheidigung der Gelehrsamkeit gegen die Klauen der Arzeneykunst begeben, die sich ihrer mit so vieler Gewalt zu bemächtigen suchten. Allein, nichts destoweniger ist noch nicht aller Trost für uns verloren: denn wenn ja durchaus die Gelehrsamkeit eine Art des Unsinnes wäre und bliebe; so sollen Sie wissen, daß sie um deswillen desto schätzbarer und ehrwürdiger ist. Nicht bloß darum, weil in solchem Falle die Gelehrten desto großmüthigere Opfer und wahre Helden für das gemeine Beste sind, die sich in dessen Dienste aufopfern; sondern auch aus eben den Gründen, womit der obgedachte englische Lebensbeschreiber **Homers** den dichterischen Unsinn preiset. Diese Stelle will ich Ihnen noch mittheilen, um das, was sich zum Ruhme dieser neuen Krankheit sagen läßt, nicht zu verschweigen.

„Die neuere Geschichte giebt uns von gewissen Ländern „Nachricht, wo man gegen die unsinnigen Leute eine tiefe „Ehrfurcht bezeuget. Man sieht sie für Menschen an, die „mit nähern Beschauungen der himmlischen Dinge, als andere Menschen, begnadiget worden, und etwas heiliges und „göttliches an sich haben. Ohne bis auf die prophetischen „**Sybillen**, oder bis auf die **Cassandra** zurückzugehen, „finden wir im neuern Alterthume Beyspiele genug von dieser „Ehrerbietung. Die alten Griechen haben die Meynung, die „sie von der Beschaffenheit solcher Leute hegeten, selbst durch „den Namen, MANTIΣ, ausgedruckt, den sie ihnen gegeben „haben; und wir ersehen aus der ursprünglichen Bedeutung „desselben, für wie unzertrennlich sie die Zufälle der Mytho„logie und Unsinnigkeit hielten. Sie sahen, daß Personen, „die in der einen oder andern Leidenschaft waren, weder wie

„ande-

Digitized by Google

„andere Menschen sahen, noch wie andere Menschen redeten. „Sie geriethen über die Veränderung ihrer Stimme und Züge „in Erstaunen, und konnten sich nicht überreden, daß sie „nicht von einem höhern Geiste, als den Menschen ordentlich „zukommt, getrieben werden sollten. Hierzu kamen noch die „eingebildeten Wirkungen dieser Gemüthsbewegung. Sie „glaubten von den Meistern derselben, daß sie im Stande wä„ren, ihnen den Willen des Himmels zu berichten, die Tha„ten der vom Himmel gebohrnen Helden zu beschreiben, und „ihnen zukünftige Begebenheiten vorher zu sagen. Sie konn„ten sich nicht einbilden, daß bloß menschliche Einsichten al„les dieses verrichten konnten, und schlossen die Ehrwürdig„keit der Ursache aus ihrem wunderbaren und gutthätigen „Einflusse.„

Sind dieses nicht alles wahre und große Vorzüge, wodurch sich die Gelehrsamkeit in Ansehen setzt? „Wir erndten, „sagt Plato, merkwürdige Vortheile von der Unsinnigkeit „ein, welche uns als eine Gabe der Götter geschenkt wird. „So haben die Weißagerinnen von Delphos und die Prie„sterinnen zu Dodona in Griechenland, in öffentlichen und be„sondern Angelegenheiten, große und ganz besondere Dinge „in ihrer Raserey gethan; wenig aber, oder gar keine, wenn „sie bey Sinnen gewesen. — Allein die schönste Unsinnigkeit „und liebenswürdigste Begeisterung ist, wenn ein zärtliches „und fähiges Gemüth von der Liebe der Musen besessen wird. „Alsdann erhebt sie die Seele und stürzet sie in Entzückungen, „daß sie durch ihre Gesänge die großen Thaten der alten Zei„ten verherrlichet, und die zukünftigen Geschlechter unterwei„set. Dieses ist so gewiß, daß ein jeder, der auf die Gunst „der Musen Anspruch machen, nicht aber an dieser Unsinnig„keit Theil nehmen will, versichert seyn kann, daß es ihm mit „der Kunst allein in seinem Charakter nicht gelingen werde.„

Ich bin, ꝛc.

* † *

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und neuntes Stück.

von Hagedorn.

— — Der Vorzug weiser Sitten
Macht alles herrlicher. — —

Es giebt in den Staaten des **großen Moguls** eine gewisse unglückselige Secte heiliger Mönche, welche, um die Sünden des Landes bey den Göttern zu versöhnen, das seltsame Gelübde thun, Zeit ihres Lebens in einer gewissen unnatürlichen Stellung des Leibes zu bleiben. Die Reisenden, welche diese Elenden in dem heiligen Haine gesehen haben, versichern, daß einige ihre ganze Lebenszeit hindurch mit in die Höhe gehaltenen Händen, andere mit zurückgebeugten Nacken, damit sie nichts als den Himmel sehen können; einige mit auf den Rücken gedreheten Armen, andere mit niedergebücktem Leibe, und die meisten in den allerbeschwerlichsten Stellungen stehen oder sitzen; und daß diese Leute, nachdem sie diese Marter einige Jahre ausgehalten haben, nicht mehr vermögend sind, ihre Glieder, wenn sie gleich wollten, wieder in die natürliche Stellung zu bringen, weil ihre Gelenke mit harten Knorpeln verwachsen, so daß sie sich nicht besser, als hölzerne Statuen bewegen können. Diese unsinnigen Heiligen beweisen mit ihrem Schaden, wie nothwendig es sey, die Gliedmaßen des Leibes in beständiger Bewegung zu erhalten, wenn man die Verrichtungen leicht und ohne Schwierigkeit damit ausüben will. Der beste Wachsthum unsers Körpers beraubt uns endlich des Vermögens, unsere Gliedmaßen nach unserm Belieben

zu gebrauchen, wenn man sie nicht unterdessen in beständiger Uebung erhält. Daher ist begreiflich, warum man zu derjenigen Zeit, da der Körper am schnellesten wächst, nämlich in den Jahren der Jugend, diejenigen Bewegungen am meisten wiederholen muß, die man zu einer Fertigkeit bringen will. Wer erst im dreyßigsten Jahre zu tanzen anfängt, wird gewiß kein Virtuose werden. Die Alten haben dieses schon gewußt; denn es war bey ihnen, wie bey uns, Mode, daß man schon in der ersten Jugend tanzen lernen mußte.

Motus doceri gaudet Jonicos
Matura virgo, & fingitur artibus
Jam nunc. — — — *Hor.*

Niemand wird im Clavierspielen eine außerordentliche Geschwindigkeit erhalten, wer nicht schon in der Jugend entweder dazu, oder zu andern Uebungen mit den Fingern angehalten worden, die ihm das Vermögen, sie geschwind zu bewegen, verschafft haben. Man kann kaum glauben, wie sich in der Zeit des besten Wachsthums die Gelenke, durch eine beständige Uebung, zwingen lassen; und wie sehr sie hingegen verwachsen, und zu vielen schnellen und außerordentlichen Bewegungen ungeschickt werden, wenn man sie zu dieser Zeit gar nicht gebraucht. Ein Mann, der seine Glieder in der Jugend geschont hat, hält den Triller eines Musikanten für eben so was Erstaunliches, als die Verdrehungen eines Seiltänzers und Luftspringers, weil er nicht vermögend ist, seine Finger schneller zu bewegen, als seine Füße. Die Mönche in Indostan beweisen dieses nicht allein, sondern es giebt auch bey uns Beyspiele genug von Leuten, die sich durch gewisse Stellungen zu solchen Bewegungen ungeschickt machen, die andere Leute ohne alle Schwierigkeit verrichten. Ich habe einen Wechseljuden gesehen, der seit seiner Jugend fast nichts anders gethan, als Geld gezählt hatte;

Digitized by Google

hatte; und diesem Manne war der Rückgrad dergestalt krumm verwachsen, daß er in eben der Stellung krumm gebogen einhergehen mußte, als wie er am Tische saß und Geld zählte, so daß es ihm unmöglich war, sich gerade in die Höhe zu richten. Alle Profeßionen und Handwerker, die ihre Arbeiten in einer gewissen Stellung verrichten müssen, haben Beyspiele von Leuten aufzuweisen, die, so zu sagen, in ihre Profeßion hineingewachsen sind. Wie viele Schmiede haben nicht von dem schweren Hammer, den sie führen müssen, einen hohen Rücken in der Gegend der Schulterblätter; wie vielen Soldaten ist nicht das Gelenk der linken Hand, von dem Tragen der schweren Musquete, steif; hundert anderer Beyspiele nicht zu gedenken. Es sind auch nicht allein die Gelenke, die sich zur Zeit des Wachsthums durch die Uebung geräumiger und zu mancherley Bewegungen geschickter machen lassen; sondern auch die Muskeln, welche die Kräfte der Bewegungen sind, werden durch die Uebung vermögender gemacht. Es hat Leute gegeben, die bloß durch lange Uebung so weit gekommen sind, daß sie ihre Ohren, wie die Thiere, haben bewegen können. Alle Menschen würden dieses zu thun vermögend seyn, wenn sie sich darauf üben wollten, indem jeder die Muskeln dazu hat, ob sie gleich bey Leuten, die ihre Ohren gar nicht bewegen können, kaum sichtbar sind. Auf der Uebung beruhet demnach alles, was uns in den Stellungen und Bewegungen mancher Menschen in Erstaunen setzt; und das gesundeste Kind, dem von seiner Geburt an keine Bewegung gestattet würde, würde in seinem zwanzigsten Jahre ein Kerl seyn, der kein Glied regen, und in einem Garten auf ein Postament gestellt werden könnte.

Der Verfasser einer gewissen französischen Schrift, von der Aehnlichkeit der Pflanzen mit den Insekten, schreibet, daß die Thiere von den Pflanzen hauptsächlich darinn un-

Digitized by Google

terschieden wären, daß sie die Wurzeln, welche ihre Nahrung an sich ziehen, inwendig bey sich tragen; dahingegen die Pflanzen dieselben in der Erde vest schlügen. Wenn wir unsere Nahrung eben so, wie die Pflanzen, in der Erde zubereitet fänden; so würden wir eben so unbeweglich, wie sie, seyn, und unsere Arme würden so steif stehen, als die Zweige der Bäume. Allein, wir sollten uns bewegen; wir sollten Maschinen seyn, die nach ihrer Nahrung selbst ausgehen könnten; und darum tragen wir unsere Milchgefäße bey uns. Es ist also eine Widerstrebung gegen die Absichten der Natur, wenn wir unsern Leib immer in einerley Stellung verbleiben lassen. Daher werden wir schwach, unvermögend und ungesund, sobald wir die Leibesbewegung unterlassen; und eben dieses Schicksal trifft uns, wenn wir lange in einerley Stellung des Leibes verharren, ohne öfters damit abzuwechseln. Die beständige Abwechselung der Stellungen unsers Leibes ist das einzige Mittel, wodurch wir allen Ungelegenheiten, Gebrechlichkeiten, Schwachheiten und Krankheiten sicher vorbeugen können, die von den verschiedenen unabgewechselten Stellungen des Leibes ihren Ursprung nehmen. Wie glücklich wären wir, wenn die Ungeschicklichkeit des Leibes, eine plumpe Gestalt und verwachsene Glieder, die einzigen Uebel wären, die von solchen unabgewechselten Stellungen des Leibes entstehen! Aber, welch ein viel betrübteres Schicksal ist es nicht, daß die wenigsten Menschen wissen und glauben, wie viel auf diese scheinbare Kleinigkeit ankomme, daß dadurch unzählige ihr Lebensziel verkürzen, und sich noch dazu Zeitlebens ungesund, und zu wahren Märtyrern einer unnatürlichen Stellung machen! Es wird vielen meiner Leser nützlich seyn, wenn ich ihnen dieses erläutere.

Eine jede Stellung, welche die Verrichtung eines edlen Theils oder Eingeweides in unserm Körper hindert, muß

Digitized by Google

muß unumgänglich sowol der Gesundheit, als dem Leben nachtheilig seyn. Dergleichen Stellungen aber sind alle diejenigen, die die Bewegungen des Herzens, der Lunge, der Brust, des Zwerchfells, des Magens und der Gedärme, imgleichen die Verrichtungen der Leber, der Milz, der Nieren, in Unordnung bringen, oder diese Theile verletzen. Dieses thun aber viele von den gewöhnlichsten Stellungen des Leibes; und, ohne die von allen Professionen und Handwerkern besonders durchzugehen, will ich hier nur die gemeinsten anführen, auf welche man die Anwendung aller übrigen leicht machen kann.

Das vorwärts gebogene Sitzen ist eine unnatürliche Stellung; obgleich kluge Leute gefunden haben, daß uns die Natur, bloß um zu sitzen, zwey weiche Küssen unter die Schenkel gelegt habe; denn sie haben nicht bedacht, daß diese Küssen auch unzählichen andern Thieren gegeben worden sind, die nie sitzen. Das vorwärts gebogene Sitzen drückt den Unterleib zusammen, welcher in einem engen Raume eine Reihe von Gedärmen in sich enthält, die sechsmal länger sind, als der Mensch, der sie bey sich trägt, und die beständig eine gewisse regelmäßige Bewegung haben müssen, theils um die Verdauung zu bewerkstelligen, theils um den Ueberfluß aus dem Körper herauszuschaffen. Außerdem herbergen in diesem engen Raume noch der Magen, die Nieren, die Leber, das Gekröse, die Milz, die Harnblase, und viele große und kleine Blutgefäße, unter welchen die Pfortader ein ziemliches Gewicht von Blute im Rücken gerade in die Höhe führet. Die Bewegung des Zwerchfells und der Muskeln des Unterleibes schränkt diesen Raum beym Athemholen noch mehr ein; und sobald diese Bewegung gehemmt wird, wird zugleich das Athemholen beschwerlicher gemacht, und der Umlauf des Geblütes verhindert. Daher ist eine solche Stellung, welche die freye Bewegung

Digitized by Google

des Unterleibes hindert, immer fruchtbar an schädlichen Folgen; und dies ist der Ursprung der vielen Krankheiten, womit die Leute geplagt sind, die viel zusammengebogen sitzen. Die gehinderte Bewegung der Gedärme macht, daß die Verdauung der Speisen nicht gehörig vonstatten gehen kann; daß die Speisen zu lange in den Gedärmen verweilen; daß sich daher beständig mehr Winde darinn erzeugen, die nicht abgeführt werden können; daß die Eröffnung des Leibes unterbrochen wird; und daß das Geblüt in den Blutgefäßen der Gedärme und des ganzen Unterleibes nicht gehörig umlaufen kann. Hieraus entspringt alles Unglück des ersten Grades der Hypochondrie. Wie oft fallen nicht Leute, nachdem sie Stundenlang vorwärts gebückt gesessen haben, ohnmächtig vom Stuhle, besonders wenn ihr Unterleib mit engen Kleidern und Schnürleibern zusammengepreßt ist? Wie schlecht ist nicht ihr Appetit, wenn sie sich vom Stuhle zu Tische setzen? Wie sind sie nicht mit Blähungen, mit Drücken vor dem Magen, mit Uebligkeiten, Magenschwindel und Verstopfungen geplagt? Alle diese Zufälle verschwinden fast von selbst wieder, wenn sie nur einige Tage das krumme Sitzen vermeiden, und sich in freyer Luft bewegen. Fahren sie hingegen täglich damit fort, so reißt das Uebel immer weiter ein; der gehemmte Umlauf des Bluts im Unterleibe, und besonders der Pfortader, füget zu den vorigen neue Krankheiten hinzu; die Beschwerlichkeiten der unordentlichen Bewegungen auf die güldene Ader nehmen ihren Anfang; und sie werden, wie dort die Philister, an heimlichen Oertern mit großen Schmerzen gequält, die mancher gern mit fünf solchen güldenen Ebenbildern seiner leidenden Theile abkaufen würde, wenn dieses Mittel noch itzt so kräftig wäre, als es zu der Philister Zeiten war. Die Leber und die Milz leiden Gefahr von Verstopfungen, Verhärtungen und wirklicher Fäulung, und der Todt beschließt endlich das vieljährige Elend solcher

Men-

Menſchen. Millionen Erfahrungen beweiſen dieſe ſchrecklichen Folgen des unmäßigen krummen Sitzens; und daher muß man auf Mittel bedacht ſeyn, es zu verhüten.

Es läßt ſich vieles, was man ſitzend verrichtet, auch ſtehend und im Spatzieren abthun. Alles dieſes muß einer, der die meiſte Zeit zu ſitzen genöthiget iſt, zur Abwechſelung in andern Stellungen verrichten. Beym Sitzen ſelbſt iſt zu beobachten, daß es nicht immer auf einerley Art geſchehe, damit davon nicht immer einerley Theile des Leibes zuſammengedrückt werden. Wer z. E. in einem abhängigen Zimmer ſchreibt, muß zuweilen den Tiſch auf die entgegengeſetzte Seite ſetzen. Am meiſten aber iſt zu verhüten, daß beym Sitzen der Unterleib nicht zu ſehr in die Enge gebracht werde. Man muß auf hohen Pulten ſchreiben und leſen, damit man eine geradere Stellung halte; man muß auf hohen Stühlen ſitzen, daß die Schenkel nur einen ganz ſtumpfen Winkel mit dem Unterleibe machen; man muß dabey die Füße aus einander halten, oder lieber zu beyden Seiten ein wenig damit auftreten, als ob man halb ſtünde, wie man zu Pferde ſitzt. Hierzu ſind die dreybeinigten Stühle mit einem kleinen runden Sitze, dergleichen ſich die Schuſter bedienen, am bequemſten; doch könnte man ſie noch vollkommener machen, wenn man ihnen die Geſtalt einer kleinen Schlittenpritſche, oder eines bequemen Reitſattels gäbe, worauf man halb ſtehend und halb ſitzend reiten kann. Hierbey iſt einerley Bequemlichkeit zum Schreiben, und doch bleibt der Unterleib unbeklemmt. Beſonders muß man beym Sitzen die Kleider nicht zu veſt um den Leib haben; denn ein Kleid, das einem im Stehen eben gerecht iſt, wird einem Sitzenden zu enge, und macht ihn ohnmächtig. Ein Frauenzimmer, das ein Schnürleib trägt, muß, beſonders wenn es mit einem Blankſcheite verſehen iſt, niemals damit vorwärts gebogen ſitzen. Wer einen

Digitized by Google

Degen trägt, muß das Degengehänge alsdann auflösen, und das Halstuch und die Kniebänder geräumiger machen, um die Blutgefäße nicht zusammen zu drücken. Auf solche kleine Behutsamkeiten kommt oft die Vermeidung vieles Elendes an.

Auch das Liegen kann der Gesundheit nachtheilig werden, und die Hauptregel ist auch hier, daß man nie lange in einerley Stellung liege. Die Natur zwingt uns im Schlafe selbst, diesen Vortheil zu beobachten. Wenn man lange genug in einer gewissen Stellung gelegen hat, so muß man sich einmal umwenden, weil man die Beschwerlichkeiten der unnatürlichen Stellung zu fühlen anfängt. Bey Kranken, die dieses aus Schwachheit nicht thun können, findet man oft, daß ihre Muskeln am Rücken vom Brande angegriffen sind. Wenn man auf dem Rücken liegt, so wird das Athemholen beschwerlich. Die Schwere der Eingeweide des Unterleibes drückt das Zwerchfell zurück, wenn es sich beym Einathmen niederdrücken will. Doch kommt hier viel darauf an, wie man sich beym Athemholen gewöhnt hat. Die Brust wird beym Einathmen nicht allein durch das Niederdrücken des Zwerchfells, sondern auch durch das Aufheben der Rippen und des Brustbeines erweitert. Daher arbeiten bey manchem Menschen beym Einathmen die Muskeln der Brust viel stärker, als das Zwerchfell; bey andern geschicht das Gegentheil. Wenn man den Kindern zeitig enge Schnürleiber mit Blankscheiten anleget, so fällt es ihnen beschwerlich, wenn das Zwerchfell den Unterleib vorwärts drücket. Daher gewöhnen sie sich bald, stärker mit den Muskeln der Brust zu arbeiten und dieselbe zu erheben, weil ihnen dieses leichter wird, da das Schnürleib oben geräumiger ist. Solche Leute können besser auf dem Rücken liegen, als die mit ruhigerer Brust athmen. Sie können auch leichter eine zugemachte Kleidung

dung über den Unterleib vertragen. Dahingegen andere nicht einmal die Schwere des Deckbettes darauf leiden können, sondern Herzensangst und unruhige Nächte davon haben. Wer des Abends stark zu speisen und bald darauf zur Ruhe zu gehen gewohnt ist, der kann selten auf dem Rücken und auf der rechten Seite gut liegen, weil die Last des angefüllten Magens, der von der linken Seite her auf die rechte drücket, alsdann beschwerlich fällt. Gemeiniglich schlafen solche Leute vor Mitternacht unruhig, weil sie die Last des Magens in allen Stellungen beschwert und beängstiget. Sie werfen sich also so lange herum, bis die Speisen anfangen in die Gedärme überzugehen; und dann liegen sie auf der rechten Seite am ruhigsten, weil diese Lage den Uebergang aus dem Magen in den Zwölffingerdarm erleichtert. Wenn vollblütige Leute auf dem Rücken liegen, so drückt sie der Alp. (S. das 87ste Stück.) Wenn sie dieses merken, und sich eine andere Lage im Schlafe angewöhnen, so höret das Alpdrücken auf, ohne daß die Vollblütigkeit vermindert worden wäre; und dies ist ein Grund, warum nicht alle fette und vollblütige Leute vom Alpe gedrückt, oder durch Blutlassen allein davon befreyet werden. Außerdem kann auch die Beklemmung der Brust, welche man den Alp nennet, von Blähungen im Magen, oder von einem Fehler der Lunge herrühren, der im Liegen die Brust zu Krämpfen reizet. Ich habe die Regeln, wie man der Gesundheit gemäß, im Schlafe liegen müsse, in meinem 34sten Blatte beschrieben, welches nachzusehen ist.

Das **Stehen** ist, überhaupt betrachtet, eine gute Stellung des Leibes. Herr **Rousseau** will uns zwar versichern, daß wir im Zustande der Natur, wie alle andere vierfüßige Thiere, auf allen Vieren gehen würden. Allein, da er dieses gesagt, hat er die Zergliederungskunst des Menschen nicht verstanden. Unsere Hin-

terfüße sind zu einem solchen Gange zu lang, die Arme zu kurz, die Hände unbrauchbar; das Geblüt dringt zu stark zu Haupte; die Augen haben den Muskel nicht, welchen die Thiere haben, sie zurückzuhalten; das Gesicht kann nicht weit um sich sehen; das Eingeweide hat nicht eine solche Bevestigung am Rückgrade, wie bey den Thieren, sondern es hat die seinige am Zwerchfelle; die flachen Hände haben nicht schon in Mutterleibe, wol aber die Fußsohlen eine dickere Haut für ihre zukünftige Bestimmung; und endlich so biegen sich auch unsere Knie-Gelenke nicht so wie bey dem Thieren hinterwärts, sondern nach vorn, so daß wir die Füße nicht wie die Thiere im Liegen, in gerader Ausstreckung, unter den Bauch legen können. Herr Roußeau wird es uns also erlauben, daß wir auf unsern beyden Beinen stehen bleiben; und wir wollen sehen, was bey dieser Stellung der Gesundheit nachtheilig seyn könne?

In den Jahren des stärksten Wachsthums ist es nicht dienlich, die meiste Zeit zu stehen, weil die Füße leicht davon krumm wachsen, indem sich bey jungen Kindern die Gelenke auseinander geben und die Knochen biegen, auch sich leicht Knorpel daran vestsetzen. Daher ist es unverantwortlich, wenn man die Kinder, die erst gehen lernen sollen, ganze halbe Tage im Gängelwagen stehen läßt, und nicht bedenkt, daß so zarte Glieder schon nach einer halben Stunde Gewalt leiden, und wieder in Ruhe gebracht werden müssen. Die Beyspiele der Schriftsetzer und anderer Personen, die beständig stehen, beweisen, wie so gar die Erwachsenen von einer solchen langwierigen Stellung, krumme Beine und geschwollene Füße bekommen, welche zuweilen aufbrechen und böse Geschwüre veranlassen, und wie sie vor der Zeit in den Knien steif werden, und Gicht und Gonagra zur Beute davon tragen.

Leute

Leute die ihre meiſte Arbeit im Stehen verrichten müſſen, ſollten ſich einen hohen Stuhl nach ihrem Leibe machen laſſen, der nicht ganz horizontal, ſondern etwas ſchief und ungefähr nach der Idee eines Reitſattels gemacht wäre, damit man ſich ſo darauf ſtützen könnte, daß man theils ſäße, theils ſtünde, und ſo wol im Sitzen als Stehen mehrentheils einerley Höhe behielte. Viele Gelehrte arbeiten vor einem hohen Pulte im Stehen, welches zwar beſſer iſt, als immer zu ſitzen. Allein, da das Stehen eine nicht geringe Leibesarbeit iſt, die viel Kräfte erfodert; ſo ſchickt es ſich nicht zum Studieren, wie keine Leibesarbeit; und man ſieht auch, wie oft ſolche Leute beym Pulte kraftlos und ohnmächtig werden. Ein hoher Sattelſtuhl iſt ihnen das dienlichſte. Es hat auch ſchlimme Folgen, wenn ſie ſich mit der Bruſt an das Pult anlegen, und damit einen Theil der Laſt des Leibes tragen; welches beſonders beym Schreiben im Stehen geſchicht. Hierdurch wird nicht allein das Athemholen und der Umlauf durch die Bruſt gehindert, ſondern die Muskeln der Bruſt ſelbſt werden auch ſo ſehr gedrückt, daß es öfters nicht anders iſt, als ob unter der Haut lauter Blutſchwären ſäßen, und man kaum leiden kann, daß die Kleider die Bruſt berühren. Es iſt noch ein Fehler beym Stehen, daß man gemeiniglich nur auf einem Fuße ſtehet, und den andern ausruhen läßt, bis der erſte die Laſt nicht mehr tragen kann. Beym Schreiben iſt dieſes faſt unvermeidlich; und hierdurch geſchicht nicht allein den Füßen und Gelenken deſto mehr Gewalt, indem nur immer ein Fuß die ganze Laſt tragen muß; ſondern der Leib wird auch unter den kurzen Rippen gedrückt und gebogen; welches üble Folgen nach ſich ziehen kann. Man ſieht, wie nothwendig es in allen Abſichten ſey, daß man ſich bey vielem Stehen eines hohen Stuhls bediene, um mit dem Sitzen ſtets abwechſeln zu können.

Das

Das Gehen ist ein wechselsweises Stehen auf einem Fuße, wenn man es in so fern betrachtet, als der Körper dabey in einer gewißen Stellung anhaltend verbleibet. Daher greifen die Leute, die ihr Brodt mit Gehen verdienen müssen, ihre Füße und Gelenke auf eben die Weise an, wie die so beständig stehen; nur daß ihnen die beständige Umwechselung der Füße und die Leibesübung dabey zu Gute kommen. Die steifen Knie, bebende Füße und Reißen in denselben sind gemeine Krankheiten der alten abgelebten Fußboten.

Das Tragen schwerer Lasten, sonderlich Berg auf, oder auf Treppen, strapaziret die Füße und ihre Gelenke außerordentlich, und solche Leute fangen bald an in den Knien zu beben, und lahm und gichtbrüchig zu werden. Ich bedaure öfters die Kinder des gemeinen Volks, wenn ich sie mit großen Trachten Wasser in den Straßen gehen sehe, worunter sie fast erliegen. Eine so frühe Anstrengung der Gelenke thut ihnen auf ihre ganze Lebenszeit, die sie sich zugleich dadurch verkürzen, einen unverwindlichen Schaden.

Das Knien ist eine sehr beschwerliche Stellung; daher man sie auch zur Kreuzigung des Fleisches anzunehmen pflegt, wenn man seine Andacht verrichtet. Es greift die Kniegelenke und Muskeln der Schenkel und des Rückens heftig an, und hemmet den Umlauf in den untern Füßen. Solchergestalt wären Ursachen genug vorhanden, warum man das öftere und langanhaltende Knien widerrathen könnte. Allein, man weiß sich heut zu Tage die Andachtsübungen schon so bequem zu machen, daß ich meine Warnungen wol sparen kann.

Viele Leute haben die Gewohnheit, im Sitzen die Füße übereinander zu schlagen. Außerdem, daß hierdurch der

Digitized by Google

der Umlauf in den Füßen gehindert wird, drücket man auch durch das Uebereinanderschlagen der Schenkel den Unterleib zusammen; wovon ich die Folgen schon oben beschrieben habe. Die Frauenzimmer bekommen von einer solchen Stellung oft Ohnmachten; und auch stärkere Leute werden übel zu Muthe, wenn sie lange so gesessen haben.

Das Tragen unter den Armen zwingt den Körper zu einer unnatürlichen Stellung, die man besonders im zarten Alter sorgfältig vermeiden sollte. Man sieht öfters die Schulknaben mit einer großen Last Büchern unter dem Arme in die Schule gehen. Wenn sich diese Kinder nur an einen Arm gewöhnen so ist nichts leichter, als daß sie davon schief wachsen, und eine Schulter höher tragen, als die andere, oder daß ihnen die Rippen auf einer Seite weiter hervorstehen, so daß sie, wenn sie ganz gerade zu stehen glauben, mit dem Oberleibe nach einer Seite hinüber hängen. Man muß solche Kinder anhalten, die Bücher nicht immer unter einerley Arme zu tragen, und wofern eine Schulter höher zu werden beginnet, sie in der andern Hand einen etwas hohen Stock tragen zu lassen, worauf sie sich stützen. Das Bücken mit niederhängendem Kopfe ist für Vollblütige eine der gefährlichsten Stellungen. Der Schwindel, das Kopfweh, eine Betäubung der Sinne, der Schlagfluß und das Blutspeyen kann von lange anhaltendem tiefen Bücken veranlaßt werden. Auch schon das Vorwärtsbeugen, ohne daß der Kopf ganz bis gegen die Erde geneigt ist, hat seine Gefahr. Wer auf einem sehr niedrigem Tische etwas zu besehen oder zu arbeiten hat, und sich im Stehen davor niederbücket, wird bald ein heftiges Ziehen im Rücken und im Kreuze empfinden, und wenn er vollblütig ist, wird ihm das Gesicht vergehen, er wird Brausen vor den Ohren hören, und es wird ihn ein Schwindel überfallen, welcher

cher ihn nöthiget, sich niederzusetzen. Wenn man sich nun oft vergißt, und durch vielfältige Wiederholung dieser Stellung dergleichen Zufälle sich zur Gewohnheit macht, so kann man dadurch endlich seiner Gesundheit einen unersetzlichen Schaden zufügen. Ich bedaure hierbey das arme Frauenzimmer, das viel in der Küche zu thun hat, und bey einem sehr niedrigen Heerde kochen muß, und verdenke es allen, die es daran wenden können, wenn sie sich denselben nicht höher bauen lassen.

Das Aufheben einer Last, die man noch nicht unterstützet, sondern nur mit den Händen erhält, erfodert eine so gewaltsame Anstrengung der Muskeln, daß sich davon leicht die Gebeine, an welchen diese Muskeln bevestiget sind, aus ihren Gelenken ein wenig verschieben; welches man eine Verrenkung nennet. Daher ist unter den Arbeitsleuten die Theorie sehr gemein, daß sie ihre Krankheiten vom Verheben oder Wehethun herleiten. Man kann sich vor dergleichen Uebeln hüten, wenn man die Last auf eine vortheilhafte Art hebet. Ein Mensch ist am vermögendsten, wenn er eine Last nach senkrechter Richtung hebet; dahingegen die vierfüßigen Thiere mehr Vermögen haben, wenn sie etwas nach der Horizontallinie fortbewegen sollen. Daher ist es allezeit vortheilhafter, eine Last zu heben, wenn man sie zwischen den Füßen hat, als wenn man sie wagerecht vor sich hinhalten soll. Es läßt sich aus den Gesetzen des Hebels begreifen, warum ein ausgestreckter Arm vorn bey der Hand keine große Last erhalten kann; und eben hieraus folget, daß man sich bey einer solchen Stellung am leichtesten zu viel thun könne. Wenn man z. E. auf einem hohen Tische eine schwere Last stehen hat, die man kaum erreichen kann, so darf man es nur versuchen, sie aufzuheben, um zu fühlen, was dazu für eine gewaltsame Anstrengung der Muskeln erfodert werde. Hier ist kein anderes Mittel, als daß man

schlech

ſchlechterdings eine Arbeit unterlaſſe, die einem zu ſchwer fällt.

Viele Kleidungen zwingen endlich auch den Leib in unnatürliche Stellungen. Hierher gehören vornemlich: das veſte Einwindeln der Kinder, wovon ſie krüpplig und ungeſund werden; die engen Fallhüte, welche die weichen Knochen des Kopfs zuſammendrücken; die Gängelbänder, worinn die Kinder die ganze Laſt ihres Körpers unter den Armen tragen, und das ohnedem flache Gelenke des Schulterbeins leicht ausrenken; die Gängelwagen, welche die Füße verderben; die Schnürleiber der Frauenzimmer und Kinder, welche dem Athemholen und der Verdauung gleich ſchädlich ſind, große Krankheiten verurſachen, und gewiß mehr Krüppel machen, als ſie curiren; die hohen und engen Schuhe, wovon die unterſten Füße ungeſtalt werden, und die beſchwerlichen Hüneraugen entſtehen; die engen Kleidungen der Mannsperſonen, welche die Bruſt und den Unterleib in ihren Bewegungen hindern; und dergleichen mehr, wovon ich es nicht für nöthig halte, vieles anzuführen. Man braucht nicht alles zu ſagen, wenn man einmal den Leſer in den Stand geſetzt hat, dasjenige ſelbſt zu denken, was man nicht ſagt. Genug eine jede Stellung des Leibes iſt ungeſund, wodurch entweder ſogleich, oder doch nach und nach die Structur eines geſunden Leibes verändert, die Verrichtung einiger Theile des Leibes gehindert, verzögert, unterbrochen oder gar aufgehoben, oder die Kraft der Muskeln und Gelenke ſo ſtark übertrieben werden kann, daß dadurch der Menſch vor der Zeit alt und unvermögend gemacht wird.

Da nun die allergemeinſten Stellungen des Leibes ohne Ausnahme ſchädlich werden können, ſo iſt keine beſſere Regel für alle, als daß man in keiner lange verharre. Die beſtändige Abwechſelung derſelben macht ſie alle

un-

Digitized by Google

unschädlich. So weiset uns die Natur immer auf einerley Zweck, nämlich auf die Bewegung, auf den Gebrauch unserer Muskeln und Gelenke, hin, und wir sollen die Wallfahrt dieses Lebens durchaus wie eine Wanderschaft, und nicht wie eine Schlittenfahrt zurücklegen.

* * *

Mein Herr,

Unter so vielen Lebensregeln, die Sie uns geben, vergessen Sie immer eine, die ich in des berühmten Friederich Hoffmanns Abhandlung von den sieben Gesundheitsregeln lese. Bis dahin hatten Sie gewiß nur sechse gehabt? Fünfe von diesen Regeln waren aus dem Hippocrates, eine aus dem Galenus genommen; aber die siebente that der ehrliche Hallenser, der alles gerade heraus sagte, der aufrichtige Hoffmann, selbst hinzu. Sie, mein Herr, scheinen sich ihrer noch nicht erinnert zu haben. Allein, man muß sie doch, um der Vollständigkeit Ihres Werkes willen, mit anführen. Sie ist kurz, und soll Ihnen keinen Platz wegnehmen.

Siebente Regel zur Gesundheit,
erfunden von
Friederich Hoffmann.

Wenn du deine Gesundheit lieb hast, so fliehe die Aerzte und die Arzeneyen!

Ich empfehle mich Ihnen aufs Beste, obgleich nicht in die Cur, doch sonst auf alle Weise; und wünsche, daß wir einander nie zu unserer Gesundheit behülflich seyn dürfen.

Dero ꝛc.

Cave.

Der Arzt.

Hundert und zehntes Stück.

Brem. Beytr. 4. B.

— — — — Ein weiser Mann
Sieht das auch, was geschehen kann:
Ihn trifft der Ueberfall in seinem Harnisch an.

Da seit dem letzten Sommer bis itzt die Witterung fast unaufhörlich feucht und der Winter ganz weich und gelinde gewesen, so erwartet jedermann hiervon mit Furcht auch ganz außerordentliche Wirkungen. Wir sahen in den ersten Tagen des Jenners in den Gärten die Crocus, die Schneeglocken, die Tulpen und andere Frühlingsgewächse, ja selbst die Knospen der frühblühenden Bäume überall hervorbrechen; und ich selbst habe in diesen ersten Tagen des Jenners eine Menge von Raupennestern, die auf den Obstbäumen hingen, geöffnet, und darinn die junge Brut, einen halben Zoll lang und länger, so munter und wehlig gefunden, als ob es in den ersten Tagen des Märzens wäre. Gleichwie nun bey diesen schlechten Adspecten der Landmann und Gärtner gar traurige Gesichter machen, so will man an den Aerzten und Todtengräbern auch eine besondere Munterkeit bemerkt haben, welche der Republik allezeit fatal gewesen seyn soll.

Ich verwünsche allezeit die heillose Bereitwilligkeit vieler Ohrenbläser, die stets voll böser Nachrichten stecken, und selten ein gutes Herz haben, wenn sie so fleißig darüber aus sind, ihre Freunde mit ihren bösen Nachrichten und Warnungen zu erschrecken. Es giebt solcher Un-

Digitized by Google

glücksboten viele, die, unter dem Scheine treuer Freundschaft, die Ruhe und das Vergnügen aller Familien stören, und ihre Worte zu einer Pest machen, die die Gemüther ihrer Freunde mit Sorgen und Unruhe vergiftet; da sie ihnen doch nichts, als weithergeholte Besorgnisse überbringen, die tausend Zwischenfälle ungegründet machen können, ehe es nöthig wäre, daß wir sie wüßten. Es sind selbst im gegenwärtigen Falle, da uns ein schlackrigter und weicher Winter aufs Frühjahr mit schlimmen Krankheiten zu bedrohen scheinet, noch Hoffnungen genug übrig, die uns trösten können. Es ist wahr, daß schon Hippocrates die feuchten Jahre für ungesunder und fruchtbarer an Krankheiten gehalten hat, als die trockenen. Ramazzinus, ein sehr berühmter Arzt, der einsmals ein solches feuchtes Jahr erlebte, hat uns die betrübte Nachricht hinterlassen, daß darauf viele Arten Fieber, besonders eine böse Art dreytägiger, entstanden seyn, welche die Leute von allen Geschlechtern, Altern, Leibesbeschaffenheiten und Lebensarten angegriffen haben, und von denen wir itzt nur allzu wol wissen, daß sie nichts anders, als verlarvte faulende Fieber sind, die unter dem Scheine der Unerheblichkeit grausam wüten. Nach einem Paar nassen und stürmischen Jahren, welche die Landschaften Italiens durch Ueberschwemmungen verwüsteten, beobachtete Benedictus Sylvaticus, daß durchgehends in ganz Italien bösartige hitzige Fieber mit Blattern und Masern graßirten, welche meist blutreiche Leute und die Bewohner der Thäler angriffen. Im Jahre 1698 war in Sachsen ein sehr gelinder, leidlicher und gütiger Winter, welcher so feucht und windig war, wie es im Herbste zu seyn pfleget, und der Boden war feucht und kothig. Bey dieser Zeit beobachtete Friederich Hoffmann, daß, nachdem die Blattern über sechs Monate heftig graßiret, im Frühjahre, um den Gleichtag, ein böses ansteckendes Fleckfieber dazu gekommen, welches

sehr

Digitized by Google

ſehr viele hingerichtet. Selbſt die empfindlichen und ſchwächlichen Thiere, wie die Schafe, ſterben häufig in naſſen und ſchlackrigten Jahren. Allein, ſo ſchrecklich alle dieſe Beobachtungen für uns ſind, wenn wir ſie auf den itzigen weichen Winter anwenden, ſo wiederhole ich dennoch, was ich ſchon oben geſagt habe, daß wir noch keine Urſache haben, alle Hoffnung fahren zu laſſen. Der Winter iſt noch nicht verſtrichen, und wir können noch genug Froſt bekommen. Eine einfallende Dürre kann vor der Ankunft der warmen Witterung die Länder ſchon wieder von dem Ueberfluſſe der Feuchtigkeit befreyen, den itzt die Wolken auf ſie herabſtürzen. Zudem ſo haben auch nicht alle naſſe Jahre und weiche Winter ſo ſchädliche Folgen. Hunderttauſend Umſtände, die vom Zufalle herzurühren ſcheinen, ob ſie gleich in eben der Ordnung, wie die Stunden, Tage und Jahre aus der beglückenden Hand der Vorſicht in die Welt ausgehen, können den Tod, die Peſt, die Krankheiten, die Gefahren, die ſich itzt in unſerer ſichern Gegenwart unvermerkt erzeugen, im kurzen wieder erſticken; und das verdächtige Jahr kann uns ein Jahr des Heils und Ueberfluſſes werden.

Da indeſſen verſchiedene Freunde meiner Blätter ein Verlangen gegen mich geäußert haben, etwas von dem Verhalten bey einer ſo außerordentlichen Witterung zu leſen; ſo habe ich nicht umhin gekonnt, dieſe Gelegenheit zu ergreifen, um mich ihnen gefällig und nützlich zu bezeigen. Dieſes bin ich ſolchen Leſern ſchuldig, die meine Blätter nur intereſſant finden, in ſofern ſie etwas zur allgemeinen Glückſeligkeit meines Geſchlechts beytragen; da hingegen andere, die nur zum Vergnügen leſen, eben kein Recht haben, eine mediciniſche Schrift zu ihrem Zeitvertreibe zu wählen. Ich will um ihrentwillen weder dem Ariſtomachus Solenſis, der ſeine halbe Lebenszeit mit der Ausrechnung der Flohſprünge zubrachte,

noch dem Meſſalo ähnlich werden, der von dem Buchſtaben S ein Buch ſchrieb. Die Vernunft und Gelehrſamkeit iſt einem Lichte ähnlich, deſſen eigentliche Beſtimmung nur darinn beſteht, die Finſterniß zu erhellen, und auf tauſenderley Weiſe nützlich zu ſeyn. Ein Kind zündet es an, um damit zu gaukeln, und ein Mordbrenner, um eine Feuersbrunſt zu erregen. So war jener florentiniſche Edelmann aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, Guido Cavalcante, der ſtets in tiefen Betrachtungen verwickelt war, bloß um den unglückſeligen Irrthum zu erfinden, daß kein Gott wäre. Es ſey wer da wolle ein luſtigmachender oder ein ſchädlicher Schriftſteller, ich werde keinem von beyden wiſſentlich nachahmen. Das was Pheridoun, einer der erſten perſiſchen Könige, zu ſeinem Sohne und Thronfolger, Manougeher, ſagte: „Mein Sohn, betrachte alle Tage deiner Regierung, wie „die Blätter eines großen Buchs, und ſiehe zu, daß du „nur ſolche Sachen auf jedes Blatt ſchreibeſt, die würdig ſind, daß ſie die Nachwelt leſe!„ das ſoll allezeit die Maxime ſeyn, welche ich bey der Ausarbeitung meiner Blätter zu beobachten gedenke. Ich halte aber dafür, daß keine andere Dinge der Nachwelt würdig ſeyn können, als die etwas zur Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts beytragen. Ein ſolches großes Buch ſoll mein Arzt ſeyn; und ich werde den Scherz und die Satyre bey keiner andern Gelegenheit gebrauchen, als wenn ich nützliche Wahrheiten in dieſer Einkleidung annehmlicher zu machen hoffen kann. Ich bedaure es, ſo oft ich es merke, daß viele dieſe meine nützliche Abſicht bey meinen ſcherzhaften Stücken weder ſuchen noch finden; denn es leidet dabey wirklich die Ehre meines Charakters. Alles, was ich dabey thun kann, iſt, daß ich den Tadel, welcher mir hieraus mit Recht zuwachſen könnte, mit ſolchen Leſern theile, welche nur die Kunſt zu buchſtabiren, nicht aber die Kunſt zu leſen verſtehen.

Schrieb

Schrieb ich mit leichter Hand, ſo wie ein Phanias,
Bey ungeduldgem Müßiggang,
Ohn Achtſamkeit, Beruf und Zwang,
Ohn Ordnung und Zuſammenhang,
In eines Buchs Geſtalt geſchwind, ich weiß nicht was:
So ſchrieb ich, wie die meiſten leſen.

Was die gegenwärtige Materie betrifft, ſo finde ich mit Zufriedenheit, daß ich den Anforderungen meiner Leſer ſchon größtentheils zuvorgekommen bin. Wer ſich die Mühe geben will, mein 28ſtes Blatt nachzuſehen, der wird darinn Anleitung finden, wie er ſich in der gegenwärtigen naſſen Witterung ſo zu verhalten habe, daß er die übeln Wirkungen und Gefahren für die Geſundheit nicht befürchten darf, welche ſchon auch in dem Sendſchreiben eines F. A. R. in meinem 48ſten Blatte angezeiget worden ſind. Beſonders aber iſt im 33ſten Blatte ausführlich gelehret worden, wie man durch alle Hülfsmittel der Lebensordnung, der Gefahr entrinnen könne, von anſteckenden Krankheiten aufgerieben zu werden, wenn auch gleich die üblen Jahrszeiten und Witterungen ihre Wirkung ſchon ſo weit geäußert haben, daß ſie wirklich graßiren. An dieſe Regeln muß man ſich halten, wenn man ſich ſelbſt liebet; und je dringender die Gefahr wird, je grimmiger oder liſtiger die Werkzeuge des Todes, die ſich in einem ſchädlichen Dunſtkreiſe um uns her lagern, gegen uns angehen, deſto angelegentlicher muß ich meine Leſer bitten, die obigen Blätter aus ihrer Reihe herauszunehmen, und ſie eben ſo aufmerkſam, als die neueſten Stücke, zu dieſer gelegenſten Zeit zu leſen.

Die kleine Nachleſe, die ich mir auf heut vorbehalten habe, betrifft hauptſächlich den Rath des großen Boerhaave, was man anfangen ſoll, wenn man die erſten Spuhren einer Unpäßlichkeit bey ſich wahrnimmt. Die-

Digitized by Google

ser Rath ist besonders denen nöthig, die von ansteckenden Krankheiten etwas zu befürchten haben, wiewol er auch überhaupt allen Menschen zu wissen dienlich ist, die es zu merken anfangen, daß sie krank werden. Sie haben in solchen Fällen nur noch diese einzige Wahl übrig; welches die letzte ist, ehe sie zum Arzte senden.

Man muß, sobald man sich unpäßlich befindet, gleich die Quelle des Uebels aufsuchen, und sie verstopfen. Diese Quelle wird nicht leicht verfehlt werden, wenn man sich selbst über die beyden Artikel scharf verhöret: ob man sich durch Speise oder Getränk, es sey nun auf einmal, oder nach und nach, überladen habe, und ob irgend eine von den natürlichen Ausführungen unterbrochen sey? Es wird unter hundert Fällen kaum einer seyn, da sich ein Unpäßlicher, der sich über diese beyde Fragen verhört hat, ganz unschuldig finden wird. Der Anfang der meisten Krankheiten ist entweder die gehinderte Verdauung, oder eine unterbrochene natürliche Ausführung; und die Ursache, warum die meisten Krankheiten nicht gleich wieder in ihrer Geburt erstickt werden, ist die, daß man nicht alsobald die Verdauung und die natürlichen Ausführungen in gehörigem Maaße wieder herstellet. Hieraus wird man also den Grund von allen den Regeln begreifen, welche Boerhaave denen giebt, die es zu merken beginnen, daß sie krank werden sollen.

Der erste Rath ist das Fasten, von dessen Lobe mein 16tes Blatt voll ist; denn es ist darunter nicht bloß die völlige Enthaltung von allen Speisen und Getränken, sondern auch die Mäßigkeit, der Genuß bloß flüßiger Speisen, und die natürliche Kunst, die doch so wenig beobachtet wird, zu verstehen, sich beym Mangel des Appetits nicht zum Essen zu nöthigen. Wenn ich die Thiere zu Beyspielen nehmen darf, weil sie ohne Aerzte und Arzeney viel seltener krank sind, und in weit größerer Menge das natürliche Ziel ihres Lebens erreichen, als die Men-

Menſchen, ſo giebt dieſes dem Rathe ein groſſes Gewicht, daß ſie, ſobald ſie ſich nicht wohl befinden, die Speiſen, die ihnen ſonſt am liebſten waren, wie Gifte verabſcheuen. Ein vornehmer Arzt hat mir geſagt, daß wir dieſes Geheimniß nicht unter die Leute bringen ſollten; denn er hätte keine Familien in der Stadt, die ſeiner Hülfe weniger bedürften, als die die üble Gewohnheit hätten, gleich zu faſten, wenn ihnen kaum ein Finger weh thäte. Ich habe ihm aber geantwortet, daß es Gottlob keine Noth habe, und daß das Faſten niemals eine ſehr allgemeine Tugend auf Erden werden werde.

Unter den Ausführungen gerathen die Blutflüße, die Leibesöfnung und die unmerkliche Ausdünſtung der Haut am leichteſten in Unordnung; und dieſes ſind ſehr allgemeine Quellen des menſchlichen Elendes. So bald man ſich unpäßlich befindet, muß man darauf bedacht ſeyn, ſie in ihre natürliche Ordnung zu bringen, und wenn die beyden erſten auch keiner Verbeſſerung zu bedürfen ſcheinen, ſo muß man doch immer wegen der lezten ſtrengen Verdacht hegen. Dieſes iſt beſonders zu der Zeit nöthig, wenn anſteckende Krankheiten im Schwange gehen. Kein Menſch, der ſtets gut ausdünſtet, läuft ſonderliche Gefahr angeſteckt zu werden: allein, weil dieſe Ausführung unterbrochen werden kann, ohne daß wir es alſobald mercken, ſo vergißt man ſie mehrentheils, und verſäumet die Zeit, da ihre Wiederherſtellung groſſen Krankheiten und dem Tode ſelbſt vorbeugen könnte. Nichts kann ſie aber beſſer wiederherſtellen, als eine mäßige Bewegung des Leibes, die bis zum Ausbruche eines gelinden Schweiſſes fortgeſetzt wird; und daher iſt dieſes die zwote Regel, deren Beobachtung Leuten empfohlen werden muß, die ſich nicht wol auf befinden.

Es iſt nicht immer gleich viel, was für eine Art der Leibesbewegung man erwählet, wenn man kränklich wird. Wer befürchten muß, daß der Grund ſeines Uebels im

Magen, oder in der gehinderten Verdauung liege, der kann unter allen Leibesübungen keine beſſere, als das laute Reden erwählen, um bald zu ſeiner Geneſung zu gelangen. Die Arbeit der Bruſt, des Zwerchfells und der Muskeln des Unterleibes, welche hierzu erfodert wird, reizet den Magen und die Gedärme zu ſtärkern Bewegungen, und vermehret und ſtärket auf ſolche Weiſe die Verdauungskräfte. Auſſerdem aber iſt dieſe Leibesübung Predigern und academiſchen Lehrern, welche viel ſitzen und nachdenken müſſen, zu ihrer Wiederherſtellung bey ſchwacher Geſundheit nützlich, indem ſie den Umlauf und die Ausdünſtung befördert. Alles dieſes beruhet auf den älteſten Beobachtungen. **Plutarch** wuſte nicht genug zu rühmen, wie nützlich das tägliche laute Reden zur Erhaltung der Geſundheit und zur Vermehrung der Kräfte ſey, weil es die vornehmſten Glieder des Leibes ſtärkte, in welchen ſich die Lebenskräfte vornehmlich aufhalten. **Aetius** aber ſchreibet: das laute Reden komme denen wol zu ſtatten, die einen ſchwachen Magen haben, und denen öfters eine Säure aufſtößet.

Denen, die bey ihrer erſten Unpäßlichkeit eine Schwierigkeit, oder auch ein Reißen in den Gliedern empfinden, dienen die mäßigen und bis zum Schweiße fortgeſetzten Uebungen der Glieder, wovon ich das Beyſpiel des Ritters **Temple** in meinem 102ten Blatte S. 790. angeführt habe. Oefters werden auch Leute unpäßlich von vielen Feyertagen oder vom Müßiggange, indem ſie ihre gewöhnlichen Geſchäfte eine Zeitlang hintanſetzen, und ſich mit Vergnügungen, deren ſie ungewohnt ſind, verderben. Solchen Leuten iſt zu empfehlen, daß ſie je eher je lieber wieder an ihre ordentliche Arbeit gehen, beſonders wenn ſie gewohnt ſind, dabey zu ſchwitzen. Dieſes wiederfährt ſelbſt Gelehrten bey emſigem Studiren; und man beobachtet oft, daß ſolche Perſonen unter der neuangefangenen

Ar-

Digitized by Google

Arbeit auf einmal von der ihnen zugestossenen Unpäßlichkeit wieder befreyet werden.

Weil beym Anfange der meisten Krankheiten auf die Wiederherstellung oder Unterhaltung der unmerklichen Ausdünstung viel ankommt, so läßt es Boerhaave nicht bey der Leibesübung allein bewenden, sondern er empfiehlt auch denen, die sich nicht wol auf befinden, daß sie sich zugleich an den häufigen Gebrauch des warmen Wassers halten sollen, und daß sie die Ruhe und den Schlaf suchen sollen; wobey sie sich aber im Bette wol zugedeckt halten müssen. Durch diese Mittel, sagt er, werden die ausgespannten Gefäße schlaffer gemacht, die dicken Säfte verdünnet, und die unreinen von den ihnen schädlichen Theilen gereiniget. Er widerräth zugleich den frühen Wechsel der Kleidung bey der Abwechselung der Jahrszeiten, und will, daß man die Mitte des Frühjahrs, oder den Anfang des Sommers erwarten soll, ehe man es wagte, die Winterkleidung abzulegen.

Zu allen diesen vortreflichen Regeln muß ich noch eine andere hinzufügen, welche bey gefährlichen Zeiten von großem Nutzen ist, nämlich daß man mit der zu solchen Zeiten dienlichen Lebensordnung, die ich im 33sten Blatte beschrieben habe, ein von Furcht befreyetes, heiteres und aufgewecktes Gemüth verbinde. Die Furcht und die von ihr herrührende Traurigkeit sind solche Leidenschaften, welche der Gesundheit überhaupt ungemein nachtheilig sind; wie ich solches dereinst beweisen werde, wenn ich von diesen Leidenschaften insbesondere handeln werde, und wie man auch schon aus dem abnehmen kann, was davon in meinem 96sten Blatte angeführt worden ist. Insbesondere aber muß man sie zu solchen Zeiten fliehen, wenn ansteckende Krankheiten im Schwange gehen, weil diese Leidenschaften vollkommen geschickt sind, sie fortzupflanzen. Der berühmte Herr D. Mackenzie hat in seiner Geschichte der Gesundheit einen Ausspruch gethan,

welcher sich hierher schickt, und den ich meinen Lesern nicht genug anpreisen kann. „Will man wissen, sagt er, „welche von allen Situationen der Seele das meiste zur „Wolfahrt des Körpers beyträgt? Es ist eine beständige „Heiterkeit des Gemüths, die sich auf Hoffnung gründet; „es ist eine liebenswürdige Munterkeit, deren Quelle das „gute Gewissen ist.„

Mit diesen Waffen, meine Freunde, wollen wir getrost gegen den zukünftigen Frühling angehen! Es ist noch nicht so ausgemacht, als viele Grillenfänger glauben, daß uns zu dieser Zeit ein allgemeines Sterben bevorstehe. Lasset unterdessen die gewinnsüchtigen Aerzte alle Nächte von Läusen träumen, welches ihnen, nach den besten Traumbüchern, viel Geld bedeuten soll: die Seuchen stehen ihnen nicht immer so zu Gebote, wie sie wol meinen. Vor allen Dingen aber hütet euch vor denen, die sich um diese Zeit bemühen werden, euch zu überreden, daß ihr Präservationscuren gebrauchen sollt. Kein gesunder Mensch hat einer Präservationscur vonnöthen, ausser wenn sein Doktor Banquerutt machen will. In solchem Falle bezahlet ihm seine Cur, und opfert seine Arzeneyen der Strasse. Viele würden nie krank geworden seyn, wenn sie nicht ihre Gesundheit mit Arzeneyen hätten erhalten wollen; und viele die schon bey unsern Vätern liegen, würden noch mit uns herumspringen, wenn sie den Tod mit weniger Furcht betrachtet hätten.

* * *

Mein Herr Arzt,

Ich habe in dem Sendschreiben, worinn ich Ihnen die Gedanken des Ritters Linnäus, vom Thee, mittheilete, (S. 75 Stück.) versprochen, auch die Gedanken eben desselben berühmten Mannes, vom Caffee einzusenden. Diese Beyträ-

träge können Dero 62stes Stück erläutern und bestätigen; und damit hieran nichts ermangele, so will ich auch aus andern guten Schriftstellern einige kleine Anmerkungen vom Caffee vorhersenden.

Die Araber scheinen ihr Wort Kahvah nicht von den Türken entlehnt, sondern aus ihrer eigenen Sprache hergenommen zu haben. In derselben bedeutet das Wort Kahai, so viel, als: er hat den Appetit zur Speise weggenommen; welches auf die Wirkung des Caffees zielet, daß er den Hunger stillt. Die Erfindung des Caffeegetränks mußte den Arabern sehr leicht fallen, da es schon längst vorher gebräuchlich war, allerhand Getreide zum Getränke zu rösten. Die alten Hebräer kannten schon ihr geröstetes Getreidemehl unter dem Namen Kali, von Kalah, rösten. Man durfte diesen alten Gebrauch nur auf das Mehl der Kaffeebohnen wieder anwenden, so war die Erfindung des Caffeetranks geschehen. Ein Kameel- oder Ziegenhirt soll sie veranlasset haben. Er erzählte einem Abte, daß seine Thiere zuweilen ganze Nächte wachten und sprängen. Der Abt warf seinen Verdacht auf ihr Futter; und man bemerkte, daß die Thiere ganz schlaflos wären, wenn sie die Beeren des Caffeebaums gefreßen hatten. Der Abt röstete diese Beeren, und gab sie seinen Mönchen, als einen Mehltrank, wovon sie mehrentheils 7 Stunden hintereinander ungemein munter blieben. Einige Mönche selbst machten das Geheimniß bekannt, und die Araber nahmen es, weil sie keinen Wein trinken dürfen, mit großem Vergnügen, statt ihrer bisherigen Getränke von geröstetem Mehle an, die ihnen weder so gut schmeckten, noch sie so munter machten.

Prosper Alpinus, welcher schon 1580 in Aegypten angekommen, fand daselbst den Caffeetrank eingeführt: folglich muß der Gebrauch desselben schon mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts in Arabien bekannt gewesen seyn. Die erste Erfindung mag sich also wol schon aus dem 14ten oder 15ten Jahrhunderte herschreiben. Der Coffée à la Sultane, dessen Sie in Ihrem 62sten Stücke, S. 153. gedenken, ist noch

nicht

Digitized by Google

nicht hundert Jahr alt, und nur die vornehmsten Araber trunken dieses neue Getränk. Wir können ihnen diese Mode nicht nachmachen: denn die Schaalen, womit der Caffee umgeben ist, und deren geröstetes Pulver zum Coffée à la Sultane erfodert wird, können nicht übers Meer bis zu uns gebracht werden. Sie vermodern unterwegens von der Feuchtigkeit, und nehmen einen übeln Geschmack an.

Die Araber können des Caffeegetränks nicht entbehren, besonders diejenigen, welche Opium und Berge gebrauchen. Berge, oder vielmehr Benge, Bengh, ist der Saame des Bilsenkrauts, welches berauscht und schläfrig macht, wie das Opium. Der Caffee und Schnupftaback vertreiben die Schläfrigkeit wieder, welche das Opium und Bengh hervorbringen. Alle Araber sind es daher schon lange gewohnt, daß sie alle Morgen, und des Nachmittags nach der Mahlzeit und bey ihren Besuchen, Caffee trinken. Ja bey den Besuchen wird nicht einmal eher gesprochen, als bis der Caffee getrunken ist. Sie brennen und zermalmen die Caffeebohnen nicht in Vorrath, wie die Türken, sondern bereiten sie erst alsdann zu, wenn sie sie eben gebrauchen wollen. Sie wickeln die Gefäße mit dem kochenden Caffee in dicke wollene Tücher, besonders an den Oefnungen, damit die himmlischen Theilchen nicht durch die kleinsten Löcher davonfliegen. Zum Frühstücke setzen sie als ein Hauptgerichte, Rohm oder frische Butter mit Honig eingerühret auf, welches angenehm schmecket. Wenn man die heißgebrannten Caffeebohnen auf gleiche Weise einschmieret und abtrocknet, nachher aber mahlet und trinket, so soll ein solcher mit Butter und Honig zubereiteter Caffee dem Magen sehr wol bekommen, und den alten Leuten zur Stärkung dienen. Was aber hiervon zu halten sey, wird man aus dem sehen, was ich itzt, nach dem Herrn Linnäus, vom medicinischen Nutzen des Caffee anzuführen gedenke.

Da das sehr heiße glückliche Arabien der eigentliche Geburtsort des Caffee ist, so kann er in unsern nordlichen Ländern

dern nicht anders, als in der gröſsten Hitze der Treibhäuſer, gezogen werden, welches ihn unendlich theuer machen würde.

Wenn man die Wirkung des Caffee unterſucht, ſo müſſen uns drey Dinge bedenklich ſeyn. Zuerſt iſt der Baum ſelbſt mit der Heckenkirſchenſtaude und dem Geiſsblatte, ja auch mit der Quina und einigen andern Bäumen verwandt, die meiſtentheils etwas Verdächtiges an ſich haben, und uns bey einem innerlichen Gebrauche nicht ſonderlich gut bekommen, wenn ſie gleich nicht ſo gewaltſam giftig ſind. Ferner iſt die Zubereitung des Caffee gar eigen, da man die Bohnen durchbrennen muſs. Man glaubte allezeit und noch itzt, daſs das verbrannte Brodt ſchädlich, ein angebrannter Branntewein freſſend, und jede andere verbrannte Speiſe ungeſund ſey. Allein, der Caffee muſs gebrannt, ja, verbrannt werden, ehe er ein wolſchmeckendes Getränk werden kann. Endlich, wenn man den gekochten Caffee ganz erkalten läſst, und hernach ohne Zucker einen Trunk davon wider den Durſt thun will, ſo finden wir ihn unſerm Geſchmacke, den doch der Schöpfer zum Leibarzte für unſere Geſundheit geſetzt hat, ſo zuwider und ſo unangenehm, daſs man es kaum ertragen kann. Es iſt daher zu zweifeln, ob man jemals Caffee trinken würde, wenn nicht der Zucker und die Wärme ihn über die Zunge herunter brächten. Wie ſollte nun ein ſchädlicher Baum, eine giftige Zubereitung, und ein widriger Geſchmack ein heilſames Getränk geben können?

Damit doch aber der Caffee einigermaſsen wohl bekomme, ſo muſs man ihn zuerſt mäſsig kochen: ſonſt verurſachet er Blähungen. Wenn man ihn, um ihn deſto beſser abzuklären, mit Hirſchhorne kochet, ſo muſs es nicht in allzugroſser Menge hinzugethan werden, damit der Caffee dadurch ſeine Kraft nicht verliere. Man muſs ihn ferner zu einer gewiſſen Zeit genieſsen, und nicht zu nahe vor der Mahlzeit, oder gegen die Nacht. Viele pflegen ihn gleich nach der Mahlzeit zu trinken, um den Magen damit zu züchtigen. Die Holländer brauchen ihn mehr zum Frühſtück, aber auch ſchwächer, und dabey nehmen ſie braunen Zucker in den Mund, oder legen auch etwas

was vom Soetkes oder Süßholzwurzel hinein. Die Engländer trinken ihn des Morgens mit einem Butterbrodte. Die Franzosen nehmen eine grosse Taße voll, bey der Zucker und Milch nicht gespart werden, zu sich, und tauchen eine Semmel hinein. Die Türken trinken eine Tasse für einmahl, die aber sehr stark ist. Um aber recht zu erforschen, was der Caffee bey uns wirke, so muß man auf Versuche und Erfahrungen Acht geben, durch welche alle Wahrheit in der Arzeneykunst ausgemacht wird.

An Leuten, welche den Caffee im Ueberfluße geniessen, bemerket man folgende Umstände. Wenn man den Caffee zu spät am Abende trinket, so verliert man dadurch den Schlaf auf einige Stunden von der Nacht, bis die Lebenskräfte die Wirkungen des Getränks dämpfen können. Der Caffee verjagt uns daher eben sowol die nöthige Ruhe, als ein starkes Fieber, ein großer Schrecken, vieler Kummer, ein hohes Alter, oder ein hungriger Magen es zu thun pflegen. Deswegen könnte er denen für dienlich gehalten werden, welchen mehr darum zu thun ist, ihre Zeit, als ihr Leben und ihre Gesundheit zu sparen, und die genötiget sind, bis in die Nacht zu arbeiten. Bey diesem Getränke können also die Sternseher auf ihre Beobachtungen, und die Hofleute auf ihr Spielen gut wachen.

Man ist sicher überzeugt, daß diejenigen, die viel Caffee trinken, stärker an den Händen zu zittern anfangen, als irgend vom Gebrauche des Thees geschiehet, und daß sie von diesem Uebel nicht eher wieder befreyet werden, als bis sie den Caffee aufgegeben haben. Er erzeuget daher eben die beschwerlichen Folgen, welche ein hohes Alter, langwierige Krankheiten, starke Blutflüße und Ausschweifungen uns zuzuziehen pflegen.

Wenn man den Caffee kurz vor der Mahlzeit trinkt, so verderbt er die Lust zum Essen; und man kann alsdann an der Speise nicht viel thun, so sehr man sich auch vorher darnach sehnete. Eine Eigenschaft, welche sonst einen schlaffen Magen verräth.

Die

Die Frauenzimmer, welche mit Vapeurs geplagt sind, werden bezeugen können, was der Caffee bey ihnen thue. Denn so oft sie davon trinken, wird ihr schlafendes Uebel erwecket, und fängt wieder an, sie zu plagen.

Ein jeder, der von diesem Getränke etwas zu viel zu sich nimmt, wird gleich darauf eine seltsame Empfindung um das Herz verspühren, als wenn etwas daran los wäre. Dies kann man besser empfinden, als es sich beschreiben läßt. Die, welche vom Herzklopfen geplagt werden, können am besten davon reden.

Leute, die nicht sehr stark sind, werden oft, wenn sie im geringsten zu viel Caffee genießen, darnach eine Beängstigung fühlen, insbesondere, wenn sie an sich schon zur Schwermuth geneigt sind.

Diejenigen, welche eine Säure im Magen, oder die Milzsucht haben, verspühren nach dem Caffeetrinken, vornehmlich, wenn sie sich gleich darauf bewegen, ein starkes säuerliches Aufstoßen.

Die Türken, welche den Caffee sehr lieben, gestehen, daß er die Männer schwäche; ein Zeichen, daß er nicht die beste und feinste Nahrung geben müsse.

Es scheint, man könne aus verschiedenen Bemerkungen schließen, daß starke Caffeetrinker den Schlagflüssen mehr, als andere, unterworfen seyn.

Endlich weiß auch das Frauenzimmer zu sagen, daß dieses Getränk denen ihres Geschlechts schade, die zu unzeitigen Niederkünften geneigt sind.

Aus allen diesen Beobachtungen kann sicher genug geschlossen werden, daß der tägliche Gebrauch des Caffees nicht zu der diensamsten Diät gehöre; und daher hat man auch schon 1715 zu Paris öffentlich behauptet, daß das beständige Caffeetrinken das Leben verkürze.

Kein Gewächs ist indessen so schädlich, daß es nicht zu einer guten Arzeney dienen könnte, wenn es vernünftig gebraucht wird. Der Caffee ist auch nicht einer jeden Leibesbeschaffenheit

heit gleich sehr zuwider. Den fetten Körpern schadet er weniger, als den magern und ausgetrockneten; und einer der von Jugend auf selbst an das Gift gewöhnet ist, kann es wol vertragen, ja er wird krank werden, wenn man es ihm verweigert.

Der Caffee ist also für diejenigen gut, welche sich nach den starken Getränken, die sie den Tag vorher zu sich genommen, übel befinden. Er ist gut für die, denen der Kopf von einem überladenen Magen schwindelt; für die, welche gut essen und nicht genug arbeiten. Denn davon wird der Körper schwer; der Caffee aber macht munter, und ein schläferiges Gemüth wachend. Diejenigen, welche von Schmerzen an einer Seite des Haupts geplaget sind, empfinden von seinem Gebrauche Linderung. Er vertreibet die Würmer; er ist den Frauenzimmern dienlich, bey welchen die gewöhnliche Rechnung nicht eintrifft; er verzehret das lästige Fett des Leibes, und ist also denen, die gern mager werden wollen, zu empfehlen. Endlich hat man auch in einer Art der Colik, welche das Herzgespann genennt wird, an dem Caffee, wenn man ein Paar Tassen davon, ohne Zucker, geschwinde niederschluckt, oft ein bequemes Hülfsmittel.

Ich übergehe das Uebrige, was in dem Aufsatze des Herrn Linnäus dem Zwecke Ihrer Blätter nicht gemäß genug seyn möchte. Ich will auch nicht dafür stehen, daß das Lob, welches der Ritter dem Caffee in einigen Krankheiten beylegt, eben so zuverläßig seyn sollte, als was er zum Tadel desselben angeführt hat, und das die Erfahrung nur allzu wohl bestätiget. Aber so ist es mit allen den allgemeinen Folgerungen, die man aus einzelnen Beobachtungen herleitet. Weil aber doch einige Ihrer Leser verlangt haben, daß Sie ohne alle Umschweife und Bedingungen gerade heraussagen sollen, ob und wem, und in welchen Fällen eine gewisse Sache gesund oder ungesund sey, so zweifle ich nicht, daß der gegenwärtige Aufsatz auch seine Liebhaber finden werde.

Ich bin, u. s. w.

Philomedicus.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und eilftes Stück.

Brem. Beytr. 4. B.

Der Speisen lieblicher Geruch
Gilt bey uns mehr, als alle Lebensregeln.

Man weiß nicht, ob die Patriarchen Hüner gehalten und zahmes Vieh gemästet haben; aber Esau war ein Jäger, und also ist gewiß das Wild eine der ältesten Speisen aus dem Thierreiche. Diese Speise ist im Winter am gemeinsten, und ich will die Jahrszeit nicht vorbey lassen, ohne davon zu handeln.

Man kann alle eßbare Thiere in vier Hauptclassen eintheilen, wenn man den Unterschied in ihrer Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit suchet. Einige haben einen Ueberfluß an der kräftigen dünnen Suppe, die ungemein nahrhaft und leicht verdaulich ist. Dergleichen sind die zahmen jungen Mastthiere von mancherley Art. Von diesen handelte mein 54stes Blatt. Andere haben eine Menge Fett, wie die ältern gemästeten und verschnittenen zahmen Thiere. Ich habe sie im 81sten Blatte beurtheilt. Einige haben viel Gallert, wie die Schweine und alle sehr junge Thiere, sie mögen gemästet seyn oder nicht; und diese haben im 68sten Blatte ihre Censur gelitten. Itzt ist noch das Wild übrig, das weder zu Suppen taugt, noch auch viel Fett oder Gallert hat.

Dieses Fleisch unterscheidet sich besonders durch eine subtile Materie, welche zwar jedem Fleische eigen ist,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK
Digitized by Google

ſich aber beym Wilde beſonders zeiget, und ſeine Haupteigenſchaft ausmacht. Es iſt ein feiner Dunſt, den die Franzoſen Fumet nennen, der allezeit die Eigenſchaft eines flüchtigen laugenhaften Weſens zum Grunde hat, und wodurch der Geruch und Geſchmack die verſchiedenen Arten thieriſcher Speiſen am deutlichſten unterſcheidet. Er iſt, ſeiner urſprünglichen Natur nach, der ſalzigte Grundſtoff des Fleiſches, und wird durch den Umlauf der Säfte hervorgebracht, welcher die ſubtilen Salztheilchen entwickelt. Man nennt ihn darum ein flüchtiges laugenhaftes Weſen, weil er ſich der Fäulniß, welche ein ſolches Weſen erzeuget, am meiſten nähert. Durch ſeinen Geruch und Geſchmack wird der Kenner in Stand geſetzt, die Art der thieriſchen Speiſe, die er genießt, zu erkennen, ohne ſie zu ſehen. Thiere, die ſich ſehr ſtark bewegen, haben einen Ueberfluß von dieſem Dunſte, weil ihn, wie geſagt, der Umlauf der Säfte entwickelt. Die Hausthiere und die gemäſteten haben keinen ſo unterſcheidenden Geruch und Geſchmack ihres Fleiſches, weil bey ihrer ruhigen Lebensart dieſer flüchtige Dunſt mit ihren ſuppigten Theilen inniger vermiſcht bleibt. Hingegen kann man ihn deſto deutlicher riechen und ſchmecken an allem Wilde, und an Vögeln, die Beeren und Gras freſſen; an Hirſchen, Haſen, Lerchen, Kramsvögeln, Rebhünern, u. ſ. w. Noch ſtärker findet man ihn bey Vögeln, die Inſekten freſſen, und ſich durch Fliegen ſtark bewegen; am ſtärkſten aber bey den Raubthieren, welche, weil ſie faulend riechen und ſchmecken, nicht einmal gegeſſen werden können. Wenn das Fleiſch zahmer Thiere zu lange gelegen, und einige Fäulniß angenommen hat, ſo bekommt es einen Wildgeſchmack, weil die Fäulniß ſeine laugenhaften Salze entbindet und flüchtig macht. Wir wiſſen alſo hieraus, was wir am Fleiſche des Wildprät eigentlich lieben. Es iſt das Analogon der Fäulniß, das flüchtige Laugenſalz ſeiner

Säfte,

Säfte, eine Art der Dissonanz im Geschmacke, die allen Speisen dasjenige giebt, was man einen haut gout nennet.

Ich kann, als Arzt, diesen hohen Geschmack am Wilde überhaupt nicht loben; denn alle Speisen, die unsern Nahrungssaft mit einer laugenhaften Schärfe erfüllen, sind darum verdächtig, weil auch unsere gesundesten Säfte immer einige Neigung zur Fäulniß haben, welche in diesem ihrem Zunder glimmet. Wenn diese laugenhafte Schärfe im Magen und in den Gedärmen entweder scharfe und verdorbene Säfte findet, oder durch ihr Verweilen in denselben, und durch die Aufwiegelung der Wärme, verdorben wird, in Fäulniß geht, und eine subtile Lauge erzeuget, so ernähret und unterhält sie darinn eine Schärfe, welche den Appetit hindert, den Durst vermehret, Eckel und faules Aufstoßen verursachet, und sobald sie sich endlich von dem zähern Schleime losgemacht hat, ins Blut übergehet, und dasselbe verdirbt. Denn so lange das Blut seine gehörige Mischung behält, sind seine salzigen und öligten Theile so genau mit den wässerigen vermischt, daß sie die vesten Theile unmöglich reizen können; sobald aber der wässerige Theil des Blutes davon geflogen ist, verlieret es die Eigenschaft einer Seife, die es bis dahin besessen; die öligten und salzigten Theile nähern und verbinden sich mit einander, werden scharf, und reizen die vesten Theile zu einem unnatürlichen Zusammenziehen. Hierdurch wird aber der Umlauf des Blutes vermehret, die feinsten öligten und salzigten Theile desselben entwickeln sich, und nehmen die Art flüchtiger Laugensalze an, die im lebendigen Körper Schärfe erzeugen, und sich durch den Geruch offenbaren. Auf solche Weise bringen sie die gewöhnlichen Zufälle der faulenden und der Entzündungsfieber hervor.

Digitized by Google

So wie sich demnach unser eigenes gesundes Blut, nach jeder vollbrachten Verdauung zur Fäulniß neiget, und eine subtile laugenhafte Schärfe aus sich selbst hervorbringet; so läßt sich leicht erachten, daß selbst die vegetabilischen Säuren und das gemeine Salz, wenn sie nach vollbrachter Verdauung im Blute umlaufen, in diesem ihrem letzten Zustande täglich in uns verändert werden, und die laugenhafte Art und Schärfe der Säfte des Fleisches desto leichter annehmen, und unserer Gesundheit mit ihnen gemeinschaftlich schädlich werden; zumal da sie diese letzte Veränderung im Blute selbst leiden, wo sie unmittelbar in die vesten Theile wirken, sie reizen, und zu ihren Verrichtungen ungeschickt machen können.

Aus diesen Betrachtungen folget ganz natürlich, daß alles Fleisch, welches viel laugenhaften Dunst von sich hauchet, die Neigung unserer gesunden Säfte zur Fäulniß befördere, theils, indem es denselben einen Ueberfluß des Zunders der Fäulniß zuführet, theils aber auch, indem es die vesten Theile reizet, und dadurch den Umlauf vermehret, welcher mit einem Sturme verglichen werden kann, wodurch das glimmende Feuer der Fäulniß in volle Flammen gesetzt wird. Dieses ist der Grund, warum die Nationen in hitzigen Erdstrichen, welche viel solche Speisen von flüchtiger laugenhafter Schärfe genießen, weit mehr als andere zu faulenden Fiebern und Säften geneigt sind; und warum es alle vernünftige Aerzte mißbilligen, daß man Kranken, deren Säfte in Gefahr der Fäulniß sind, Wild gebe, oder es den Gesunden, wenn es schon Spuhren der Fäulniß zeiget, leichtsinnig erlaube.

Inzwischen hat auch das Fleisch des Wildes seine Vorzüge vor dem zahmen, die es zur Abwechselung preiswürdig machen. Es ist von Natur mürber und hat die eckel-

eckelhafte Süßigkeit nicht, die das frische Fleisch zahmer Thiere vielen verhaßt macht. Diese Vorzüge giebt ihm die starke Bewegung und Uebung der Muskeln, und die innigere Auflösung aller Säfte, bey der unruhvollen und geschäftigen Lebensart der wilden Thiere. Daher wird es von dem Magen sehr leicht verdauet, und weder das Fett, noch die Gallert beschwert und verdirbt ihn. Der Mangel der suppigten Theile macht es nicht überflüßig nahrhaft; und daher ist es eine Speise vornehmer Leute, welche nur speisen, um nicht zu hungern, oder lange Weile zu haben, und die weder verdauen können, noch sich mehr mästen dürfen, als sie es schon ohnedem bey ihrer Ruhe und Gemächlichkeit sind. Zudem hat der feine flüchtige Dunst dieses Fleisches, unter den nöthigen Bedingungen, die Kraft, die unmerkliche Ausdünstung zu vermehren; und dieses ist bey feuchter und kalter Witterung eine sehr erwünschte Eigenschaft der Speisen.

Um dieser Vortheile willen wollen wir das Wild keinesweges von unsern Tafeln gänzlich ausschließen. Allein, wir wollen zugleich das Unheil vermeiden, was dessen öfterer Genuß stiften könnte. Ich will hierüber meinen Lesern nur einige wenige Regeln empfehlen.

Man muß das Wild nicht mit starken und hitzigen Gewürzen speisen, welche ein öligtes flüchtiges Salz in sich enthalten; denn obgleich die scharfen flüchtigen Gewürze die Fäulniß, wozu es geneigt ist, verhüten, so vermehren sie doch die subtile Schärfe zu sehr, und ihre flüchtigen wirksamen Salze reizen die vesten Theile und Nerven noch stärker zu heftigen Bewegungen, welche, indem sie den Umlauf erhitzen, der Entwickelung der Fäulniß in unserm Blute mehr Vorschub thun, als ihr die zarte Säure, die sie zu besitzen scheinen, etwan Einhalt thun könnte. Aus eben dem Grunde sollten wir nie

Digitized by Google

Wild speisen, was schon einen Leichnamsgeruch hat. Ein nicht hitziger säuerlicher Wein, und Nebengerichte von allerhand Früchten, sind nothwendige Begleiter der Speisen vom Wilde, weil sie durch ihre Säure die laugenhafte Schärfe derselben verbessern. Einige haben die Gewohnheit, das weiße Brodt, was sie beym Wilde speisen, nicht anders, als in einem leichten Rhein- oder Moslerweine, welcher mit Zucker versüßt ist, eingeweichet, vorher aber ein wenig geröstet, zu essen; und dieses ist löblich, wenn nur der Zimmet und andere Gewürze davon blieben, welche man häufig über dieses Brodt zu streuen pfleget. Der Durst, welcher auf den Genuß des Wildprâts zu folgen pflegt, muß reichlich, aber mit einem kühlenden säuerlichen Getränke, gestillt werden, das, im Wesentlichen, einer Limonade gleichet. Die fließende Butter, welche man gemeiniglich bey Wildbraten zum Uebergusse nimmt, ist nicht geschickt, seine schädlichen Eigenschaften zu verbessern; und um deswillen ist es besser, dergleichen Fleisch trocken zu speisen, und das in Wein geweichte Brodt zur Nachhülfe beym Schlucken zu nehmen. Alle Arten Sallate, eingemachte Früchte, und alle säuerliche Brühen bey Wilde, das nicht gebraten ist, sind der vernünftigen Lebensordnung gemäß, und verdienen angepriesen zu werden. Um allen übeln Folgen vorzubeugen, muß man sich bemühen, in den Stunden nach vollendeter Verdauung, einen gelinden Schweiß hervorzubringen, wozu die flüchtigen Salze des Wildes selbst, bey einer mäßigen Leibesübung, behülflich seyn werden; denn hierdurch werden die flüchtigen Salze, welche die vesten Theile reizen, aus dem Blute abgeführt, der Umlauf besänftiget sich, der Durst läßt nach, und die vorige Ruhe wird wieder hergestellt.

Wenn Leute mit Krankheiten beschweret sind, welche von der Säure herrühren, so sind ihnen keine Speisen dien-

dienlicher, als die vom Wilde. Allein, da sich unsere Säfte immer mehr zur Fäulniß neigen, so sind die faulenden Krankheiten viel gemeiner, folglich die Fälle häufiger, da der Genuß des Wildes schädlich seyn würde. Die Natur hat ihre eigenen Triebe, wodurch sie die Kranken unterrichtet, was für Speisen ihnen schädlich oder nützlich sind; und weil die Aerzte nicht hieraus, sondern lieber aus ihren Theorien schließen, von welcher Natur die Krankheiten seyn, so geschieht es öfters, daß der Patient nach eben den Speisen am heftigsten verlanget, die ihm der Arzt am strengsten untersaget hat. Allein, man muß sich in solchen Umständen nicht an die Drohungen und Verbote des Arztes kehren. In faulenden Krankheiten hat jedermann einen Abscheu vor Fleische und Wilde: in Krankheiten von der Säure wird er nichts lieber genießen, als Fleisch und Wild. Ein Kluger folgt der Natur, und läßt seinen Arzt reden; unglücklich ist der, der seinem Arzte folget, und die Natur schweigen heißt.

* * *

Mein Herr,

Der Anfang Ihres 109tes Stückes, worinn Sie uns die strengen Bußübungen einiger Heidnischen Priester im Indostan erzählen, hat mich auf den Einfall gebracht, daß es vielleicht Ihren Lesern angenehm seyn könnte, wenn Sie ihnen den Zusammenhang des religiösen Aberglaubens mit der Arzeneywissenschaft zeigten: denn da die Eigenliebe die mächtigste Triebfeder aller unserer Entschließungen ist, so kann man hoffen, daß eine solche Vorstellung etwas beytragen könnte, das Reich des Aberglaubens unter den Menschen zu zerstöhren. Sie haben zwar in Ihrem 51sten Stücke die Schädlichkeit des Aberglaubens für die Gesundheit schon überhaupt gezeiget. Allein, da Beyspiele immer mit mehr Nach-

druck wirken, so glaube ich, daß diese Materie aus der Geschichte auf eine noch nützlichere Weise abgehandelt werden könne. Ich will in dem Versuche, den ich Ihnen hiervon itzt mittheile, die europäischen Gebräuche des Aberglaubens ganz bey Seite setzen, um keine Anwendungen zu machen, die irgend einem Ihrer Leser, von welcher Religion er auch sey, beleidigend scheinen könnten. Allein, wenn ich ein für allemal zum Voraus setze, daß Gott, der uns die Gesundheit als ein Kleinod geschenkt hat, keinen Gefallen daran haben könne, daß wir sie, ihm zu Ehren, verderben, so werden die Beyspiele der heydnischen Abgötter, die dieses thun, einem jeden zur eigenen Anwendung Stoff genug geben.

Unter den Götzendienern in Asien thut überhaupt der Orden der Jaquirs das Gelübde der Armuth und des ehelosen Standes; und ob ich gleich nicht einsehe, warum Gott das Gebet solcher Leute, die sich nicht fortpflanzen, lieber erhören sollte, als anderer, so will ich mich doch dabey nicht aufhalten, weil sich die meisten dieses Gelübde sehr leicht zu machen wissen. Die meisten Jaquire ziehen im Lande herum, und führen die gesundeste und angenehmste Lebensart von der Welt. Um die Last der Einsamkeit nicht auszustehen, reisen sie gemeiniglich in großen Haufen mit einander, und wissen gewiß, daß ihnen, sie mögen hinkommen wohin sie wollen, ihr Tisch reichlich besetzt werden wird. Denn das Volk dieses Landes würde es sich für ein unvergebliches Verbrechen anrechnen, solche heilige Leute, die vor Heiligkeit auf keiner Stelle bleiben können, auf ihren unnützen Reisen Hunger leiden zu lassen. Daher versieht man sie in allen Dörfern, wo sie hinkommen, mit den besten Lebensmitteln, und weiß es ihnen noch vielen Dank, daß diese Heiligen so gnädig seyn, und sie annehmen wollen. Denn, man muß wissen, daß ein Jaquir verunreiniget wird, wenn ihn ein anderer Mensch nur bloß anrühret. Ist es also nicht eine außerordentliche Höflichkeit, wenn er dem ungeachtet, ohne unrein zu werden, etwas ißt, das ein

ande-

anderer Mensch angerühret hat? Dieser Ueberfluß bey der Armuth, das anmuthige Reisen in einem Lande, welches fast das ganze Jahr hindurch einem Garten ähnlich ist, und die kurzen Spaziergänge, welche sie stets auf einmal von einem Ruhehause bis zum andern zu thun haben, machen ihnen also das Gelübde der Armuth und des Elendes so erträglich, daß sie sehr einfältig seyn müßten, wenn sie nicht ein Gelübde, reich zu seyn, gegen dieses für tausendmal beschwerlicher ansehen sollten. Ovington hat ihrer einstmals bey mehr als Hunderten in einem mit schattigten Bäumen besetzten Wäldchen angetroffen, als sie sich eben bey einem Gastmahle, das ihnen ein gewisser großer Mann hatte zubereiten lassen, lustig machten. Sie tranken sehr viel Bang, mit Wasser vermischt, welches ein sehr starkes und berauschendes Getränk ist. Er fragte sie, ob nicht bey diesen Zusammenkünften zuweilen böse Ausschweifungen und Unordnungen vorgiengen? allein sie antworteten ihm, daß sie allezeit Sorge trügen, Friede und Ordnung unter sich zu halten, und daß sie deswegen einige unter ihnen erwählten, die nichts mittrinken dürften, um bey allen vorfallenden Zänkereyen Schiedsrichter abzugeben, und allen Ausschweifungen vorzubeugen. Wie sich die Jaquirs in Absicht des andern Gelübdes, nämlich des ehelosen Standes, schadlos halten mögen, läßt sich leicht aus dem Beyspiele der Brachmanen schließen, die eine Art von Götzendienerinnen mit sich herum führen, welche ihren Götzen in und bey den Pagoden mit Tänzen verehren, und sich bey allen Gastmahlen als Tänzerinnen, und so weiter gebrauchen lassen, wenn sie nur damit etwas zum Dienste der Pagode verdienen können; daher sie auch von den dänischen Mißionarien Tanzhuren genennt werden.

So wie es aber unter allen Frommen von Profeßion einige wenige giebt, die es von Herzen sind, so findet man auch einige Jaquir, die, unter dem Namen der Büssenden, ihren Gott auf keine bessere Weise zu verehren wissen, als daß sie

ſich mit den erbärmlichſten Martern quälen. Sie beſtreuen ihr Haupt mit Aſche, und laſſen ſich das Haar ſo lang als möglich wachſen, damit ſie deſto unmenſchlicher ausſehen mögen. Ein jeder von dieſen wilden Männern ſucht ſich eine Marter aus, womit er ſich nach Belieben peiniget. Einige geloben, beſtändig nackend zu gehen, und legen ſich ſo, ohne Bette oder Decke, unter gewiße Bäume. Es giebt andere, die dem Himmel angeloben, ſich beſtändig mit Kothe wohl eingeſchmiert zu halten, und ſich nimmermehr in ihrem Leben beym Waſchen, Baden, oder irgend einer andern Reinigung ertappen zu laßen. Einige tragen große ſchweere Mützen auf ihren Köpfen, und andere Ketten an ihrem Leibe. Einige fallen auf die beſchwerliche Tollheit, deren Sie neulich erwähnt haben, Zeit ihres Lebens in einer gewißen Stellung des Leibes zu bleiben, da denn einige liegen, andere ſtehen, oder auch hängen. Zuweilen findet man einige, die ihre Hände über dem Kopfe zuſammengeſchlagen haben, und in dieſer Stellung Tag und Nacht lebenslang bleiben. Andere ſitzen ewig auf kreuzweiſe zuſammengeſchlagenen Füßen, mit auf den Rücken gebogenen Armen; noch andere ſitzen in der Stellung, als wenn ſie Männchen machten, mit in die Höhe gehobenen und auf den Rücken niederhängenden Armen. Es iſt leicht zu erachten, wie viel dieſe Narren auszuſtehen haben müſſen, ehe ſie dergleichen Stellungen gewohnt werden können. Durch die Länge der Zeit aber bringen ſie es dahin, daß ſich die Gelenke, in ihrer erzwungenen Stellung mit ſtarken Knorpeln und Verhärtungen beveſtigen, ſo daß es endlich nicht mehr in dem Vermögen dieſer Krüppel ſteht, ſich wieder in eine natürliche Stellung zu verſetzen. Dieſe Elenden ſorgen für nichts weniger, als wo ſie in dieſem Zuſtande zu eſſen und zu trinken bernehmen wollen. Das macht, ſie verlaſſen ſich auf den Aberglauben des Frauenzimmers, welches ſich ein Gewißen daraus machen ſoll, einen verſtümmelten Heiligen verhungern zu laſſen; daher es ihnen beſtändig Unterhalt bringt, wenn auch die Bedienten der Jaquirs ſie zuweilen in ihrem heiligen Haine vergeſſen

geſſen ſollten. Man ſagt, daß noch keiner Hungers geſtorben ſeyn ſoll, der eine Nahrung auf den Aberglauben eines Weibes gebauet hat.

Einige Jaquirs, die das Verdienſtliche ihrer Marter nicht ſowol in der Länge ihrer Dauer, als vielmehr in dem Grade der Pein ſuchen, erwählen ſich Qualen von einigen Tagen oder Stunden, die aber auch deſto empfindlicher ſind. Einige kriechen in ein Loch, wohinein das Sonnenlicht nur durch eine kleine Ritze fallen kann. In diesem Loche bleiben ſie einige Tage und Nächte hintereinander liegen, ohne das geringſte zu eſſen, oder zu trinken. Die Reiſenden wollen verſichern, daß es einige neun bis zehn Tage hintereinander ſo aushalten ſollen. Andere thun das Gelübde, ſich niemals niederzulegen. Dieſe ſchlafen jederzeit ſtehend, oder hängen ſich mit der Bruſt über ein Paar zuſammengebundene Stricke, worauf ſie ein Küßen legen, in die Schwebe, ſo daß auf dieſer Seite der Kopf und die Arme, und auf der andern die Füße herunter hängen. Einige legen ſich nackend auf die Erde, ſtellen aber die Hände dergeſtalt rückwärts unter den Kopf, daß der Kopf auf den beyden Ellenbogen in der Höhe ruhet. Wenn ihnen nun im Schlafe die Hände ausgleiten, ſo müſſen ſie nothwendig erwachen, und ſtellen ſich wieder in ihre vorige Poſitur. Dieſe Marter iſt gleichwol noch lange nicht ſo ſchlimm, als wenn ſich einige den Kopf dergeſtalt zurückbeugen, daß ſie nichts, als den Himmel um ſich herum ſehen können, und ſich den Nacken ſo auf Zeitlebens verwachſen laſſen. Es gibt auch einige, die ſich, ſo oft ſie ihr Gebet thun wollen, bey den Beinen aufhenken, und ſich nicht eher wieder abnehmen laſſen, als bis ihr Gebet vollendet iſt, oder bis ſie es nicht mehr aushalten können. Uebrigens laſſen ſich dieſe Heilige die Nägel an Händen und Füßen ſo lang als Adlersklauen wachſen; und weil ſie ſich ſolchergeſtalt ſelbſt zu Thieren oder Thoren machen, ſo glaubt jedermann, daß von ihren Gebeten und Martern der Segen des ganzen Landes und die

Abwen-

Abwendung alles Uebels abhange. Da nun dieser Segen besonders diejenigen treffen muß, die auf eine oder die andere Art an den Bußübungen dieser Gerechten Theil nehmen, so läuft das Volk Haufenweise an solche Bußörter, und verrichtet seine Andacht, bringt seine Gaben und Opfer, zahlt seine Gelübde, und vergöttert beynahe die da herum liegenden Krüppel, die ihre niedrige Verehrung nur allzu theuer bezahlen.

So wie sich diese Faquirs auf eine chirurgische Weise quälen, so thun es die Banianen auf eine diätetische Weise. Diese Leute glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren in die Leiber der Thiere fahren; und damit sie nun keinen Mord an ihren Vorfahren begehen mögen, so verhüten sie aufs sorgfältigste, daß sie kein Thier tödten. Um deswillen bedecken sie sich den Mund jederzeit mit einem Stücke Leinwand, damit ihnen kein Thier in den Mund komme. Dabey tragen sie beständig einen kleinen Besen in der Hand, um überall, wo sie sich niedersetzen wollen, ihren Platz vorher von allen Insekten zu reinigen. Doch sind unter allen Thieren die Ochsen und Kühe vornehmlich die Lieblinge der Banianen. Ich weiß nicht, wer ihnen gesagt hat, daß eben die allerheiligsten Seelen nach dem Tode in die Körper des Rindviehes fahren sollen; und man möchte beynahe weniger selig seyn, um nach dem Tode einen geschicktern Leib zu bewohnen. Die Banianen erzeigen ihrem Rindviehe theils um deswillen, theils auch darum alle Morgen eine ganz besondere Ehrerbietung, weil diese Thiere zugleich die Grundveste der Welt auf ihren Hörnern tragen, und die Menschen nach dem Tode über einen Fluß bringen sollen, den Niemand paßiren kann, ohne sich an den Schwanz einer Kuh anzuhalten. Um aber die Witterung von dieser zukünftigen Seligkeit schon in diesem Leben zu genießen, speisen diese Heiligen nichts, als was mit Kuhmiste gekocht, oder zubereitet ist; denn sie halten den Kuhmist für eine von den allerheiligsten Sachen in der ganzen Schöpfung. Inzwischen wird doch auch keinem der übrigen Thiere der Schutz

und

und die Pflege der Banianen versagt. Sie verhüten nicht allein ihren Tod auf alle mögliche Weise, sondern sie bauen ihnen auch sogar Hospitäler. Eine Meile von Suratte werden wirklich allerhand lahm oder alt gewordene Ziegen, Pferde, Hunde und Kühe reichlich versorget, und man kauft seinem Herrn lieber einen lahmen Ochsen ins Hospital ab, als daß man ihn denselben schlachten ließe. Ja, was soll man sagen, wenn Ovington versichert, daß nicht allein, unweit des vorigen, ein anderes Hospital für Flöhe, Wanzen, und anderes Ungeziefer gehalten werde, sondern daß auch die Banianen zuweilen einen armen Mann dingen, der dieses Ungeziefer eine Nacht an seinem Leibe fressen lassen muß, und den sie, damit er sich wider die unschuldigen Creaturen nicht wehren möge, an das Bette vest binden. Alle Jahre geben die Banianen den Fliegen einen öffentlichen Schmaus, indem sie ihnen große Schüsseln mit Milch und Zucker vorsetzen; ja einige gehen mit einem Sacke Reiß einige Meilen herum, und theilen ihn unter die ihnen vorkommenden Ameisenhaufen aus, weil sie glauben, daß diese Thiere Liebhaber davon wären. Einige Bramanen treiben diese Vorsorge für die Thiere so hoch, daß sie sich niemals waschen, damit sie nicht etwa unversehends einige Thiere dadurch tödten möchten; und eben dieses ist die Ursache, warum sie kein Holz brennen. Kurz, alles was das menschliche Leben elend und mühselig machen kann, das hat sich der Aberglaube ersonnen, um den Göttern zu gefallen. Was für Götter müssen das seyn, die sich von solchen Schweinen huldigen lassen; und wie mögen sie ihre edelsten Geschöpfe lieben, daß sie ihnen nicht eher ihre Sünden vergeben, als bis sie sich zu den erbarmlichsten Krüppeln gemacht haben! Wenn man auch nur von dieser Seite die reine Lehre des Evangelii betrachtet, so muß man die, so ihr zugethan sind, für glückselig schätzen, daß sie einen Weg zum Himmel wissen, auf welchem sie ihre gesunden Gliedmaßen behalten dürfen. Ich bin ꝛc.

Beant-

Digitized by Google

Beantwortung einiger Anfragen.

Auf die gnädige Anfrage der Frau J. M. S. v. R. ob die Schnecken eine gesunde oder schädliche Speise sind? habe ich nur so viel zu erwiedern, daß man ihr Fleisch und die davon gekochten Brühen, besonders wenn sie eine Zeitlang vorher mit Mehl und Zucker gemästet worden sind, den abgezehrten Personen aus eben den Ursachen für heilsam achte, aus welchen man ihnen die Gelten anpreiset. Ich habe aber in meinem 68sten Blatte gezeiget, daß diese letztern wegen der besondern Kathartigkeit, die man ihnen zuschreibt, ein günstigeres Vorurtheil für sich haben, als sie verdienen. Mit den Schnecken ist es noch schlimmer. Dieses schleimvolle Thier erfordert starke Verdauungskräfte, und hinterläßt gar Eckel und Uebligkeit. Es ist Leuten von schwacher Verdauung, Leuten, die mit Schleim beschwert sind, und die ohnedem eine Disposition zu dicken Säften haben, immer schädlich. Ich weiß wol, daß sich die Frösche, auf ihrer Jagd der Gartenschnecken, sehr wohl befinden und mästen. Allein, dieses kommt, allem Ansehen nach daher, weil ihr Magen stark genug ist, die Schnecken sammt ihren Schaalen zu verdauen, deren flüchtiges Salz diese Thiere fett macht. So aber, wie wir sie speisen, hat man von ihrem häufigen Genusse alles das zu befürchten, was ich im 68sten Blatte, vom Mißbrauche der gallertartigen Speisen, angeführt habe.

Dem Frauenzimmer, welche mich fragt: warum uns das Gähnen einer andern Person mit zum Gähnen bringe, und ob die Flecken auf den Nägeln der Finger etwas bedeuten? kann ich itzt nur so viel sagen, daß das erste nach dem Gesetze der Einbildungskraft erfolge, nach welchem man, auch unwillkührlich, die Bewegungen eines andern nachahmet; und daß die Flecken der Nägel eine Kleinigkeit sind, die nichts bedeutet.

Dem Herrn Ja... aus Br... kann ich in seinem Gesuche nicht willfahren, so gern ich es auch um seiner gütigen

Zunei-

Zuneigung willen für mich thun möchte. Ich bin es, der Bescheidenheit wegen, schuldig, die schmutzigsten Wollüste der Menschen mit Stillschweigen zu übergehen. Herr Tissot hat von der Materie, die er mir aufträgt, sehr gründlich geschrieben, und sein Buch ist schon verdeutscht in allen Buchläden zu haben.

Herr Agathophilus wird finden, daß ich die Pfuscher und schlechten Aerzte oft genug ausziſche.

Dem Herrn F. in O. muß ich sagen, daß ich einzelne Krankengeschichte in meinen Blättern nicht beantworten kann. Dieses ist zugleich eine Antwort auf viele andere Briefe, die ich schriftlich beantworten würde, wenn es den Herrn Verfassern beliebte, sich zu nennen.

Was mir der Herr Zuchthausverwalter und Medicinæ Practicus zu N * * * Herr A. C. von seinen Versuchen mit der Moxa, und den Mitteln, die er dabey verordnet, zu schreiben beliebet, ist mir um deswillen zu dunkel, weil ich nur sein letztes Pro Memoria vom 13ten November 1760, nicht aber das erste erhalten habe, dessen er in dem letztern erwähnet.

Der Herr H. N. S. T. S. welcher mich aus C * * * auffordert, die Inoculation der Blattern zu vertheidigen, wird mich entschuldigen, daß ich mich fürchte, in ein Wespennest zu stören; denn

— — — Gnade Gott dem Schreiber,
Der hiervon an zu schreiben fängt,

er mag nun für oder wider die Inoculation streiten! Ich will meine Zeit erwarten, bis andere Leute geredet haben, deren Urtheil mehr gilt, als das meinige. Die Stellen in meinem 85sten und 86sten Stücke, worinn über die Inoculation gespottet seyn soll, sind wirklich nur übel verstanden. In dem

einen

Digitized by Google

einen wird gesagt, daß einer an der Schwindsucht sterben werde, ob er sich gleich inoculiren, den Stein schneiden, ꝛc. lassen. Der Sinn ist hier offenbar der, daß uns keine Kunst und Vorsicht vom frühen Tode erretten werde, wenn wir nicht den Wollüsten den Handel aufkündigen. Wie ist hier der Inoculation oder des Steinschneidens gespottet? Im andern Stücke wird bloß darüber gespottet, daß die Inoculation leicht eine von den Modecuren werden könnte, die man eine Zeitlang bey allen Krankheiten wieder anbringen will. Da man schon die Viehseuche inoculirt hat, so ist alle Hoffnung da, daß man noch alle ansteckende Krankheiten inoculiren werde; und darüber kann man ja wol im Anfange ein wenig lachen. Daß übrigens dieser, mein Herr Correspondent, mich warnet, daß er, im Weigerungsfalle, genöthiget seyn werde, seinen Brief drucken zu lassen, hat mich ungewiß gemacht, ob er ihn schon itzt gedruckt sehen möchte; sonst sollte er längst in meinen Blättern gestanden haben.

Von der Zugluft habe ich meine Gedanken schon längst eröffnet. Man braucht nur meine Register zu Rathe zu ziehen.

Für so vielen Beyfall und unverdiente Lobeserhebungen statte ich allen meinen Gönnern den verbindlichsten Dank ab.

Der Arzt.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und zwölftes Stück.

von Canitz.

Kannſt du noch, in deiner Ruh,
Die getreuen Seufzer hören?

Mein Herr,

Obgleich die Materie meines gegenwärtigen Sendſchreibens eben nicht practiſch iſt, ſo hat ſie doch etwas ſo Intereſſantes, daß ich glaube, man werde ſie mit einigem Vergnügen leſen. Eine gewiſſe Gelegenheit hat mich veranlaſſet, über den Zuſtand nachzudenken, worinn ſich viele, wo nicht gar die allermeiſten Menſchen in den erſten Stunden und Tagen nach ihrem Abſterben befinden. Ich habe befunden, daß der Zuſtand, in welchem wir gemeiniglich die Leute für todt halten, gar ſelten der wahre Zeitpunkt ihrer völligen Entſeelung ſey, und daß, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die ganz neuerlich Verſtorbenen noch einige Begriffe übrig haben, und beſonders durch das Gehör noch eine geraume Zeit, da ſie ſchon für todt gehalten werden, alles dasjenige empfinden können, was um ſie herum vorgeht.

Ich erhielt vor kurzer Zeit von einem ſehr werthen Freunde einen Trauerbrief, worinn er mir das Abſterben ſeiner geliebten Gattinn vermeldete. Was mich dabey am meiſten erſchreckte, war dieſes, daß der Todesfall ſo ſehr unvermuthet, und einer jungen geſunden Perſon ſo plötzlich widerfahren war, daß auch niemand in ihrem Hauſe die Nachricht von ihrer Krankheit eher, als die Nachricht von ihrem Tode, erfahren hatte. Ihr zärtlicher Mann war außer ſich, über ein Schei-

Digitized by Google

den, das einer magiſchen Verſchwindung ähnlicher ſahe, als einem natürlichen Tode. „Ihr kein Wort des Troſtes, kein „Abſchiedswort, keine Verſicherung des ewigen Andenkens, „kein Zeichen der unvergeßlichen Liebe ſagen zu können; das „wird mein ewiges Wehklagen und Bedauren ſeyn. Was „half es, daß ich Tage und Nächte bey ihrer Leiche klagte, „und ihr meine Liebe und meinen Jammer beſchrieb! O hätte „ſie ein Wort von dem, was ich ihr ſagte, verſtanden, als „ich ſie in ihrem Sarge liegen ſahe, ſo würde dieſes mein „ganzes Leben beruhigen!„ —

Dieſe Stelle, die hernach mit noch mehr Umſtänden erklärt war, erfüllte mein ganzes Gemüth mit ſolchen Betrachtungen, worinn ich endlich einen Schimmer des Troſtes für meinen Freund wahrnahm, welcher mich bewog, die Periode meiner erſten Empfindungen vorüber gehen zu laſſen, und ernach dieſe Sache mit kälterm Blute zu überlegen. Ich wagte es endlich, meinem Freunde meine Muthmaßungen mit ihren Gründen vorzulegen; und die gute Wirkung, die ſie bey ihm gehabt haben, nebſt dem Verlangen, meine Meynung umſtändlicher zu erklären, hat mich zu der Ausarbeitung und Mittheilung dieſes gegenwärtigen Aufſatzes bewogen. Es wird vermuthlich darinn einiger Troſt für viele Menſchen ſeyn, die ſich mit meinem Freunde in gleichen Umſtänden befinden; und da die Sache kein von allen Gründen entblößter Einfall iſt, ſo darf ich mich hoffentlich wol unterſtehen, ihn dem Publico vorzulegen.

Wenn man den Begriff des Todes in ſeiner ſtrengſten Bedeutung nimmt, wo er der völlige Untergang der thieriſchen Natur, die gänzliche Aufhebung der Gemeinſchaft des Leibes und der Seele iſt, ſo wäre nichts ungereimter, als zu behaupten, daß die Todten hören könnten. Alle Empfindungen ſetzen die Fortdauer der thieriſchen Natur zum voraus; und dieſe Fortdauer iſt das thieriſche Leben. Ein empfindender Todter iſt alſo nach dieſem Begriffe ein abſolutes Unding. Allein, da es ſehr mißlich, ja faſt unmöglich iſt, den eigentlichen

lichen Augenblick dieſer großen Trennung zu beſtimmen; ſo iſt der Begriff vom Tode in einzelnen Fällen und im gemeinen Leben ganz etwas anders, als dieſer abſtracte Begriff deſſelben. Wenn die Lebendigen, und die Aerzte ſelbſt, entſcheiden wollen, ob ein Menſch todt ſey, ſo nehmen ſie den Inbegriff vieler Zeichen zuſammen, woraus ſie den wirklichen Todt ſchlieſſen. Das Herz und die Pulsadern ſchlagen nicht mehr; es zeigt ſich keine merkliche Spur mehr von dem geringſten Umlaufe des Bluts; das Athemholen hat ſeinen völligen Stillſtand erreicht; das Geſicht zeigt eine Todtenfarbe; die Augen ſind erſchlafft; alle Glieder ſind ſchlechterdings der Bewegung beraubt: die allerheftigſten Eindrücke in die Gliedmaſſen der äußerlichen Sinne thun keine von allen den Wirkungen, die ſie bey einem Lebendigen hervorbringen; kein Feuer, kein Schlag, keine Gewalt bringt auch nur das kleinſte Zeichen hervor, als ob der Leichnam etwas davon empfände; denn daß er wirklich nichts davon empfinde, das erfahren wir nicht, ſondern wir ſchließen es bloß aus dem Mangel der Zeichen der Empfindung, die ein Lebendiger geben würde. Alle dieſe und noch mehr andere Kennzeichen des Todes, ſind, wenn wir ſie mit den vorhergehenden Umſtänden und mit den offenbaren Urſachen, die das Abſterben hervorbringen können, zuſammennehmen, der einzige Grund, aus welchem wir und alle Aerzte den wirklichen Tod eines Menſchen ſchließen.

Keines von allen dieſen einzelnen Zeichen, ja auch nicht einmal ihr ganzer Inbegriff, ſetzen den wirklich vorhandenen völligen thieriſchen Todt mit Zuverläßigkeit außer allem Zweifel. Herr **Brühier** hat auf eine gelehrte und gründliche Weiſe dargethan, daß wir eher keinen von aller Unſicherheit befreyeten Beweis haben, daß der Augenblick der völligen Trennung des Leibes und der Seele geſchehen ſey, als bis ſich die Spuren der Fäulniß und allgemeinen Verweſung an den Leichnamen zeigen. Seine Gegner, worunter Herr **Louis** der wichtigſte iſt, haben ſich, vielleicht nur durch den Kitzel zu widerſprechen, die Mühe gemacht, ihn zu widerlegen.

Allein, alles was sie gethan haben, besteht bloß darinn, daß sie einige seiner Beweise von der Ungewißheit der Todeszeichen, deren er so viele Hundert gegeben, mit Grunde getadelt, zuletzt aber doch aus eigener Ueberzeugung gestanden haben, daß die Entscheidung vom Tode einzelner Personen eine sehr mißliche, und Aerzten selbst oft allzu schwere Sache sey. Es hat zwar Herr Louis die Steifigkeit der Gelenke und die Erschlaffung der Augen für untrügliche Todeszeichen angegeben. Allein, gleichwie er hierdurch bekennet, daß alle übrige trüglich sind; so wird er auch mit den seinigen noch nicht in allen Fällen zurechte kommen. Die Steifigkeit der Gelenke ist unstreitig trüglich; denn es giebt Todte genug, die nie steif werden, und man kann davon ein Beyspiel eines Augenzeugen im 10ten Bande des Hamburgischen Magazins im 5ten Stücke S. 535 lesen. Die Erschlaffung der Augen beruhet auf der Auflösung ihrer Muskeln und Häute. Da nun aber das ganze System der Muskeln und Häute, bey wahren und bloß scheinbaren Todten, zuweilen diese, zuweilen aber auch die ganz entgegengesetzte Beschaffenheit annimmt, und bis zum Anfange der Verwesung behält; so ist kein Zweifel, daß eben diese Mannigfaltigkeit auch bey den Muskeln und Häuten des Auges zuweilen statt finden könne. Es ist also eine ausgemachte Sache, daß alle Kennzeichen des völligen Todes, bis zum Anfange der allgemeinen Verwesung trüglich sind, und daß, wo nicht alle Menschen, doch gewiß die allermeisten erst alsdann sterben, wenn sie schon eine geraume Zeit vorher todt geschienen haben.

Man würde mit Uebereilung an dieser Sache zweifeln, wenn man nicht vorher gelesen hätte, was die Beobachter aller Zeiten von den Kennzeichen des Todes angemerkt haben. Leute, bey denen weder das Herz noch der Puls eine Bewegung gehabt hat, die selbst Aerzte, aller Nachforschung ungeachtet, hätten entdecken können; wo sich nicht die geringste Spur eines Umlaufs des Bluts offenbaret; wo keine Spiegel- noch Federprobe das mindeste Athemholen entdecket; wo das Ge-

sich

ſicht eine Todtenfarbe gehabt; die Glieder ſteif und unbeweglich verharret; die natürliche Wärme ſich gänzlich verlohren, und die heftigſten Eindrücke in die Sinne kein Zeichen einer Empfindung gegeben haben, ſind für todt gehalten, einige Tage lang zur Schau geſtellt, endlich begraben, und doch zuletzt, da ſie ſich in ihren Gräbern gemeldet, noch lebendig gefunden worden. Dieſe Beobachtungen gehen über alles, was ihnen der Witz und die Diſputirſucht entgegen ſetzen kann.

Ich ſchließe aus allen dieſen Wahrnehmungen mit Recht, daß uns der erſte Zuſtand friſcher Leichen, worinn wir alles bemerken, was wir für Todeszeichen halten, keinesweges berechtige, zu behaupten, daß zugleich mit ihrem letzten Athem und Pulsſchlage, und zugleich mit dem Anfange aller dieſer mißlichen Zeichen des Todes, die völlige Trennung des Leibes und der Seele ſchon wirklich geſchehen ſey. Da einige ſolcher Perſonen wieder zum Leben gebracht worden ſind, nachdem ſie ſich in eben dem Zuſtande befunden haben, wie andere friſche Leichen, und da alſo in dieſem Zuſtande dennoch der letzte Funke des Lebens noch nicht bey ihnen erſtickt geweſen iſt; ſo folget unwiderſprechlich, daß der wahre Augenblick des völligen Todes gar nicht an alle dieſe Zeichen gebunden ſey, und daß Leute, die ſich in dieſem Zuſtande befinden, wenn ſie auch nie wieder zum Leben gelangen, noch eine Zeitlang nach dieſem ihrem ſcheinbaren Abſterben, einige thieriſche Vermögen und Kräfte behalten können, welche noch Statt haben können, obgleich die Maſchine, allen natürlichen Zeichen nach, ſchon wirklich zum Stillſtande gelangt iſt. Wenigſtens würde es eine völlig erweisliche und ganz unbedachtſame Uebereilung ſeyn, wenn man aus dem Zuſtande einer friſchen Leiche, weil er dem Zuſtande völlig Todter ähnlich iſt, ſchließen wollte, daß ſie in der That ſchon im ſtrengſten Verſtande völlig todt wäre. Man kann auch nicht ſchließen, daß diejenigen Perſonen, welche nach einigen Tagen wirklich in Fäulniß gehen, und alſo ihren wahren Todt beſtätigen, deshalb gleich von der Stunde und dem Tage an, da man ihnen die Augen zugedrückt hat, ſchon

wahrhaftig todt gewesen wären. Die Ursachen des Zustandes, der dem Tode ähnlich ist, können in manchen Fällen nach und nach von selbst, oder auch durch Hülfe der Kunst wieder vernichtet werden. Bey andern Personen, die auf eben dieselbe Weise umgekommen sind, können Umstände, Nachläßigkeit, oder unüberwindliche Schwierigkeiten von anderer Art, die Hinwegräumung dieser Ursache unmöglich machen; und dann erstickt endlich mit der Zeit dieser Funke des Lebens gänzlich. Allein, bis zu diesem Augenblicke kann der innere Zustand einiger thierischen Kräfte bey ihnen noch eben derselbe geblieben seyn, als bey denen, die wieder zum Leben gelangen. Wenn man bedenkt, daß die Veränderung der Farbe, der Mangel aller Bewegungen, aller Zeichen von Empfindungen, der Wärme, des Athemholens und Pulses fast die einzigen Losungszeichen sind, nach welchen man einen Menschen todt saget; und wenn man zugleich lieset, wie ganz unzuverläßig diese Zeichen sind: so kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß die meisten Menschen nicht eher wirklich sterben, als nachdem sie schon lange Zeit für todt gehalten worden sind.

In diesem Zwischenzustande des Lebens und Todes, wenn ich ihn so nennen darf; in dem Zustande, worinn alle Todeszeichen vorhanden sind, das einzige untrügliche aber, nämlich die angehende allgemeine Verwesung, noch nicht zu spühren ist, können die Kräfte der Seele noch in einigem Grade da seyn, ob man gleich keine Spur davon wahrnehmen kann. Von den höhern Gemüthskräften ist noch die Frage: ob sie nicht gar nach dem wirklichen Tode sogleich fortdauren? und die Philosophen, die keine Seelenschläfer sind, behaupten es. Allein, dies sind keine Wirkungen der Seele, in so fern sie zum Menschen gehöret; und ich ziehe sie itzt in keine Betrachtung. Ich bleibe bey den Gemüthskräften, die zu unserer Sinnlichkeit gehören, und man wird zugestehen müssen, daß vor der gänzlichen Zerstörung der thierischen Natur kein Grund vorhanden sey, warum man glauben sollte, daß ein frischer

Leich-

Digitized by Google

Leichnam nicht noch einige Empfindungen haben könnte, wenn die Gliedmaßen seiner Sinne im Zustande frischer Todten nicht gänzlich ungeschickt gemacht werden, Eindrücke von aussen anzunehmen, und bis zum Gehirne fortzupflanzen. Ich will itzt beweisen, daß unter allen äußerlichen Sinnen das Gehör derjenige sey, welcher bey den meisten, die man für gestorben hält, noch lange Zeit unversehrt bleiben kann, obgleich alle übrige Lebenszeichen schlechterdings fehlen.

Das künstliche Werkzeug des Gehörs hat nicht nur mit dem Gehirne einen sehr nahen und unmittelbaren Zusammenhang, sondern es ist auch gegen die Gewalt der Zufälle von der Natur sorgfältiger verwahrt, als die übrigen Sinne. Es ist in einem steinharten beinernen Behältniße weit enger eingeschlossen, und vor mancherley Verletzungen weit mehr gesichert, als alle übrige Werkzeuge der äußerlichen Sinne, und mehr als das Werkzeug des Gesichts selbst. Es sterben eine unendliche Menge Menschen, in deren Gehirne nicht das Geringste von der Structur verletzt wird, und deren Werkzeuge der äußerlichen Sinne ganz unversehrt bleiben. Dieses letztere muß bey dem Sinne des Gehörs am meisten Statt finden, weil er vor der Gefahr der Verletzungen am meisten gesichert ist.

Das Gehör ist unter allen äußerlichen Sinnen derjenige, wobey man sich am meisten leidentlich verhält, und der am wenigsten die Beyhülfe der Kräfte fremder Theile erfodert, welche nicht unmittelbar zum Werkzeuge der Empfindung gehören. Der Schall dringt durch den Gehörgang, erschüttert das Trommelfell, und ~~pflanzt~~ leitet sich fast gänzlich auf eine bloß physicalische Weise den Nerven und dem Gehirne mit. Das was die Muskeln der Gehörknochen zum Hören beytragen, scheint mehr die Grade des Gehörs und die Fähigkeit besondere Arten der Töne vernehmen zu können, als das Vermögen zu hören überhaupt anzugehen; und es ist gewiß, daß die Wirkung derselben, und die veränderte Spannung des Trommelfells zum Hören nicht schlechterdings unentbehrlich sey. Wenn gleich diese Gehörknochen von ihrer Stelle gerückt worden,

und das Trommelfell zerrissen ist, so erfolgt zwar davon zuerst ein schweres Gehör und endlich eine wirkliche Taubheit des Ohres: allein, dennoch bleibt diejenige Empfindung des Schalles noch übrig, die sich durch die Knochen des Hirnschedels fortpflanzet. (von Haller. Physiol. §. 482.) Man weiß aus Versuchen, daß sich der Schall auch bey tauben Ohren, dennoch durch die Eustachische Röhre, vermittelst der Zähne, und vermittelst aller Knochen des Hirnschedels dem Gehörnerven mittheile. (von Haller, ebendas. §. 493.) Es folgt also noch nicht, daß das Gehör schlechterdings verloren seyn müße, wenn auch gleich die Spannung des Trommelfells im Ohre nicht mehr statt fände, und wenn auch gleich die Muskeln der Gehörknochen ihr Amt nicht mehr verrichteten. Alles übrige, was man von den Spannungen verschiedener Theile im Ohre sagt, die zum Gehöre erfodert würden, sind entweder nur leere Muthmaßungen, oder es sind bloß physicalische Erfolge, die in einem todten Körper eben so gut von statten gehen können, als in einem lebendigen. Das Gehör ist also ein Sinn, der ohne das Zwischenspiel anderer organischen Verrichtungen thierischer Maschinen, fast gänzlich auf eine physicalische Wirkung der Schwingungen der Lufttheile und Gliedmaßen des Ohrs ankommt, wodurch sich der Schall dem Gehörnerven so mittheilet, wie er empfunden werden kann.

Mit den übrigen Sinnen ist dieses ganz anders. Wie viele Muskeln und musculöse Fäsergen müssen nicht ihre Verrichtungen thun, wenn wir das Auge zum Sehen gebrauchen wollen? Wie werden nicht die Augen im Tode auf eine gewaltsame Weise verdrehet, und hierdurch in ihrem Mechanismo gehindert und verändert? Wer kann wol erweisen, daß das Ohr beym Sterben solche gewaltige Wirkungen leide, als das Auge fast bey allen Todesarten ohne Ausnahme leidet? Was den Geruch betrifft, so erfodert er das Einathmen, folglich den ganzen Mechanismum des Athemholens; welcher im Tode verschwindet. Der Geschmack erfodert einen Zufluß der Säfte,

welcher

welcher die Geschmacktheilgen auflöset; und selbst die schon aufgelöseten flüßigen schmackhaften Dinge, erfodern, wenn sie nicht bloß beitzen, folglich durch ein bloßes Gefühl wirken, sondern wenn sie wirklich geschmeckt werden sollen, einige Bewegung, einiges Reiben und Andrücken am Gaumen und der Zunge; welches im Tode nicht statt findet. Inzwischen kann ich eingestehen, daß, nach dem Gehöre, der Geschmack vielleicht der erste Sinn in der Ordnung seyn möge, der sich beym Sterben am längsten erhalten kann. Das Gefühl scheint sich eher zu verlieren. Man weiß, daß das Fleisch, welches sonst fühlet, alle seine Empfindung verliere, nicht nur, wenn man den Nerven, der sich darinn vertheilet, sondern auch, wenn man die Ader bindet, welche demselben ihr Blut zuführet. Das Gefühl erfodert also den Umlauf des Geblütes, welcher im Tode aufhöret. Alle übrige Sinne, außer dem Gehöre, haben demnach ihre Empfindlichkeit der Mitwirkung gewißer organischer Theile, gewißer thierischer Verrichtungen zu danken, welche das thierische Leben zum Voraus setzen. Der Tod hebet sie auf: das einzige Gehör könnte vielleicht noch eine Zeitlang nach dem Tode fortdauren, weil es sich auf lauter bloß physicalische Wirkungen gründet, welche im Tode, wie im Leben, erfolgen können.

Wollte man ja darauf bestehen, daß die Wirkung der Muskeln der Gehörknochen, und eine wechselsweise Anspannung des Trommelfells, zum Gehöre nothwendig wären, ohnerachtet ich oben gezeigt habe, daß sich der Schall auch ohne Hülfe dieser Muskeln und des Trommelfells auf den Gehörnerven fortpflanze, so kann ich hierauf doch noch zweyerley antworten. Erstlich sterben viele tausend Menschen, ohne die geringste Veränderung in der Structur des Ohres zu leiden; und es fehlen schlechterdings die Beweise, daß im Tode das Trommelfell alle seine Spannung verliere, und daß nach demselben die Muskeln der Gehörknochen dasselbe ganz abspannen, und aller Erschütterungen, die ihm ein Schall mittheilen könnte, unfähig machen sollten. Zum andern ist auch noch nicht erwie-

sen, daß die veränderte Spannung des Trommelfells und die Bewegung der kleinen Muskeln der Gehörknochen, thierische oder organische Verrichtungen wären, welche allein schlechterdings das thierische Leben ganz zum Voraus setzen. Viele muskulöse Fäsergen behalten noch lange nach dem Tode eine Reizbarkeit, vermöge deren sie sich zusammenziehen und schlaff werden, wenn sie auf eine bloß physicalische Weise berührt werden. Ich darf wol sagen, daß die Wirkung der Muskeln der Gehörknochen wahrscheinlicher von einem solchen Reitze, als von einem organischen Mechanismo herrühre. Denn da sie das Trommelfell nach Maaßgebung des Schalles, der dasselbe zuerst erschüttert, anders spannen, und da von dieser physicalischen Bewegung des Trommelfells die Gehörknochen erst miterschüttert werden müssen, ehe ihre Muskeln ihre Dienste thun können: so ist diese Erschütterung des Trommelfells für die Muskeln ein hinlänglicher Reitz, der sie zwingen kann, ihre Dienste zur weitern Fortpflanzung des Schalles im Ohre zu verrichten.

Aus diesem allen kann ohne Gefahr geschloßen werden, daß im Tode, unter allen äußerlichen Sinnen, das Gehör die wenigste Verfehrung in seinen wesentlichen Stücken leide, daß es unter allen das ganze thierische Leben am wenigsten zum Voraus setze, und daß, wenn bey einem Todten noch irgend Gedanken von Empfindungen möglich seyn sollten, sie am allerwahrscheinlichsten durch das Gehör bey ihm erreget werden würden.

Man wird nicht erwarten, daß ich Beyspiele von todtgebliebenen Leuten anführen soll, die noch eine Zeitlang nach ihrem Tode gehöret hätten. Allein, ich habe schon oben gesagt, daß der Umstand, ob ein frischer Todter, oder ein allen Zeichen nach abgeschiedener Mensch, wieder ins Leben zurück komme, oder nicht, den Zustand seiner unverletzten Sinne und Seelenwirkungen in der Zwischenzeit, vom Scheintode an bis zum wahren, nicht wesentlich verändere. Daher brauchen wir nur die Leute zu fragen, die dem Ansehen nach

todt

todt gewesen sind, und ihr damaliger Zustand wird uns lehren, was wir von frischen Leichnamen, die todt bleiben, mit Grunde der größten Wahrscheinlichkeit schliessen können.

Es hat Leute gegeben, welche in den allerstärksten Ohnmachten gelegen, und weder Sprache, noch Macht sich zu bewegen gehabt, dennoch aber alles, was um sie herum geschehen, aufs stärkste und deutlichste gehört haben. Diejenige Krankheit, welche man die Erstarrung nennet, versetzet die Menschen in einen Zustand, worinn sie sich schlechterdings nicht bewegen können, sondern alles, was man will, mit sich machen lassen, und wobey sie doch oft das Gesicht und Gehör unversehrt behalten. Galenus führt eine solche Geschichte an, und die neuern Beobachtungen bestätigen sie. Der heilige Augustinus kannte einen Priester, welcher, so oft er ein klägliches Geschrey hörte, oder selbst machte, den Gebrauch seiner Sinne dergestalt verlor, und einem Todten so ähnlich wurde, daß er weder vom Kneipen, noch Stechen, ja wol gar vom Feuer nicht die geringste Empfindung hatte, ob ihm gleich beym Erwachen die Wunden Schmerzen verursachten. Es war bey ihm in diesem Zustande nicht die geringste Spur vom Athemholen zu bemerken; und dennoch erzählete er, daß er es, wie eine entfernte Stimme höre, wenn man ihm laut zuredete. Der Pater Calmet erzählet von einer Frau, daß sie 36 Stunden lang, ohne das geringste Kennzeichen des Lebens, da gelegen, und von jedermann für todt gehalten worden. Man wollte sie begraben, aber ihr Mann setzte sich dawider; und als sie nach 36 Stunden wieder zu sich selbst kam, erzählte sie, daß sie alles das sehr wol gehöret hätte, was man von ihr gesagt, und daß sie wol wisse, daß man sie habe begraben wollen: allein ihre Erstarrung sey so groß gewesen, daß sie sich nicht habe rühren können, und sie würde ohne den geringsten Widerstand alles mit sich haben thun lassen. Von den Ohnmachten der Frauenzimmer, die mit Vapeurs geplaget sind, sagen eine große Menge Schriftsteller, daß dabey zuweilen die Bewegung des Herzens, das Athemholen, die willkühr-

Digitized by Google

kührlichen Bewegungen und alle Empfindungen völlig aufhören, und daß sie in diesem Zustande, viele Tage lang, wie völlig todt liegen. Von dergleichen Scheintodten führet Garmann an, daß sich einige der Reden der Anwesenden in der Zeit ihrer Zufälle vollkommen erinnert hätten. Wie viele Hundert solcher Personen mögen wol nicht, aus Unachtsamkeit, hülflos gelassen, endlich wirklich gestorben und begraben worden seyn: denn wer untersucht die Leichen so gar genau? Es ist also fast unstreitig, daß viele Leute im Sarge und auf der Bahre noch alles gehört haben, die nie wieder ins Leben zurückgekommen sind. Der Herr von Saint André erzählt von einem 60 jährigen Edelmanne, welcher an einem hitzigen Fieber krank gelegen, daß er in eine starke Ohnmacht gefallen, und dem Ansehen nach gestorben sey. Alles war zur Eröfnung seines Leichnams und seiner Beerdigung fertig. Zween Priester, die bey der Leiche geblieben waren, fingen sich an über die Beerdigung zu zanken, weshalb ein Mann aus dem Hause hinzuging, um zu verhindern, daß sie sich nicht schlügen. Durch einen Zufall deckt dieser Mann dem Todten das Gesicht auf, und glaubt einige Bewegung an ihm zu sehen. Er hielt ein Licht vor die Nase und den Mund, und fühlte ihm an die Schläfe; aber es war keine Spur vom Athemholen oder Pulse vorhanden. Als er ihn demnach, als einen völlig Todten, verlassen wollte, so kam es ihm vor, als ob er die vorige Bewegung noch einmal sähe. Er fühlte hierauf nochmals die Schläfe, und glaubte einiges Schlagen zu empfinden. Er rieb ihm Wein an Nase, Lippen und Schläfe, und goß ihm davon etwas in den Mund: aber es kam kein Zeichen des Lebens. Nach einiger Zeit aber fing er an den Wein im Munde zu schlurfen, und erholte sich allmählig; worauf er alles erzählte, was zwischen den beyden Priestern vorgegangen war, ohne den geringsten Umstand zu vergessen. Wie leicht hätte ein Zufall diesen letzten Funken des Lebens vollends ersticken können, so wäre dieser Mann, nachdem er alles Gezänke gehört hatte, todt geblieben? Eben dieses widerfuhr einer Frau

in

in einem hitzigen Fieber, da sie ihre beyden Aerzte als todt verliessen, und alles veranstaltet wurde, sie abzuwaschen und zu kleiden. Sie hörete alles, was man sagte und that, und sagte nachher, so sehr sie sich auch bemühet habe, zu erkennen zu geben, daß sie nicht todt sey, so habe sie doch solches nicht bewerkstelligen können. Sie war bey einer Muhme im Hause, die sie, wie ihre Mutter liebte. Diese wollte über ihren Tod ganz verzweifeln, und warf sich auf ihren Leib, um sie zu umarmen. Dieses, und das Klagen und Seufzen der Muhme, welches sie hörte, brachte es endlich dahin, daß sie alle ihre Kräfte anwendete, und einen Schrey that, welcher, obgleich weiter kein anderes Zeichen des Lebens darauf erfolgte, dennoch Gelegenheit gab, daß man ihr Schröpfköpfe setzte, und andere Mittel gebrauchte, wodurch sie wieder ins Leben zurück gebracht wurde. Ihr Gehör im Anfange des Todes war also das Mittel, welches sie von der Vollendung desselben errettete. Ich kann nicht umhin, hier dasjenige beyzufügen, was Herr **Brühier**, nachdem er diese Beobachtungen des Herrn **von St. André** angeführt hat, hinzu setzet. „Diese Geschichte „beweisen den von dem Herrn **Winslow** behaupteten Satz, „man dürfe daraus, wenn der Körper ganz und gar kein Zei„chen des Gehöres, auch nicht einmal durch die geringste „Bewegung der Augenlieder, der Lippen, der Finger, oder „sonst eines andern Theils von sich gibt, nicht schliessen, daß „er gar nicht höre. Diese Wahrheit, welche einer Superi„orinn von **St. Chaumont**, von vielen Leuten, die lange „Zeit gelegen hatten, ohne einiges Kennzeichen des Lebens von „sich zu geben, als gewiß ist erzählt worden, hat dieses from„me Frauenzimmer bewogen, daß sie sich von ihrem Beicht„vater ausbat, er sollte nicht aufhören, mit ihr von Gott zu „reden, und sie zu trösten, wenn sie einen Schlagfluß bekom„men würde, woran sie zu sterben glaubte, weil ihre ganze „Familie daran gestorben war; und wie auch wirklich gesche„hen ist. Er hielt sein Wort, und hörete 36 Stunden lang, „so lange nämlich ihr Anfall währte, nicht auf, ihr christ-

„liche

„liche Dinge vorzusagen, besonders weil er wuste, daß ein „Doktor der Sorbonne, nach geschehener Erholung von einem „Zufalle, in welchem man ihn ohne Verstand zu seyn geglau„bet, sich bitterlich beklaget hat, daß man nur für seinen Leib „gesorget, und seine Seele gänzlich verabsäumet habe, die sich „unterdessen nicht nur alles, was im Zimmer gesprochen „worden, vorgestellet, sondern sich auch in einem Stande „der Freyheit befunden habe, der ihm bis daher unbekannt „gewesen.„

Ich könnte noch viel mehr Beyspiele von dieser Art anführen, wenn es nöthig wäre. Der berühmte schwedische Gärtner, welcher 16 Stunden lang im Wasser unter dem Eise gelegen, und alle Empfindung und Bewegung verlohren hatte, hörete dennoch im Wasser das Läuten der Glocken in Stockholm. Der Piquetspieler, in ihrem 99sten Blatte, S. 748. erwachte durch das laute Geschrey eines andern Spielers vom Tode wieder; und die Frau eines Parlaments advocaten zu Paris, die schon auf dem Tische lag, nachdem man sie 24 Stunden für todt gehalten hatte, ward, wie Mornac erzählet, von der Musick und dem Gesange eines Leyermannes wieder ins Leben gebracht. Jedoch ich muß Ihren Raum und Ihre Güte nicht misbrauchen. Erlauben Sie mir nur noch, daß ich ein paar Stellen anführe, woraus erhellet, daß schon in alten Zeiten einige Vermuthung von dem Gehöre der Todten statt gefunden haben müsse. Quintilian sagt: „Warum „stören wir durch so vieles Schreyen, Heulen und Weinen, „die Ruhe der Leichen? Geschicht es nicht deswegen, weil oft „die, denen man die letzte Schuldigkeit erwiesen, wieder ins „Leben zurückgekommen sind?„ Er muß also Beyspiele gewust haben, daß Leute, denen man die letzte Pflicht erweisen wollen, gehöret haben. Es gibt Schriftsteller, welche behaupten, daß die Ursache, warum bey den Leichen der Alten Hörner und Trompeten geblasen wurden, keine andere gewesen sey, als weil sie geglaubt, daß die Seele, welche um ihren Körper herumflatterte, bey der Harmonie empfindlich würde.

würde. Woher sollten die Alten wol auf diesen Wahn gekommen seyn, wenn sie nicht Umstände gewußt hätten, welche es wahrscheinlich machten, daß die Todten zuweilen noch höreten?

Bitten Sie Ihre Leser um Vergebung, mein Herr, daß ich Ihnen einen Bogen geraubt habe, worinn Sie ihnen vielleicht etwas Nützliches gesagt haben würden. Ich bin mit aller Hochachtung,

Dero

ergebenster,

Audi.

* * *

Mein Herr,

Da Sie gewohnt sind, die Gesundheitsregeln, welche Sie Ihren Lesern vorschreiben, durch die Beyspiele und Aussprüche der alten Weltweisen zu bestätigen; so wird es Ihrer Absicht nicht zuwider seyn, wenn ich Ihnen itzt die wichtigsten Regeln zur Bekanntmachung mittheile, die uns Plutarch in seinem schönen Gespräche von der Erhaltung der Gesundheit hinterlassen hat. Dieser Mann war zwar kein Arzt von Profeßion. Allein, Sie wissen, daß die alten Weisen eine weit allgemeinere Erkenntniß der Wissenschaften besaßen, als unsere heutigen Weltweisen. „Socrates, sagt er, gab seinen Schülern einen sehr guten Rath. Er warnte sie vor „allen den Speisen, die man zu essen pflegt, wenn man keinen Hunger hat, und vor den Getränken, die man genießet, „wenn man nicht dürstet. Ich kenne keine Leute von weniger Klugheit, fährt er fort, und die weniger auf ihre eigene „Ehre halten, als die, aus bloßer Eitelkeit, die Leckerbissen „von den Tafeln großer Herren, bis sie bersten möchten, in „sich hinein pfropfen, damit sie sich nur rühmen können, rare „und theure Speisen gegessen zu haben. Unter allen Thorheiten und Ausschweifungen aber, welche die Wollust zum Scha-

„den

„den der Gesundheit erfunden hat, ist keine lächerlicher und „strafbarer, als die die Sklaven einer schändlichen Sinnlich„keit ihren berüchtigten Buhlerinnen, den Phrynen und „Lais ihrer Zeit, so theuer bezahlen müssen, und welche sie „oft verleitet, ihre eigenen Gattinnen, die oft weit liebens„würdiger, als diese Unglücklichen sind, hintanzusetzen. Man „braucht nur den wahren Geschmack an den Vergnügungen zu „besitzen, um darinn, selbst aus Liebe zum Vergnügen, mäßig „zu seyn. Die Unenthaltsamkeit ist der Ruin der Gesundheit; „und welches Vergnügen kann man wol noch schmecken, wo „die Gesundheit aufgehört hat?„ Zur Enthaltsamkeit füget dieser liebenswürdige Weltweise noch die beständige aber mäßige Leibesübung hinzu. „Die große Triebfeder der Gesundheit, „sagt er, ist die Bewegung. Die Trägheit vernichtet dieselbe; „und wozu dienet endlich wol die Gesundheit, wenn man sich „ihrer nie bedienet, um etwas zu thun, es geschehe nun zu „unserm eigenem, oder zum Vortheile unserer Freunde?„ Zu solchen Leibesübungen empfiehlt er das tägliche laute Lesen, den Gesang, die Spatziergänge nach der Mahlzeit, und hierauf die Vergnügungen einer lebhaften und muntern Gesellschaft.

Gestehen Sie selbst, mein Herr, ob nicht in diesen wenigen Worten des alten Weltweisen, der Hauptinhalt einer ganzen Menge Ihrer diätetischen Blätter enthalten sey? Ich bin, ꝛc.

(*)

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und dreyzehntes Stück.

Gellert.

Wer ist der listigste Betrüger?
Ists nicht des Menschen eignes Herz?

Weil das Branntweintrinken beym Pöbel eingerissen ist, und daher von feinern Leuten für eine niederträchtige Wollust gehalten wird; so hat sie der Stolz bewogen, sich desselben zu enthalten. Dieser Stolz hätte den Leuten, welche uns die Waaren der Uppigkeit liefern, sehr schädlich seyn können, wenn sie nicht die Geschicklichkeit besessen hätten, sich in die Launen des menschlichen Herzens zu schicken, und es so zu betrügen, wie es sich selbst gern betrügt, und wie es immer betrogen seyn will. Sie veränderten den Branntewein auf mancherley Weise, doch so, daß er immer Branntewein blieb, und gaben ihm alsdann einen ehrlichern Namen. Diese List erwarb ihm immer neue Liebhaber. Ein Mann, welcher alle Leute für niederträchtig hielt, die nur einen Tropfen Branntewein in den Mund nehmen konnten, trank ohne Schwierigkeit täglich einige Gläser Aquavit oder Liqueur, ob ihm gleich, wie er sagte, die Haut schauderte, wenn er auch nur vom Branntweine reden hörte. Indessen sind auch diese Namen allmählig verdächtig geworden, und die ehrbarsten Männer und Frauenzimmer wollen nicht einmal den Genuß der Liqueurs öffentlich mehr gestehen; denn die gemeinen Branntweintrinker fingen gar bald an, ihrer Ehre wegen, die Sorten von Fusel, welche sie tranken, auch Liqueurs, Aquavite

Digitized by Google

und Magentropfen zu nennen. Solchergestalt ist für die vornehmen Leute, welche den Branntewein lieben, fast kein anderes Mittel mehr übrig geblieben, als ihn in einer ganz andern Gestalt, und mit solchen Umschweifen zu trinken, daß es ihnen der gemeine Pöbel nicht mehr nachthun kann. Sie lassen also Branntewein aus andern Welttheilen kommen, und hüten sich wohl, ihn Branntewein zu nennen. Sie vermischen ihn mit heißem Wasser und Spezereyen, und trinken ihn warm, wie man Thee trinkt. In dieser Kunst, Branntewein zu trinken, sind die Engländer Virtuosen. Sie nennen dieses Getränk Punsch, und betrinken sich darinn auf eine so honnette Weise, daß der gesittete Theil von Deutschland darinn nichts niederträchtiges finden kann. Man trinkt itzt in den vornehmsten Gesellschaften Punsch; und da dieses Modegetränk, wenn es wohl zubereitet ist, von andern Arten des Branntewein wirklich weit abgehet, so sind dessen Wirkungen im menschlichen Körper auch nicht völlig von der Art, wie sie der gemeine Branntewein verursachet. Diese Umstände veranlassen mich, ihm eine besondere Betrachtung zu wiedmen.

Es giebt verschiedene Arten des Punsches. Der gemeine wird mit Franzbranntewein folgendermaßen zugerichtet: Man vermischet viel oder wenig Franzbranntewein mit frisch ausgedrücktem Citronensafte, und wirft die ausgedrückten Citronenschaalen, eingekerbt, mit Zucker hinein. Zu dieser Vermischung gießet man so viel kochend heißes Theewasser, bis das Getränk den gehörigen Grad von süßer Säure und Stärke hat.

Die edlere Art des Punsches wird auf eben dieselbe Weise mit Arrack oder Rum gemacht. Dieser Arrack ist eine Art Branntewein, welche in Indien aus Reiß gemacht wird. Der beste ist der, so aus dem Safte der Cocosnüsse mit Reiß abgezogen worden ist. Zu Goa und Batavia wird damit der stärkste Handel getrieben. Dieser

ſer Branntewein iſt etwas klebrichter, als der Franzbranntewein, und hat einen ganz eigenthümlichen Geſchmack, welchen die Kenner des Punſches bey der vorhergehenden Art ſehr ungern vermiſſen. Rum hingegen wird aus dem Safte des Zuckerrohrs, oder aus den unreinen Ueberreſten deſſelben, und des Zuckers ſelbſt, abgezogen, und kommt aus Amerika, beſonders von Barbados.

Der ſogenannte königliche Punſch wird, nach der Beſchreibung eines Mitgliedes der königlichen Societät der Wiſſenſchaften in London, auf folgende Weiſe verfertiget: Sechs ſeviliſche Pommeranzen und ſechs Citronen werden dünn abgeſchälet, und die Schaalen in ein Stübchen vom beſten Franzbranntewein geworfen, worinn ſie vier Tage lang ſtehen bleiben. Hernach nimmt man dreyzehn Nöſſel Waſſer, das Weiße von vier Eyern, und drey Pfund doppelt raffinirten Zucker. Das Waſſer und der Zucker muß mit dem Eyweiße, welches wohl geſchlagen werden muß, eine Viertelſtunde lang kochen, wobey nicht zu vergeſſen iſt, daß man das Eyweiß ins Waſſer thue, wenn es eben warm iſt. Alsdann läßt man es ſtehen, um kalt zu werden; und wenn es ganz kalt iſt, läßt man den Branntewein von den Schaalen abſeigen, miſchet alles zuſammen, und thut allen Saft der Citronen und Pommeranzen, oder ſo viel man für gut findet, hinein, indem man ihn durch einen Geleeſack drücket. Dieſe Vermiſchung wird auf ein Fäßchen gefüllet, worinn es innerhalb 6 bis 8 Wochen ganz klar wird, und alsdann ziehet man es auf Bouteillen. Wenn davon getrunken werden ſoll, ſo muß zu jeder Portion eben ſo viel Waſſer gemiſcht werden, weil ſonſt der Punſch ſo ſtark ſeyn würde, daß man nicht mehr, als ein Glas voll, davon trinken könnte. So aber erhält er einen angenehmen Geſchmack, der ſanft und lieblich iſt. Ein ſolcher Punſch hält ſich wenigſtens ein ganzes Jahr, und hat alſo auf Seereiſen ſeinen Nutzen.

Der Punsch ist demnach ein mit vielem Wasser verdünneter und mit einer versüßten Säure vermischter Branntewein. Der Thee dienet nur dazu, den Geschmack angenehmer zu machen; die Citronen- und Pommeranzenschaalen aber erhöhen denselben, indem sie ihn durch ihr zartes Oel etwas gewürzhaft machen. Das Eyweiß in der letzten Zubereitung kläret das Getränk ab, und verändert es übrigens nicht wesentlich.

Das Wasser wirkt, wenn es in Menge getrunken wird, als eine Arzeney, indem es den Urin treibt, die Säfte, mit denen es sich vermischen kann, verdünnet, und seiner Subtilität wegen durch die allerkleinsten Gefäße hindurchdringet, und sie eröffnet, wenn sie mit einer Materie überhäuft sind, die ein wässerigtes Auflösungsmittel erfordert. Das heiße Wasser thut dieses alles um desto mehr, je geschickter es durch die Wärme gemacht wird, den Schleim loszuweichen, und die zusammengezogenen Fäserchen und Gefäße schlaffer zu machen. Daher befördert das heiße Wasser den Auswurf des zähen Schleims im Halse und in der Luftröhre, und vermehret die Ausdünstung schnell, indem es, von der Wärme gleichsam beflügelt, durch die Gefäße geschwind hindurchdringet, welche es sich eröffnet, wenn sie krampfhaft zusammengezogen sind. Eben um deswillen schwächet es auch in die Länge die Federkraft der Fäserchen, indem es sie erweichet und schlaff machet.

Der Branntewein hat ganz entgegengesetzte Wirkungen. Er ziehet die Fäserchen zusammen und macht sie steif und spröde; er verengert die Oeffnungen der Gefäße, verdicket die flüßigen Theile, und setzt das Blut in Wallung. Er erreget den Rausch, welchen das Wasser tilget; er zieht den Magen zusammen, welchen das Wasser schlaff macht; aber indem er den Trieb des Blutes heftig vermehret, welches das Wasser verdünnet, so treibt er mit großer Gewalt die Ausführungen durch Schweiß

und

Digitized by Google

und Urin, wenn ihm das warme Wasser die Pforten der Gefäße aufschließet, die sich vor seiner Säure zusammenziehen. (S. das 96ste Stück des Arztes.)

Man sieht leicht, daß der Erfinder des Punsches, weil er die schädlichen Wirkungen des reinen Branntweins bey seinen Mißbräuchern gekannt, die Absicht gehabt habe, ihm an dem heißen Wasser, worinn er ihn so überflüßig badet, ein Gegengift entgegen zu setzen, und solchergestalt durch ein seltenes Glück, die Ueppigkeit des Geschmacks mit dem strengen Ernste der Gesundheit auszusöhnen. Man kann nicht leugnen, daß er diesen Zweck ziemlich erreicht habe. Ein mit vielem warmen Wasser vermischter Branntewein erwärmt den Magen, ohne ihn weder zu schlaff zu machen, noch seine Fäserchen zu stark zusammenzuziehen. Er löset die Mehlspeisen auf, indem er sie zugleich verdünnet und in Gährung setzet, folglich ist er ein Freund der Verdauung bey solchen Speisen. Er erreget das Blut nicht anders, als daß er zugleich den Urin und Schweiß heftig treibt, und hierdurch wird der Trunkenheit und Fieberhitze vorgebeuget, welche er sonst allein erzeuget; er verändert nicht sonderlich den Ton der vesten Theile und Blutgefäße, weil das Wasser die Sprödigkeit und Steifigkeit wieder vernichtet, welche die Säure des Branntweins verursachen würde.

Ich wollte den Leuten, die den Branntewein nicht lassen können, wol rathen, ihn in dieser Gestalt eines Thees zu trinken; aber ein solches heißes Branntweinwasser ist noch kein Punsch. Der Geschmack desselben ist so matt und eckelhaft, daß sich wenige Liebhaber dazu finden würden; uud eben dieses hat Anlaß gegeben, dieses Getränk für den Geschmack zu künsteln. Man vermischt Zucker, Säure, und ein gewürzhaftes Oel darunter; und so wird es erst Punsch.

Den Zucker will ich noch zu meinem Branntweinthee ohne Weigerung zulassen. Dieser ausgepreßte, ausgekochte

kochte und verdickte Saft des Zuckerrohrs, welchen der Zuckersieder, nach völliger Reinigung, crystallisiret, enthält einen verbrennlichen Geist, und eine unauflösliche aber mit einiger Säure verbundene Erde. Er ist der Verdauung eher beförderlich, als schädlich, und stärket die Fäserchen durch seinen verbrennlichen Geist. Seine Säure zieht die flüßigen Theile zusammen und verdicket den Schleim ein wenig; allein, sein mäßiger Genuß ist immer höchst unschuldig.

Bis hierher habe ich am Punsche nichts sonderlich zu tadeln. Allein, wenn die Citronensäure und das Oel der Schaalen damit vermischt wird, so muß ich fragen, was dieses für ein seltsames Beginnen sey? Ich habe in meinem 96sten Stücke gezeigt, daß aller Schade vom Branntewein bloß durch seine Säure und durch sein flüchtiges Oel gestiftet werde. Um diesen Schaden abzuwenden, verbessert man den Branntewein im Punsche durch das Bad des heißen Wassers. Dieses dämpfet seine Säure und macht sein Oel unschädlicher. Um aber dem Geschmacke zu schmeicheln, mischt man in dieses Wasser eine andere Säure und ein anderes starkes Oel. Ist das nicht ungereimt? —

Ich hatte bis hierher geschrieben, als ich einschlief; denn in der That war mein heutiger Vortrag ein wenig trocken. Mir träumte, denn ich schlafe beym Schreiben nie ein, daß ich einen jungen Menschen sähe, welcher so schief gewachsen war, daß er mit der rechten Hand beynahe die Erde berührte, die linke Schulter hingegen mit dem Kopfe gleich hoch trug. So wie sich nun kein Krüppel auf der Straße sehen lassen darf, wenn er nicht guten Rath hören will; so begegnete auch diesem ein alter Mann, der ihm den Rath gab, er sollte sich mit der rechten Hand auf einen Stock stützen, damit er diese Schulter eben so hoch trüge, als die linke. Der Jüngling versuchte es, und gieng ganz gerade einher. Allein, weil er vermuthlich

lich im Kopfe nicht recht richtig war, so blieb er bald bey einer Bude stehen, wo er sich noch einen andern viel längern Stock kaufte, auf welchen er sich mit der linken Hand stützte. Weil dieser Stock seine linke Schulter viel höher hob, als die kürzere die Rechte, so ging er nunmehr mit zwoen Krücken wieder eben so schief, als er vorher ohne dieselben gegangen war. Man wollte ihn seines Unverstandes überzeugen, und sagte ihm, er müsse den Stock aus der linken Hand weglegen. Allein, er lachte, und antwortete: was würde das für ein Uebelstand seyn, auf einer Seite eine Krücke zu tragen, und auf der andern keine? Ich wollte eben mein Wort dazu geben, als ich mit der Nase bis auf meinen Bogen nickte, und davon erwachte.

Um also in meiner Materie fortzufahren, muß ich sagen, daß die Citronsäure und das Oel der Schaalen die Fehler des Branntweins, welche das viele heiße Wasser vertilgt hatte, wiederherstellen; und nichts als die Lüsternheit des Geschmacks kann den Verbesserer des Punsches zu dieser Unvorsichtigkeit bewogen haben. Ich habe der Citronsäure schon oft eine Lobrede gehalten: aber im Punsche ist sie übel angebracht, weil sie die Stelle der Säure vertritt, die im reinen Branntweine schädlich ist, und die das Wasser gedämpft hatte. Eben dieses gilt von dem Oele der Citronschaalen, und man kann behaupten, daß durch diese beyden Zugaben der im Punsche vorher verbesserte Branntewein beynahe wieder um eben so viel verschlimmert werde, als ihn das Wasser gebessert hatte. Scheint es nicht, wie ich gleich Anfangs gesagt habe, als ob man wirklich den Punsch nur darum erfunden hätte, daß man destomehr Branntewein mit weniger Schimpfe trinken könnte?

Die Erfahrung spricht traurig genug für mich. Die starken Punschtrinker kommen zuletzt in eben dem Elende um, wie die gemeinen Branntweinsäufer. Der Punsch,

den sie am liebsten trinken, berauschet sie eben so schnell, und setzt ihr Geblüt in eben die Hitze und Wallung, als unvermischter Branntewein, da er doch dazu erfunden ist, das Gegentheil zu thun. Aus der Geschichte von Jamaica, welche Moursé, in London, 1752 herausgab, ersiehet man, daß die dasigen Engländer bey ihrem Punsche von Rum eben so unglücklich sind, als unsere Trunkenbolde bey ihrem schlechten Branntweine: denn sie nennen ihn daselbst Killdevil oder Mordteufel, weil durch ihn jährlich wol tausend Menschen umkommen.

Man kann demnach von dem Punsche überhaupt nicht viel gelinder medicinisch urtheilen, als vom Branntweine selbst, zumal da man ihn in viel größerer Menge genieſſet. Er quälet die, so ihn häufig trinken, mit eben der brennenden Säure im Magen, wie der Branntewein; er macht ihnen eben die Wallung, eben den Rausch, eben die trokne Hitze. Allein, man könnte alle diese Fehler sehr leicht verbessern, wenn man den Punsch vernunftmäßiger zubereitete. Auf diese Zubereitung kommt alles an, wenn der Punsch bessere Wirkungen thun soll, als der Branntewein. Wenn zu viel Branntewein dazu genommen wird, so muß er eben so mäßig und vorsichtig getrunken werden, wie ein gemeiner Branntewein, wenn er nicht eben den Schaden thun soll. Hat er zu viel Citronensäure; so leiden die Säfte, die festen Theile und der Magen eben die Gefahr, wie vom reinem Weingeiste, weil das Wasser die Säure des Branntweins kaum um so viel dämpfet, als sie die Citronensäure wieder vermehret. Sind der Schalen zu viel, so wirket ihr hitziges Oel eben das, was das Oel des reinen Branntweins gewirkt haben würde.

Aus allen diesen Betrachtungen wird man im Stande seyn, vom Nutzen und von der Gefahr dieses Getränkes zu urtheilen. Ein wol zubereiteter Punsch muß eine wol proportionirte Vermischung von Wasser und Branntweine

seyn,

Digitized by Google

seyn, die hinlänglich versüßet ist, aber worinn weit weniger Säure und Oel seyn müßte, als man gemeiniglich, um des Wohlschmacks willen, damit vermischet. Ein solches Getränk könnte zur Beförderung des Schweisses und Urins nützlich seyn. Es würde bey ansteckenden Krankheiten zur Präservation dienen, und bey kalter und naßer Witterung denen die sich in freyer Luft aufhalten müssen, noch bessere Dienste leisten, als der reine Branntewein. Es würde den Betrunkenen nützlich seyn, theils um ihren Rausch zu dämpfen, theils um sie vor der Gefahr der Erkältung zu beschützen, theils auch, um am folgenden Tage ihren Magen und ihre Nerven wieder zu stärken. Es würde nach genoßenen Mehlspeisen die Verdauung erleichtern; und kurz, der Punsch würde in vielen Fällen nützlich seyn, worinn er itzt schadet, wenn man ihn nicht für den Geschmack, sondern für die Gesundheit zubereitete. Auf die Art aber, wie wir ihn gemeiniglich zu trinken pflegen, ist er nur ein Vorwand und eine Beschönigung der Liebhaberey an Branntweine, oder am gelindesten, ein kindischer Betrug, den man sich selbst spielet. Die Liebe zum Rausche macht uns nach Branntweine sehnsüchtig: allein, wir fürchten die Tücke desselben für unsere Gesundheit. Um deswillen entkräften wir ihn im Wasser, und ersetzen ihm diese geraubten Kräfte wieder mit andern Mitteln. Nach diesem Spiegelfechten trinken wir ihn mit aller Sicherheit; da wir doch nichts daran gebessert haben, weßen sich nicht der Bettler, der Branntewein trinkt, auch zu getrösten hätte, wenn er mit jedem Schlucke zugleich einige Tassen Thee verschlinget. Dieses ist wirklich der ganze Vortheil, welchen die Punschtrinker vor den Branntweintrinkern haben: der Zuguß des Wassers. Man kann hiervon nachlesen, was ich im 96sten Stücke, S. 691 gesagt habe. Allein, man kann diesen Vortheil verlieren, wenn man den Punsch in so großer Menge und so stark trinket, daß die Portion des

Branntweins welche man damit genießet, diejenige, welche man von reinem Branntweine trinken würde, um eben so viel übersteiget, als das Wasser im Punsche den Branntewein geschwächt hat.

Sollten die Liebhaber des Punsches so viel Gewalt über sich haben, ihren Geschmack zu verleugnen, und den Punsch bloß zur Gesundheit zu trinken, so würden sie sich mit einer Vermischung von süßem Theewasser und Branntewein begnügen, und hiervon würden sie weder Brennen der Säure im Magen, noch Hitze und Wallung im Blute, noch Rausch im Kopfe empfinden: und dann wird ihnen ein Wunsch dienen, daß sie in Gesellschaften entweder aus- und eingehen können so viel sie wollen; oder, daß sie sich eine Harnblase zulegen, wie ungefähr die ist, welche zu Leiden aufbehalten wird, und die acht Kannen Wasser fasset. Wollen aber die Herren Liebhaber durchaus nur Punsch trinken, um desto untrüglicher trunken zu werden, so will ich ihnen zwar nicht wünschen, aber doch erzählen, was einstmals Mahomet sagte. Als dieser Prophet den vier Abgesandten der Juden, die auf seine weisen Aussprüche spanneten, die Erklärung von dem gab, was alle Zahlen von 1 an, bis 100 wären, so bedeutete die Zahl 80, wie viel Streiche man einem betrunkenen Menschen geben sollte; und wie ich höre, so soll diese Erklärung oft richtig genug eintreffen.

* * *

Zuweilen fordern meine Correspondenten wunderliche Dinge von mir. Einer, der sich Scilicet unterschreibt, ist neugierig, die Art und Weise zu wissen, wie ich mir so verschiedene Anecdoten aus Schriftstellern brauchbar mache, und wie ich mich des Lesens beym Schreiben so wieder erinnern könne? Ist es nicht wunderlich? Er kann ja leicht denken, daß ich mir die Stellen, die ich für brauch-

bar

bar halte, auszeichnen werde; und dann citire ich am Ende die Schrift, worinn ich sie gelesen. Ein Wortregister ersetzt das Uebrige. Ich bin verdrießlich, daß mir Herr Scilicet nicht den Ort seines Aufenthalts meldet, damit ich solche unnöthige Fragen bloß schriftlich beantworten könnte. Inzwischen kann ich ihm einmal leicht den Gefallen erzeigen, und ihm einige Beyspiele von meinen Auszügen hierhersetzen. Allein, da ich meinen Lesern den Raum meiner Bogen schuldig bin, so wird man mich künftig mit solchen Anfoderungen verschonen.

No. 1212. „Die deutschen Damen gehen nicht gerne zum Spatziergange. Sie fürchten sich vor der Sonne, oder dem allergeringsten Westwinde; damit wollen sie, deutsch zu sagen, ihre natürliche Faulheit bemänteln, indem sie sich nicht leicht weiter verfügen, als in den Spielsaal; und es kostet gewiß viele Mühe, wenn man sie noch bis in die Alleen bringen kann. Dieses sitzige Leben, das sie führen, und ihre Neigung zum Spiele, verursachen ohne Zweifel ihre Entzündungen, Verstopfungen, Kopfweh und andere Beschwerlichkeiten, die sie bey dem Gebrauche der mineralischen Gesundbrunnen-Wasser empfinden: da sie hingegen eine mittelmäßige Bewegung dafür bewahren würde.„ Zeitvertreib bey den Wassern zu Schwalbach. S. 139. Deutsche Ausgabe. Lüttich, 1739. In Octav.

No. 1213. „Die Schwarzen auf Jamaica leben von Heringen und gesalzenen Fischen. Ihr bester Schmaus sind Ratten, woran sie die gütige Natur, wegen der vielen Zuckerpflanzen, keinen Mangel leiden läßt. Können sie eine Katze dabey haben, so halten sie eine sehr herrliche Mahlzeit. Die Einwohner gehen schlecht bekleidet, und die meisten Schwarzen nackend. Das europäische Frauenzimmer führet indessen einen vollkommenen Staat. Die schwarzen nackenden Mädgen wundern sich, daß jene, wenn sie ihnen begegnen, die Augen niederschlagen, oder

Digitized by Google

oder den Fächer vor das Geſicht halten, da es doch nicht einmal die europäiſchen Mannsperſonen thun. „ *Hiſtoire de la Jamaique, traduite de l'Anglois par M — — Ancien Officier de Dragons.* London, 1752. In Duodez.

No. 1214. „Les Danſeuſes de Surate, ainſi que les autres femmes du païs, ont une façon de conſerver leur ſein, qui contribuë beaucoup à leur beauté. Elles l'enferment dans des étuits faits exprès d'un bois très-léger, joints enſemble et bouclés par derrière, ce qui leur contient le ſein, et l'empeche de trop groſſir, et cependant ces étuits ſont ſi polis et ſi plians, qu'ils ſe prêtent à tous les mouvemens du corps, ſans applatir ni offenſer le tiſſu tendre de la chair. „ *Voyage aux Indes Orientales, par M. Groſe. Nouv. Oeconomiques et litter.* Tom. 25. p. 90.

No. 1215. Es iſt nicht zu leugnen, daß die europäiſchen Chriſten den beyden großen Laſtern der Völlerey und Buhlerey unterworfen ſind. Das erſte von dieſen Laſtern herſchet in den kalten, das letzte aber in den heiſſen Ländern. Solchergeſtalt haben Bacchus und Venus dieſe Völker unter ſich getheilt; und bey der Glaubensverbeſſerung iſt der Antheil, welcher der Venus gehörte, geblieben, wie er geweſen; hingegen hat der gröſte Theil von den Anhängern des Bacchus dem Papſtthume abgeſagt. *Bayle. Dict. Eremita.* In Folio.

No. 1216. „Herr Huber beobachtete an einem Kinde, das in einem Alter von acht Monaten geſtorben war, wie der Bruſtknochen deſſelben auf die Seite gebogen, und dergeſtalt vorwärts gekrümmt war, daß er die Figur eines Sattels hatte. Beide Seiten, beſonders aber die linke, waren einwärts gedrückt und man ſahe daran Spuhren von den Fingern der Säugamme. Sie hatte des Kindes Leben wider Willen verkürzt, indem ſie eine ganz gewöhnliche Operation damit vorgenommen, wor-

worauf die Aeltern nun billig desto schärfer Acht geben sollten. Wenn die Ammen die Kinder zum Schweigen bringen, oder ihnen eine Luft machen wollen, so setzen sie dieselben auf die linke Hand, legen die rechte ihnen an die Bruft, und tanzen sie also in der Luft. In der Kindheit ist alles noch biegsam, die rechte Hand drücket die Bruft des Kindes, und die ausgestreckten Finger beugen die Seiten nieder. Dieses ist oft die unvermuthete Ursache des Todes oder der Krüppeley vieler Kinder.„ *Philos. Transact.* Num. 492. Art. 2. Hamb. Magaz. 9ter Band 6tes Stück. 8 Art. S. 641.

* * *

Um den übrigen Raum dieses Bogens zu erfüllen, werde ich meinen Lesern einige kleine Anecdoten aus dem vierten Theile der Essais historiques des Herrn von Saintfoix erzählen, die sich zu dem Inhalte einiger meiner Blätter schicken. Die erste betrifft die Kleidermoden und Schminke; (S. das 12te und 90ste Stück,) die andere, die Bärte; (S. das 89ste Stück,) die dritte, die Leichengebräuche; (S. das 40ste Stück,) und die vierte würde sich in mein 21stes Blatt geschickt haben, wo S. 323, 324 von dem Stolze der Weiber auf ihre Erben geredet wurde.

* * *

Als unter der Regierung des Königs Franciscus II. in Frankreich, die Männer ein majestätisches Ansehen darinn fanden, wenn sie mit dicken Bäuchen einhergiengen; so bildeten sich die Damen in Frankreich alsobald ein, daß sie eben so majestätisch aussehen würden, wenn sie von hinten dick wären. Man trug also damals zum Staate große Bäuche und dicke Gesäße; und diese lächerliche

Mode

Mode daurete drey bis vier Jahr. Das Sonderbarste dabey war dieses, daß die Damen, seitdem sie diese Mode anfingen, nicht mehr auf ihre Gesichter achteten, sondern dieselben mit Masken bedeckten. Auf den Straßen, in den Spaziergängen, in Gesellschaften und in den Kirchen, sahe man lauter verlarvte Gesichter. Nach diesen Larven folgten die Schönpflästerchen, womit sie das Gesicht häufig beklebten. Was die rothe Schminke betrifft, so ist es kein Wunder, daß sich die Damen derselben bedienen. Die Feldherrn pflegten dieselbe anzulegen, wenn sie ehedem zu Rom im Triumph einzogen; und eine artige Dame kann glauben, daß jeder Tag ihres Lebens ein Triumphstag für sie sey.

* * *

Ein langer Bart unterschied vor Alters einen Franzosen von andern unter das Joch gebrachten Völkern, und man trug ihn als ein Ehrenzeichen. Die jungen Leute trugen große Sorge für ihre Knebelbärte. Allein, gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts, erklärte der Erzbischof Wilhelm zu Rouen den langen Haaren und Bärten den Krieg, und trieb es so weit, daß im Jahre 1096 in einem Concilio ausgemacht wurde, es sollten die, so lange Haare trügen, Zeit Lebens von der christlichen Kirche ausgeschlossen seyn, und man sollte nach ihrem Tode nicht für sie bitten. Diese wichtige Sache lief nicht so ganz ruhig ab. Die Bärte fanden mächtige Vertheidiger gegen ihre furchtbaren Feinde, und die Hitze stieg so hoch, daß man sich von beyden Seiten rühmen konnte, einige Märtyrer für die gerechte Sache gehabt zu haben. Das allertraurigste war aber, daß sich Ludwig VII. selbst den Bart scheren ließ, und daß ihn hierüber seine Gemahlinn, Eleonora von Aquitanien, verachtete, und sich deshalb so sehr mit ihm veruneinigte, daß sie sich

von

von einander scheiden ließen. Sechs Wochen nach dieser Ehescheidung vermählte sich die Königinn mit dem Herzoge von der Normandie, Heinrich, welcher nachher König von England wurde, und zur Mitgabe brachte sie ihm Poitou und Güyenne zu. Hieraus entstanden diejenigen Kriege, welche Frankreich 300 Jahr lang verheeret haben. Es mußten über drey Millionen Franzosen sterben, weil sich ein Erzbischof wider die Bärte entrüstet; weil sich ein König hatte barbieren lassen, und weil er seiner Gemahlinn mit einem glatten Kinne lächerlich vorgekommen war. Nach und nach kamen die Bärte aus der Mode, und man sahe keine mehr, bis sie endlich Franciscus I. wieder herstellte. Jedermann ließ sie wieder wachsen, und niemand ward mehr barbieret, als die Parlamentsglieder und Domherrn. Unter Heinrich IV. trug man drey Finger lange Bärte, die breit geschnitten wurden, wie Fechels, zugleich aber ein Paar lange und steife Knebelbärte, wie die Katzen haben. Nachher begnügte man sich mit einem kleinen Spitzbarte mitten auf dem Kinne; und endlich blieb unter Ludwig XIV. nur noch der kleine Stutzbart unter der Nase. Itzt ist nichts mehr da.

* * *

Bey dem Leichenbegängnisse Carls VI. Königs in Frankreich, ward die Erfindung gemacht, daß man den Leichnam in einen Sarg verschloß, und dagegen die Gestalt desselben in Wachs poußirte, und mit den Königlichen Kleidern und Zierrathen anschmückte. Diese Gewohnheit dauret noch bis auf den heutigen Tag. Das Leichenbegängniß der Könige von Frankreich erfolgt gewöhnlichermaßen erst 40 Tage nach ihrem Tode. Diese 40 Tage hindurch wird ihr in Wachs poußirtes Bildniß auf einem Paradebette mit allem Pompe der Majestät dem Volke

zur

Digitized by Google

zur Schau geſtellet; und hierbey fährt man fort, der Leiche zu den gewöhnlichen Stunden die Tafel zu bereiten und ihr aufzuwarten, als ob ſie noch am Leben wäre. Bey dieſer Todtentafel wird nicht unterlaſſen, vor und nach Tiſche zu beten, und dieſes Gebet muß ein Cardinal oder anderer Prälat verrichten.

* * *

Im 14ſten Jahrhunderte ward in Frankreich das Verlangen zu heyrathen und Kinder zu erziehen, dem Anſehen nach, für nicht ſo ehrbar gehalten, als einen Menſchen umzubringen. In den Häuſern der Biſchöfe und Aebte und in den Klöſtern verſchiedener Capitul war ein eigener Hof für die Duelle beſtimmt. Sie erlaubten dieſelben ſo gar Geſchwiſterkindern, da ſie hingegen die Ehen zwiſchen Anverwandten im vierten, ja ſo gar bis zum ſiebenten Grade, für ungültig erklärten und aufhoben. Wenn ſich zween Leute duelliren wollten, ſo gab man ihnen die Abſolution und das Nachtmal; hingegen durfte ſich kein Mann oder keine Frau zum Altare wagen, wenn ſie ſich nicht wenigſtens acht Tage vorher vom Bette geſchieden hatten. Die Geiſtlichkeit ſprach einen jeden Duellanten frey, wenn er ſich dreymal für ſie glücklich geſchlagen, das iſt, wenn er drey Leute umgebracht hatte: hingegen ſuchten ſie in ihren Predigten diejenigen Männer und Weiber aller Ehre zu berauben, die ſich zum drittenmale verheyrathet hatten.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und vierzehntes Stück.

von Logau.

Fang alles an mit Wohlbedacht; führ alles mit Beſtand:
Was drüber dir begegnen mag, da nimm Geduld zur Hand.

Wenn jemand die Kunſt erfinden wollte, die Menſchen geſund zu erhalten und zu einem hohen Alter zu bringen, ohne daß ſie nöthig hätten, ſich an die vielen Regeln der mediciniſchen Lebensordnung zu binden, ſo müßte er ſie das Geheimniß lehren, ſich an alles zu gewöhnen. Die Gewohnheit erlaubt den Menſchen, die ſich unter ihren Schutz begeben, zu leben, wie ſie wollen, und giebt Geſundheit und langes Leben um den wohlfeilſten Preis. Sie geht im Triumphe über die Geſetztafeln der Aerzte hin, und zeiget ihren Anhängern, daß ſie bey einer Lebensart geſund ſeyn können, worinn ſie, nach dem Hippocrates, ſterben müſſen.

Als Krüger die Tyranney der Gewohnheit über die Begriffe und Herzen der Menſchen in Betrachtung gezogen hatte, ward er ſo unwillig, daß er ſchleunig abbrach, und kein Wort mehr von ihr ſagen wollte. (S. das 97ſte Stück des Arztes.) Man muß aber nicht ſo geſchwind böſe werden, zumal wenn man von einer Sache ſolche große Dinge hoffen kann, als von dieſer. Ich werde ſie heut meinen Leſern von einer andern Seite, nämlich als eine Tyranninn in der Arzeneykunſt, zeigen, die mit den Grundſätzen der Aerzte ihren Spott treibt, und Dinge bewerkſtelliget, wovon jene die Unmöglichkeit ſehr gelehrt beweiſen können.

Doch dieſes alles ſey nicht der wohlthätigen Kunſt zum Nachtheile geſprochen! Die Gewohnheit ſelbſt wirkt nach

Digitized by Google

den Grundsätzen der Arzeneykunst, und bestätiget dieselben vielmehr, als daß sie sie zweifelhaft machen sollte. Dieses wird jedermann deutlich werden, der sich von ihr einen richtigen Begriff macht.

Die Gewohnheit ist keine Eigenschaft bloßer Maschinen. Es läßt sich keiner Uhr etwas angewöhnen, sondern nur thierische Maschinen sind dieses Vorzuges fähig. Diese Maschinen werden durch Vorstellungen bewegt; und hierinn liegt das ganze Geheimniß der Gewohnheit. Eine jede Bewegung thierischer Körper wird, insofern sie thierisch ist, von einer Vorstellung in der Seele, und jede solche Vorstellung von einer Bewegung im Körper begleitet. Keine kann, so lange die thierische Natur fortdauret, ohne die andere entstehen; und insofern schreiben die Weltweisen den Vorstellungen der Seele eine bewegende Kraft in ihrem Körper zu, welche um deswillen gar nicht zweifelhaft ist, weil sie uns nicht sagen können, auf welche Art und Weise Vorstellungen und Bewegungen wirken. (S. das 45ste Stück des Arztes.)

Wenn die Vorstellungen der Seele Bewegungen im Körper nach sich ziehen, so läßt sich die Bemühung der Seele, Vorstellungen in sich hervorzubringen, als die Kraft der thierischen Bewegungen betrachten. Die Triebfedern des Körpers stehen mit ihr immer in gleicher Verhältniß, und strengen sich in eben dem Grade an, wie die Bemühungen der Seele an der Schöpfung der Vorstellungen arbeiten. Wird es der Seele leicht, gewisse Vorstellungen hervorzubringen, so bedürfen auch die Triebfedern des Körpers keiner großen Anstrengung. Das Mittel, der Seele die Schöpfung gewisser Vorstellungen leicht zu machen, ist die öftere Wiederholung der Vorstellungen von einerley Art, oder das, was wir die **Uebung** nennen. Dieses beweisen die Seelenlehrer unwidersprechlich. Wenn nun aber die Seele durch die Uebung in den Stand gesetzt wird, ihre Vorstellungen leichter, das ist, mit weniger Anstrengung ihrer Kraft hervorzubringen;

so

so werden auch in solchen Fällen die Triebfedern des Körpers weniger Bemühung anwenden dürfen, um die Bewegungen zu wirken, die diese Vorstellungen im thierischen Körper begleiten. Die Fertigkeit der Seele erleichtert den thierischen Kräften des Körpers ihre Verrichtungen; und eben so setzet die öftere Wiederholung gewisser thierischer Bewegungen die Seele in den Stand, die dazu gehörigen Vorstellungen mit leichterer Mühe hervorzubringen. Wenn man gewisse thierische Handlungen zu einer großen Fertigkeit gebracht, das ist, wenn man die Kräfte, sie hervorzubringen, in einem hohen Grade vermindert hat, so sagt man, daß sie uns zur Gewohnheit geworden sind; und dieses gilt sowol von den Vorstellungen, als Bewegungen der Thiere. Man hat von der Bewegung des Herzens erwiesen, daß sie unmöglich fortdauren könnte, wenn sie durch keine andere, als bloß mechanische Triebfedern, unterhalten würde. Es sind Empfindungen, folglich Vorstellungen der Seele, welche dieses Uhrwerk im Gange erhalten. Allein, durch die unaufhörliche Wiederholung dieser Bewegungen des Herzens, ist der Vorstellungskraft der Seele die Bemühung so leicht gemacht worden, diese gemeinschaftlichen Vorstellungen hervorzubringen, daß sie dieselben selbst nicht einmal mehr unterscheidet, und sie sogar in ihrer größten Ohnmacht, im tiefsten Schlafe, im Augenblicke des Todes, und in der äußersten Schwachheit erzeugen kann. Eben so ist es mit den Bewegungen beym Athemholen, beym Gehen, Reden, Singen, u. s. w. Die Vorstellungen, welche zu allen diesen Bewegungen erfordert werden, bemühen die Seele so wenig, daß sie es selbst nicht bemerkt, wenn sie an ihrer Schöpfung arbeitet. Auf gleiche Weise bewegen angewöhnte Vorstellungen den Körper ohne alle Gewalt, und, dem Anscheine nach, fast durch nichts. Wer sich anfangs mit großer Mühe darauf gelegt hat, gewisse Bewegungen hervorzubringen, der verrichtet sie zuletzt ohne alle Arbeit. Die öftere Wie-

Digitized by Google

derholung von einerley Bewegungen vermindert die dazu nöthige Kraft so sehr, daß man durch die Uebung Arbeiten bewerkstelligen kann, die uns im Anfange unerträglich waren

Die Fertigkeit der thierischen Handlungen ist also eine eigene Vollkommenheit der Thiere, wodurch sie dieselben mit weniger Anstrengung der Kräfte, oder mit weniger Bemühung, als ihnen sonst dazu nöthig seyn würde, hervorbringen. Nun richtet sich aber die ganze Oekonomie der thierischen Natur nach der Anstrengung ihrer Kräfte. Wer funfzig Pfund hebet oder träget, der greift seine Muskeln stärker an, er erreget sein Blut heftiger, athmet geschwinder und tiefer, und ermattet sich mehr, als wer nur zehn Pfund beweget. Ein Mensch aber, welcher, um 50 Pfund zu bewegen, nicht mehr Bemühung anwenden darf, als wer 10 Pfund beweget, wird auch von dieser Bewegung nicht mehr ermattet werden, als wenn er ohne diese Bedingung nur 10 Pfund hübe. Eine Vorstellung, die wegen ihrer Heftigkeit das ganze Gemüth beläftiget und ermattet, wird, wenn sie mit eben so wenig Bemühung hervorgebracht wird, als eine andere, wobey die ganze übrige Seele schlafen kann, die Gemüthskräfte auch eben so wenig angreifen. Hieraus folget der allgemeine Grundsaß, daß die zur Fertigkeit gebrachten thierischen Handlungen nicht nur weniger Kräfte erfordern, als andere, sondern daß sie auch in der Oekonomie der Natur um so viel schwächere Wirkungen äußern, je kleiner der Grad der Kraft ist, welcher durch die Fertigkeit und Gewohnheit nur dazu erfordert wird. Das heißt: durch die Gewohnheit kann man es dahin bringen, daß sich viele Dinge, die andere nicht ohne große Beschwerlichkeit verrichten und ausstehen, ohne alle Schwierigkeit thun und leiden lassen; und daß diejenigen Handlungen, welche bey andern große Wirkungen in der Oekonomie der Natur leisten, bey ihnen kaum merkliche Wirkungen verrichten. Ein Lizenbruder kann eine Last in einer Hand tra-

Digitized by Google

tragen, welche vier Dorfjunkers mit allen ihren Leibeskräften nicht von der Stelle würden bewegen können. Der starke Mann kann Eisen auf seiner Brust schmieden lassen, da eine Dame nicht die Last eines Mopshundes darauf tragen kann, ohne zu ersticken. Hingegen kann eben diese Dame einen Grad der Kälte auf ihrer Brust ohne übele Folgen erdulden, wovon der Lißenbruder die Pleureſie bekommen würde; weil bey ihr dieſer Grad der Kälte durch die Gewohnheit keine größern Wirkungen verurſachet, als ein Zephir, der auf das dicke Bruſttuch des Lißenbruders wehet. Man ſieht beyläufig, daß die Gewohnheit ihre Gewalt nicht weiter, als auf beſondere Arten thieriſcher Handlungen, erſtrecke; und daß zuweilen der ſchwächſte Menſch, in Dingen, die er gewohnt iſt, weit ſtärker ſeyn könne, als der vierſchrötigſte Kerl.

Nunmehr iſt es begreiflich, wie wenig die Beyſpiele von der Gewohnheit die allgemeinen Grundſätze der Arzeneykunſt zweifelhaft machen. Die Aerzte warnen jedermann vor Erkältung der Bruſt, und dräuen dem, der ihnen nicht folgen will, Catarrhen und Entzündungsfieber. Dieſes iſt von demjenigen Grade der Kälte wahr, welcher den Umlauf der Säfte hindert und Stockungen verurſacht. Näher können wir die Bedingung nicht geben. Inzwiſchen tritt ein Frauenzimmer mit offenem Buſen in eine Kälte, worinn zwanzig junge Herren erfroren ſind, und bleibt unbeſchädigt. Sind wir nun wol widerlegt? Nein, keinesweges. Der Grundſatz bleibt wahr, daß eine Kälte die Stockungen der Säfte verurſacht, Catarrhen und Entzündungen mache. Allein, der Grad der Kälte, der dieſes bey Tauſenden thut, thut es bey einer Dame nicht, weil er bey ihr, durch die Hülfe der Gewohnheit, nichts mehr wirket, als was eine laue Luft bey jenen gethan haben würde.

Aus dieſem Grunde konnte ich zu Anfange meines heutigen Blattes ſagen, daß das Mittel, alles ohne Schaden zu vertragen, was die Aerzte für gefährlich halten,

Digitized by Google

das sey, sich an alles zu gewöhnen. Ich will, um dieses besser auszuführen, die hauptsächlichsten Dinge durchgehen, an die man sich gewöhnen kann, um zugleich einige nöthige Anmerkungen beyzubringen, die denen nützlich seyn werden, welche diesen bequemen Weg erwählen wollen, um wider alle Regeln der Kunst gesund zu bleiben und alt zu werden.

Es sind hierbey einige allgemeine Regeln voran zu senden. Obgleich schon Celsus gesagt hat, man müsse sich an alles gewöhnen, um nicht von jedem kleinen Zufalle über den Haufen geworfen zu werden; so räth er doch eine gute Wahl in den Dingen, die man sich angewöhnen will. Die Gärten, das Feld, die Stadt, die Schiffahrt, die Jagd, alles preiset er an, aber doch, sagt er, die Bewegung mehr, als die Ruhe. Es giebt also Dinge, an die man sich nicht gewöhnen muß, weil es dem Leben und der Gesundheit zuträglicher ist, daß wir sie nicht zur Fertigkeit bringen. Weil die Gewohnheit die Wirkungen gewisser Handlungen vertilget, so kann sie auch solche Wirkungen vernichten, welche der Gesundheit vortheilhaft sind. Die müßige Ruhe schwächet die Lebenskräfte. Die Gewohnheit der Ruhe kann nichts mehr wirken, als daß bey einem solchen Müssiggänger die Lebenskräfte in gleicher Zeit nicht in solchem Grade abnehmen, als bey einem Arbeitsamen, wenn er einer ungewohnten Ruhe genießet. Gleichwol aber nehmen sie doch ab, oder sie bleiben wenigstens in einem Zustande, welcher sie unvermögend macht, tausend andern Zufällen des Lebens zu widerstehen, wozu größere Kräfte erfordert werden, welche man nur durch die Leibesübung erhalten kann. Eben so ist es in unzähligen andern Fällen. Haben wir uns gleich an hundert Dinge gewöhnt, so bleiben viele tausend übrig, deren wir nicht gewohnt sind, und die wir, um der Gewohnheit der ersten willen, ohne desto größere Gefahr nicht vertragen können. Wer sich gewöhnt hat, harte Speisen leicht zu verdauen, bekommt das Fieber, wenn er lauter Kalbfleisch und Suppen genießen muß.

Es

Es wäre ihm also dienlicher gewesen, sich nicht bloß an harte Speisen zu gewöhnen. Wohl! wird man sagen, man gewöhne sich also an alle entgegengesetzte Dinge, an Frost und Hitze, an schwere und leichte Speisen, u. s. w. Allein, man muß wissen, daß dieses nicht immer möglich sey; und desto mehr Gefahr ist dabey, sich nur an einige Dinge zu gewöhnen. Man muß also in der Wahl dessen, woran man sich gewöhnen will, vorsichtig seyn, und dabey immer den ganzen Zustand des Körpers und alle Verhältnisse, worinn man ist, und in die man etwa kommen könnte, in Erwägung ziehen. Noch mehr; die Gewohnheit erstreckt sich nur auf die thierische Natur, aber es gehören nicht alle Theile des Mechanismus des menschlichen Körpers zu dieser Natur, ob sie gleich zur Gesundheit und zum Leben erfordert werden. Daher giebt es Umstände im menschlichen Leben, die keine Macht der Gewohnheit zwingen kann, weil sie nicht in ihr Gebiet gehören. Ein stockendes Blut geht in Fäulniß, und keine Gewohnheit kann dieses hindern, weil es eine bloß physikalische, aber keine thierische Wirkung ist. Man muß sich also vor solchen Gewohnheiten hüten, deren Folgen sich bis in die physische Natur unsers Körpers ausdehnen, wo sie nicht mehr in ihrer Gewalt stehen. Wegen der großen Verwickelung der thierischen mit den mechanischen und physischen Veränderungen bey Thieren, sind zwar die Fälle sehr selten, wo sich so etwas zutragen könnte. Inzwischen beweiset doch schon ihre Möglichkeit, daß derjenige unüberlegt handeln würde, welcher glaubte, er müsse sich an alles gewöhnen können, oder wer so schwach wäre, sich durch eingeführte Sprüchwörter überreden zu lassen, es gebe keine Sache in der Natur, an die man sich ganz und gar nicht sollte gewöhnen können; man müsse sich an alles gewöhnen können, woran sich ein anderer gewöhnt hat; man müsse sich an alles gewöhnen, woran man sich gewöhnen könne; man könne sich ohne Gefahr an alle Gifte und Arzeneyen gewöhnen; man müsse sich an das gewöhnen, was

die Natur am wenigsten vertragen wolle; man könne durch die Gewohnheit die ganze Natur verändern und umkehren, u. s. w. Alle diese viel zu allgemeinen Machtsprüche sind eben so falsch, als wenn es heißt, man müsse sich an nichts gewöhnen; die Gewohnheit lehre uns nichts vertragen, als was die Natur ohnedem vertragen könne; man könne sich von nichts abgewöhnen, was uns einmal natürlich ist, oder man müsse sich nur das abgewöhnen, was uns beschwerlich falle.

Es ist aber noch besonders anzumerken, daß keine Gewohnheit schnell, sondern nur durch langweilige Uebung erhalten werde. Daher muß man sich nicht zu früh auf sie verlassen, und sich Gefahren aussetzen, die man noch nicht vertragen kann. Diese Unbehutsamkeit kostet vielen Menschen das Leben. Wenn ihnen einige Unordnungen oder Ausschweifungen in der Lebensart einigemal gelungen sind, so werden sie kühn, und wagen sie einmal zur unglücklichen Stunde, weil sie schon gewohnt zu seyn glauben.

Die sichersten Gewohnheiten sind die, die wir nicht uns selbst, sondern die uns schon diejenigen beygebracht haben, die uns in unserer zartesten Kindheit erzogen. Schon Erwachsenen gelingt diese Fertigkeit schwerer, und Alten gar selten. In Krankheiten und bey schwacher Leibesbeschaffenheit, ist es nie zu rathen, sich auf neue Gewohnheiten zu üben, oder auch alte abzuschaffen, sie mögen nun an sich gut oder schädlich seyn. Paul Jovius sagt von dem Arzte des Papsts Clemens VII. Namens Curtius, er sey an dem Tode desselben für schuldig gehalten worden, weil er diesen zwar starken, aber schon alten Mann zu einer bessern Lebensart beredet, als er bis dahin zu führen gewohnt gewesen. Eben dieses urtheilet Onuphrius Panvinius von dem Arzte des podagrischen Papstes, Julius III. obgleich andere meynen, der Papst habe sich das Fieber, woran er gestorben, dadurch zugezogen, daß er, aus Staatsursachen, eine Krankheit vorgegeben, und sich, zum Scheine, leichterer

Spei-

Digitized by Google

Speiſen bedienet, als er gewohnt war. Galenus verbietet es ſchlechterdings, in Krankheiten, ſo gar auch wider üble Angewohnheiten das Geringſte zu unternehmen. Er erzählt hiervon ein beweiſendes Beyſpiel. Ein gewiſſer Ariſtoteles von Mytylene hatte nie kaltes Waſſer getrunken, wurde aber mit einer Krankheit befallen, worinn ihm der Gebrauch des kalten Waſſers für nöthig gehalten wurde. Der Kranke ſagte vorher, daß es ihm Krämpfe verurſachen würde, und beruſte ſich auf ein anderes ihm bekanntes Beyſpiel: nichts deſtoweniger ſuchte er, ſich zum Beſten, ſeine Gewohnheit zu überwinden. Er trank das Waſſer und ſtarb. So nöthig iſt es, daß ſich die Aerzte ſelbſt nach den Gewohnheiten ihrer Kranken richten, und hierauf gründet ſich die Maxime der Leute, daß ſie ſagen, ſie wollen keinen Arzt haben, der ihre Natur nicht kenne. Dieſe Natur ſind ihre Gewohnheiten, und um dieſe den Aerzten bekannt zu machen, halten ſich große Herren Leibärzte, die beſtändig um ſie ſind, und ſie beobachten. Hatte alſo Celſus nicht Recht, wenn er einem Kranken keinen Arzt für dienlicher hielt, als der zugleich ſein guter Freund wäre?

Nun genug von allgemeinen Regeln! Itzt wollen wir die gewöhnlichſten und vornehmſten Dinge betrachten, worüber die Gewohnheit Meiſterin werden kann, und man wird erſtaunen, wie viel ſie vermöge, wenn ſie es darauf anfängt, alle mediciniſche Geſetze zu übertreten.

Jedermann kennt die Gefahren, welche ſich diejenigen prophezeihen müſſen, die in einer übeln Luft leben. Dennoch aber kann es die Gewohnheit dahin bringen, daß man ſie vertragen lernt. Sanctorius erzählt, daß einer, der 20 Jahr in einem übeln Gefängniße gelebt, kränklich geworden, ſo bald er in Freyheit gekommen, und daß er, auch ſo gar unerachtet der Hülfe guter Arzeneyen, nicht wieder recht geſund werden können; als bis er endlich, bey gegebener Gelegenheit, wieder in eben daſſelbe Gefängniß geſetzt worden. Der bekannte Morcroß mußte,

als er aus seinem langwierigen Gefängniße entwischen wollte, um sich erst an die freye und reine Luft zu gewöhnen, eine Fensterscheibe eröfnen; und ich habe ein Frauenzimmer gekannt, welche so viele Jahre in ihrem Zimmer geblieben war, daß sie auch in der besten Jahrszeit kein Fenster öfnen durfte, weil sie die freye Luft ohnmächtig machte. Die Familien, die in einigen Salzbergwerken unter der Erde beständig wohnen, leben in dieser Luft so gesund, als sie es wünschen können. Es gibt Leute, welche an die trockne, andere, welche an die feuchte Luft so gewöhnt sind, daß sie keine andere vertragen können. Vögel die lange in verschlossenen Zimmern gesessen haben, werden krank und sterben, so bald sie in die freye Luft kommen. Wie viele Reisende werden nicht krank, wenn sie ihr Vaterland verlassen, und fremde Luft athmen? Wie fielen nicht die unglücklichen Völker dahin, welche die Kreuzzüge mitmachten; als sie in die entlegenen Länder kamen? dergleichen Beobachtungen bewogen den **Paul Zacchias**, den Kranken zu rathen, daß sie die Luft ihres Vaterlandes, die sie gewohnt wären, suchen sollten, wenn auch gleich diese Luft sehr schlecht, hingegen die, worinn sie sich wirklich befänden, sehr gut wäre. Die Gewohnheit macht die Jäger vermögend, daß sie, wie **Cicero** sagt, des Nachts im Schnee aushalten, und sich des Tags über auf den Bergen von der Sonne braten lassen können. Die Soldaten beweisen eben dieses. **Vegetius** bemerkt, daß die erfahrensten Feldherrn die Infanterie in Schnee und Regen geübt haben, wodurch sie in den Lägern gesund geblieben und im Streite stark und dauerhaft gemacht worden wären. Ich kann noch die Postbothen zu Zeugen nehmen, welche bey Tage und Nacht in den entsetzlichsten Witterungen reisen; ja die Arbeitsleute, die Bauren und die Landstreicher beweisen täglich durch ihre Beyspiele, daß alle Macht böser Witterungen an ihnen zu Schande werde. Bey diesem Wunder sind aber einige Umstände zu überlegen. Die meisten dieser Leute sind von

star-

Digitized by Google

ſtarken Aeltern erzeugt, und von ihrer Kindheit an, den Witterungen Preis gegeben worden. Man zählet diejenigen nicht, die in den Lehrjahren der Gewohnheit umkommen, und ſelbſt die, welche ſchon Helden geworden ſind, werden oft unverſehends von Krankheiten ergriffen, die ſie ins Grab legen. Wenn alſo Leute durch die Gewohnheit auſſerordentlich ſtark gezogen werden ſollen, ſo muß es auf eine Handvoll derſelben nie ankommen. Die Oſtiackiſchen Tartarn, welche im Lande herum ziehen, und alle Witterungen ausſtehen, würden ohne Zweifel zahlreicher ſeyn, wenn ſie nicht ſo hart erzogen würden. Aber man kann denken, wie viel ihrer darauf gehen, wenn die Weiber, nach Webers Berichte, ihre Kinder auf ihren Reiſen im Stehen gebähren, und ſie, alſobald nach der Geburt, bald unter den Schnee vergraben, bald in den warmen Buſen ſtecken, und ſo mit ihnen immer die Reiſe fortſetzen. Allein die, ſo hernach übrig bleiben, ſind dann auch deſto dauerhafter. Ein Tartarkind, das die Probe ausſteht, wenn es nach der Geburt unter das Eis ins Waſſer getaucht wird, und ein Oſtiacke und Ruſſe wird keine Ungelegenheit davon empfinden, wenn er im männlichen Alter aus dem heißen Bade nackend in den Fluß ſpringen ſoll, welcher voll Eis ſchwimmt; ſondern dies iſt ihm vielmehr nur eine angenehme Abkühlung. Alle die ſtarken Leute, die über die Natur triumphiren, haben den Grund zu dieſer Dauerhaftigkeit ſchon in den erſten Jahren ihrer Kindheit gelegt, da Niemanden etwas daran gelegen war, ob ſie lebten oder ſtarben. Durch dieſe harte Erziehung können die Lappländer, die Schweizer und unſere Bauren den Witterungen Troz bieten, daß ſie den Froſt kaum empfinden, und die Strapatzen des Krieges ausſtehen können. Es erhellet demnach hieraus, daß dieſe Leute, für uns keine Beyſpiele zur Nachahmung ſeyn dürfen, die wir viel zärtlichern Urſprunges, und ſchon in der erſten Erziehung verwöhnt ſind.

Die

Die unreinsten Ausdünstungen, welche zärtliche Leute nicht ausstehen können, sind denen, die daran gewöhnt sind, oft eine Erquickung. Vega curirte einen Schiffer, der von den Wohlgerüchen bey einem Feste am Hofe, in eine fast tödtliche Ohnmacht gefallen war, dadurch, daß er ihn ans Ufer des Meeres legen, und mit Schlamme und Schilfe bedecken ließ, wovon er nach vier Stunden wiederhergestellt ward. Salmouth erzählt von einem Henker, daß er durch den Geruch eines Cloacks aus einer gleichen Ohnmacht erweckt worden; und Lemmnius von einem Bauer, der von den Specereygerüchen einer Apothecke ohnmächtig geworden, daß ihn der Geruch des Mistes wiederhergestellt habe. Schon Strabo hat angemerkt, daß die Sabäer, die von den Wohlgerüchen dumm wurden, von angebranntem Harze und Bocksbart wieder zurecht gekommen. Solche Leute gleichen den Karauschen, die im Schlamme, als in ihrem Elemente leben; und dennoch findet man, daß solche starke Leute zuweilen von einem heftigen Gestanke plötzlich des Lebens beraubt werden. (S. das 66ste Stück.)

In dem Sendschreiben eines gewißen Baum in meinem 99sten Stücke, sind verschiedene Beyspiele von den seltsamsten Speisen und Getränken angeführt worden, woran sich Leute gewöhnt haben: allein, man mache sich zugleich den Schluß dieses Schreibens zu Nutze, wenn sich der Nacheifer reget, um solches nachzuthun. Inzwischen ist es gewiß, daß uns auch hierinn die Gewohnheit über die Natur gemeiner Menschen erheben könne. „Speisen und Getränke, die man gewohnt ist, sagte „Hippocrates, werden leicht vertragen, ob sie gleich „von Natur schädlich, ungewohnte aber nicht, ob sie „gleich von Natur gut sind;„ und er schließet hieraus, „daß stets gleiche Arten von Speisen dienlicher sind, als „wenn man sie schnell verändert, gesetzt daß man auch „bessere an ihrer Stelle erwählte.„ Alexander der Große muste in Indien der Armee auch so gar gesunde Speisen ver-

Digitized by Google

verbieten, weil die Leute, aus Ungewohnheit, davon wegſtarben. So gewiß iſt das, was Celſus ſagte, „daß alles, was wider die Gewohnheit ſtreitet, es ſey „Hartes oder Weiches, der Geſundheit ſchädlich ſey.„

Selbſt die Ausſchweifungen im Eſſen und Trinken, können zur Gewohnheit werden. Wenn der ſicilianiſche Tyrann, Dionyſius, in einer Belagerung nicht ſaufen und ſchmauſen konnte, ſo zehrete er ſich ſo lange ab, bis er wieder daran ging. Die Säufer können des Morgens, wenn ſie nüchtern ſind, kaum auf ihren Beinen fortkriechen, aber wenn ſie des Abends betrunken zurückkehren, ſo gehen ſie ſo ſteif einher, als ob ſie recht ausgeſchlafen hätten. Viele von ihnen ſaufen bis an den Augenblick ihres Todes, und erhalten ſich damit: denn in der That wird ihr Ende beſchleuniget, wenn man ihnen den Branntewein mit Gewalt entziehet. Sanctorius rieth einem Grafen in Ungarn den Genuß des allzu ſtarken Weins ab: allein, er ward bey dem Gebrauche leichterer Weine ſo erſchöpft, daß er ſchlechterdings wieder zu ſeinem ſchweren Weine zurückkehren muſte. Solche Gewohnheiten müſſen Niemanden zur Nachfolge reizen, Niemanden leichtſinnig machen; denn die Uebung ſelbſt, wodurch ſie erhalten werden, verdirbt die ganze Natur in ſolchem Grade, daß man die geſuchte Fertigkeit kaum erhalten hat, als man ſchon ſieht, wie nahe man dem frühen Untergange ſey. (S. das 14te Stück.) Wepfer hat einen geſehen, der kochende Butter Löffelweiſe, ohne Schaden verſchlungen; und Pechlin führet an, daß jemand ſich dergeſtalt an das ſtinkende Brunnenwaſſer in Holland gewöhnet, daß er, bey zugeſtoſſener Magenſchwäche, dieſes ihm widerrathene Getränk dennoch, wiewol gekocht und mit Gewürzen vermiſcht, genießen müſſen, wogegen ihm aller Wein ſo zuwider geweſen, daß er ihn auch beym Nachtmale, nur mit Waſſer vermiſcht, genieſſen können. Welcher Menſch wollte aber ſo unſinnig ſeyn, und ſich an kochende Butter, oder an faules Waſſer gewöhnen?

Man

Digitized by Google

Man muß sich an nichts gewöhnen, was man nicht anders, als mit dem Untergange der Gesundheit und mit großer Gefahr des Lebens gewohnt werden kann.

In diese Classe gehören vornemlich auch die Arzeneyen und Gifte, zumal da viele entweder Ruhm oder großen Nutzen darinn suchen, ihrer gewohnt zu seyn. Ich habe schon oft wider die unglückliche Begierde vieler gesunder Leute geeifert, Arzeney zu gebrauchen; und selbst die Gewohnheit, welche man dadurch erhält, ist der Grund, warum man es lassen sollte. Galenus tadelte schon das monatliche zweymalige Purgieren, aus diesem Grunde, weil es eine üble Gewohnheit mache. Celsus warnte, „daß man bey gesunden Tagen sich keiner Arzeneymittel „bedienen sollte.„ Nach dem Gesetze der Gewohnheit wirken die Arzeneyen desto schwächer, je öfter man sich ihrer bedient; und zu welchen Mitteln will dann der Kranke seine Zuflucht nehmen, wenn er sich schon in der Gesundheit daran gewöhnt hat? die Erfahrung beweiset diese schädliche Folge von allen Arten der Arzeneyen und Gifte. Eine oft gebrauchte Purganz thut keine Wirkung mehr. Theophrast hat eine Person gekannt, welche die Nießwurz, zu ganzen Händen voll, gegessen, ohne sich zu erbrechen oder zu purgieren. Der öftere Gebrauch des Queckſilbers macht diese Arzeney in der Luſtseuche unkräftig. Die Leute, welche in Queckſilberbergwerken arbeiten müſſen, bekommen in den ersten Tagen einen starken Speichelfluß; wenn sie aber hernach durch Schläge gezwungen werden, diese gefährliche Arbeit fortzusetzen, so hören sie auf zu saliviren, und kann haben sie diese Gewohnheit erreicht; so sterben sie. Garcias ab Horto versichert, daß ein gewißer Mensch täglich zehn Quentlein und mehr Opium genossen, und von einem Lothe hat Sextus Empiricus ein Beyspiel; der neuern itzt nicht zu gedencken. Libau sagt, daß die Aethiopier Scorpionen, und Mercurialis, daß die Westindianer Kröten essen. Beydes ist auch bey uns nicht unerhört. Zu Padua und zu Rom

sind

sind zwey Kinder gewesen, die Scorpionen gegessen, und ein gewisses Mädgen speisete mit vielem Vergnügen Frösche, Eidechsen, Schlangen, Mäuse und alle Insekten. Ein anderes fraß Eidechsen lebendig und Raupen mit Pfeffer und Eßig. Von Spinnenfressern, die sich mit diesen schleußlichen Insecten fett gemästet, könnte ich leicht ein halbes Dutzent Beyspiele aus den Schriftstellern anführen. Galenus erzählt von einem alten Weibe, daß sie sich nach und nach gewöhnt habe, sich mit Schierling (cicuta) zu sättigen, und Sextus Empiricus versichert, daß man von diesem Gifte 30 Quentlein ohne Schaden genossen. Ein hallischer Student gewöhnte sich vorsetzlich an Arsenick, welches er, mit Speck, vom Kleinen an, speisete; und ob er gleich anfangs davon ein Erbrechen bekam, so konnte er doch zuletzt eine ziemliche Menge desselben vertragen. Man sieht hieraus, wie einer der sich an Arzeneyen unnöthig gewöhnt, sich selbst die Brücken abbricht, welche ihm, im Falle der Noth, dienen könnten, sich über die Abgründe der Krankheiten hinüber zu retten. Man erinnere sich hierbey dessen, was der Ritter Temple von den Arzeneyen sagte. (S. das 102te Stück. S. 786.)

Auch der Gebrauch unserer Glieder, das Gehen, Stehen, Tanzen, Reiten, Athemholen, Schlucken, Reden, Singen, Schwimmen, die Fertigkeit in dem Gebrauche der rechten oder linken Hand, das Schielen der Augen, und tausend andere Bewegungen und Stellungen, beruhen auf der Gewohnheit, und sie ist der Grund aller der Leibesgeschicklichkeiten, die uns bey manchen Menschen in Erstaunen setzen. Tulpius erzählt von einer Frau in England, daß sie mit der Zunge eine Nadel einfädeln, veste Knoten knüpfen und schreiben können. Die Seiltänzer und Luftspringer, und die Leute, die in der Wildniß groß geworden sind, zeigen uns eben solche erstaunliche Dinge. Man kann also leicht schließen, daß auch die Leibesstärke und Dauerhaftigkeit der Gewohnheit zu

Gebote

Digitized by Google

Gebote stehen müsse. Ein starker Anfänger auf den Galeeren erstaunt, wie seine ältern viel schwächlichern Gefährten die Arbeit so lange ausstehen können. Die alten Aerzte wußten den Grund hiervon schon anzugeben. „Ein schwacher Greis, sagt Hippocrates, „kann schwere Arbeiten, die er gewohnt ist, leichter verrichten, als „der stärkste Jüngling, dem sie noch ungewohnt sind;„ und Celsus wußte, „daß Knaben und Greise die Arbeit besser verrichten „können, als jede andere, die sie nicht gewohnt sind.„

Ich habe schon oben gesagt, daß wir uns auch an Vorstellungen gewöhnen können, und hiervon geben besonders die Empfindungen unzählige Beyspiele. Die Augen lernen im Finstern alles aufs deutlichste sehen, wenn sie der Dunkelheit nur erst gewohnt sind, und man verwöhnet sie sehr geschwind, wenn man sie mit Brillen und Ferngläsern zu stärken meint. Die Ohren hören das stärkste Getöse nicht, die Nase lernet den Gestank, die Zunge den eckelhaftesten Geschmack nach und nach vertragen, und die lacedämonischen Jünglinge gewöhnten sich so an die Schläge, daß sie sich todt prügeln liessen, ohne eine Miene zu verzucken. Das Gedächtniß, der Witz, die Vorhersehungen, die Leidenschaften, das Nachdenken, alles kann man sich angewöhnen und fast zur Mechanick machen. Daher sagt Krüger nicht unrecht, daß das Denken selbst nur eine Gewohnheit sey. Moräus hatte schon eben denselben Einfall gehabt, „daß wir das „Leben und die Weisheit selbst nur der Gewohnheit zuzuschreiben „hätten, und daß nicht die Vernunft, sondern nur sie unser Gemüth „dirigire. Epulæ, ceremoniæ, studia, fama, divitiæ, honores, „religio, omnia ex consuetudine.„ Die Studien selbst, die sonst den Gelehrten so schädlich sind, werden durch die Gewohnheit unschädlich. Viele alte Weise, auch Malebranche, Cassini, Newton, Hofmann und Fontenelle sind dabey alt geworden.

Ich muß zum Beschlusse auch noch der natürlichen Ausführungen gedenken, über welche die Gewohnheit gar sehr herrschet. Es haben viele Leute von Natur blutigen Durchlauf und Blutbrechen, welches ihnen nicht vertrieben werden darf. Volusius, dessen Plinius erwähnet, wurde über 90 Jahr alt, ohnerachtet er alle Jahr eine Menge Blut ausgebrochen. Zacutus Lusitanus erzählt, daß eine gewisse Frau siebenmal ein Fontanell zugehen lassen, und siebenmal davon die Pleuresie bekommen, bis sie es endlich behalten. Man hat ein Beyspiel von einer gesunden Person, welche nur alle fünf Wochen einmal offenen Leib gehabt hat. Viele haben besondere Schweiße, und andere schwitzen niemals von Natur. Wenn man an solchen Gewohnheiten, sie mögen schädlich oder nützlich scheinen, etwas verändern will, so setzt man die Leute in große Gefahr und erreicht nie einen guten Entzweck. O! wie viel nützliche Lehren enthält diese einzige Abhandlung für meine Leser und Amtsbrüder. Ich würde sie in so viel Bogen nicht erschöpfen können, als ich ihr dieses mal Seiten gewiedmet habe.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und funfzehntes Stück.

von Haller.

Verſchieden überall, und doch an ſeinem Ort.

Mein Herr,

Da Sie uns in Ihrem 47ſten Blatte gezeiget haben, wie man erfrorne Perſonen wieder zum Leben bringen kann, ſo wird es gewiß Ihrem Plane nicht entgegen ſeyn, wenn ich eine kurze Beſchreibung einſende, wie man auch den ertrunkenen Perſonen das Leben wieder geben könne. Solche Leute ſterben an der Erſtickung, wie die Gehenkten; denn man findet bey ihnen mehrentheils, weder in der Bruſt, noch im Magen, Waſſer. Weil ſie aber ordentlicher Weiſe mit einem Schrecke unter das Waſſer fahren, wobey man die Luft ſehr tief in die Lunge ziehet, unter dem Waſſer aber augenblicklich ein heftiger Krampf die Luftröhre verſchließet, und der Luft den Ausgang verſaget; ſo findet man mehrentheils, daß die aus dem Waſſer gezogenen Ertrunkenen eine ſehr ausgeſpannte Bruſt und einen hoch hervorſtehenden Unterleib haben. Sobald aber der Luft aus der Lunge der Ausgang geſtattet wird, ſinken dieſe Theile wieder zuſammen; und da dieſes die Urſache geweſen, warum das Herz und der Kreislauf des Blutes zum Stillſtande gelangen mußte, ſo befindet ſich der Ertrunkene, ſobald er nur von dieſer verſchloſſenen Luft befreyet worden, wieder im Stande, Athem zu holen und zu leben, wenn ihm nur ein Reiz beygebracht wird, welcher die Lebensbewegungen wieder in Gang bringet. Wenn man nach Maaßgebung dieſer Regeln mit den Ertrunkenen verführe,

so würden fast alle, die nach einigen Stunden wiedergefunden werden, und einige noch am andern Tage, gerettet werden können; weil der Beobachtungen nicht wenige sind, daß man Ertrunkene nach einem Tage und darüber zum Leben wiedergebracht hat, ohne daß man nöthig hätte sich mit einigen zweifelhaften Beobachtungen von einer viel längern Zeit zu behelfen. Dergleichen hat **Lancelott, Pechlin, Alexander Benedictus, Zacchias**, und andere.

Die wesentliche Cur der Ertrunkenen besteht darinn, daß man sie von der in der Brust verschlossenen Luft befreye, und daß man alsdann die Lebensbewegungen wieder herstelle.

Zur Erhaltung der ersten Absicht dienen mancherley Versuche. Man leget sie auf den Rücken, mit dem Kopfe etwas abhängig, und drücket den Unterleib durch Reiben mit warmen Tüchern, oder mit öligten Händen, hinaufwärts nach der Brust. Man reizet die Kehle mit einer öligten Feder, oder auf andere Weise, um etwan ein Erbrechen zu erregen, wobey sich die Luftröhre wieder öffnen würde. Wenn aber diese Versuche fruchtlos scheinen, ob sie gleich zuweilen wol erst nach einer Stunde unabläßiger Arbeit ihre Wirkung thun, so ist das Beste, daß man, um keine Zeit zu verlieren, nur alsobald zur Eröffnung der Luftröhre schreite, von welcher Operation nunmehr bekannt genug ist, daß sie nicht die geringste Gefahr habe. Die Methode des Leidenschen Professors, Herrn **Deckers**, ist hierbey die kürzeste. Man stößt einen Trocart mit seiner Röhre in die Luftröhre, und ziehet dann die Pfrieme wieder heraus, indem man die Röhre in der Wunde l.a.t. Die Luft fährt zischend aus der Brust heraus, und wenn man durch dieselbe hernach die Lunge einigemal aufbläset und wieder zusammenfallen läßt, so fängt bey denen, die noch zu retten sind, das Herz wieder an zu schlagen, und das Athemholen erneuert sich mit einem Seufzer. **Detharding** und **Heister** wollen, daß man diese Operation vor allen andern

Ver-

Verſuchen zuerſt unternehme; ſobald ſie aber nur das geringſte Kennzeichen des Lebens hervorgebracht hat, ſo iſt es nöthig, daß man auch andere Mittel zu Hülfe nehme, um die Lebensbewegungen wieder herzuſtellen.

Das warme Reiben mit Tüchern und geiſtreichen Arzeneyen, beſonders am Rückgrate herunter; das Einwickeln in trockene Tücher, und warme Betten, welches die Schweden für ſehr nothwendig halten; warme Tücher, oder umwickelte heiße Flaſchen unter den Füßen, zwiſchen den Schenkeln, an den Hüften, unter den Achſeln, doch wenn es im Winter iſt; eine nur langſame und allmählige Erwärmung des Leibes; Niesmittel in die Naſe; Brechmittel, ſobald der Kranke ſchlucken kann; oder Reizungen des Schlundes und des Kopfs der Luftröhre; ein mäßiges Rütteln des Leibes, Herzſtärkungen, Chamillenthee, womit Foreſtus, Ranchini und Nymmann ſo viel Ertrunkene wieder zurecht gebracht haben, und ſtärkende und erwärmende Clyſtiere, ſind die gewöhnlichſten und nie geringe zu achtenden Mittel, wodurch man dieſes bewerkſtelliget.

Im 14ten Bande der Hiſtorie aller Reiſebeſchreibungen wird erzählt, daß die Wilden in Amerika ihre Ertrunkenen dadurch wieder herſtellen, daß ſie ihnen Tabacksrauch von unten in die Gedärme blaſen. Auf dieſes Mittel kann man, nächſt der Eröffnung der Luftröhre, die meiſte Hoffnung ſetzen. Der Pariſiſche Wundarzt, Thomas, ſahe zu Paßy einſtmals eine ertrunkene Frau, mit deren Wiederherſtellung man ſich beſchäftigte. Man wollte ſie, nach dem alten Vorurtheile, daß ſie viel Waſſer bey ſich hätte, bey den Füßen aufhenken, als eben ein Soldat, welcher Taback rauchte, vorbey gieng, und ſie alſobald wieder herzuſtellen verſprach. Man ſteckte ihr die Röhre der Pfeife, als eine Clyſtierröhre bey, und blies ihr den Rauch aus dem Pfeifenkopfe in den Leib. Bey dem fünftenmale, da ihr ein Mund voll Rauch

eingeblasen wurde, entstand ein Murmeln in ihrem Leibe, sie gab hierauf durch den Mund Wasser von sich, und erholte sich in wenig Augenblicken. Ob nun gleich diese Frau nicht lange im Wasser gelegen, sondern bald vermisset und wieder herausgezogen worden; und ob auch gleich Herr Joly von den Tabacksrauchclystieren keine besondern Wirkungen erlebt zu haben versichert, so macht doch die eingeführte Gewohnheit bey den Wilden, das itzt erzählte Beyspiel und die natürliche Wirkung dieses Mittels, den Nutzen desselben auch bey andern Ertrunkenen sehr preiswürdig; und ich glaube, daß man auf dieses und die Eröffnung der Luftröhre sicherer trauen könne, als auf alle übrige, einzeln betrachtet. Der starke Reiz der Gedärme vom Tabacksrauche, das darauf folgende Zusammenziehen und die stärkere Bewegung derselben, welche sich auf die Muskeln des Unterleibes, auf den Magen und auf das Zwerchfell fortpflanzet, und solchergestalt zu einer neuen Triebfeder des Athemholens wird, muß, allem Ansehen nach, nachdem die Brust wieder offen ist, ungemein viel zur Herstellung des Athemholens beytragen; und da bey diesem Versuche gar keine Gefahr oder Ungelegenheit ist, so wäre es gewiß leichtsinnig, ihn zu verabsäumen.

Es ist bekannt, daß jährlich bey uns nicht wenige Menschen im Wasser umkommen. Man eilet freylich, um sie wieder zu finden. Allein, wofern man sie nicht noch mit merklichen Kennzeichen des Lebens wieder herausziehet, so bekümmert sich gemeiniglich niemand weiter um ihre Herstellung. Wenn solche Personen nicht länger als 48 Stunden im Wasser gelegen haben, so ist es ganz unverantwortlich, sie ohne alle Versuche liegen zu lassen und zu begraben; denn es ist aus gewissen Beyspielen erweislich, daß solche Leute wieder hergestellt werden können. Die Wahrscheinlichkeit geht aber noch weiter; und ein Ertrunkener, der noch keine Spuren der angegangenen Verwesung zeiget, kann schon einen ziemlich scharfsichtigen Physicum, der ihn besichtiget, in große Verlegenheit

setzen,

Digitized by Google

ſetzen, wenn er entſcheidend ſagen ſoll, ob gar keine Hoffnung mehr möglich ſey, ihn wieder herzuſtellen? Gemeiniglich bekümmern wir uns zu ſehr um die Lebendigen, und zu wenig um die Todten. Ich bin ꝛc.

E. R. Retter.

* * *

Mein Herr Arzt,

Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Sie bisher nicht ſorgfältig genug geweſen ſind, die Lehren der Arzeneykunſt zum allgemeinen Beſten des Landes zu kehren. Dieſes wird aus dem Inhalte des gegenwärtigen Sendſchreibens erhellen, welches dieſem Mangel Ihrer Blätter, wiewol nur in einer einzigen Sache abhelfen kann. Allein, dieſe Sache iſt auch von ſo großer Wichtigkeit, daß ich nicht zweifle, es werde mir jedermann für dieſe Entdeckung unendlich verbunden ſeyn.

Sie haben uns in Ihrem 26ſten Blatte etwas von den verſchiedenen Temperamenten der Menſchen geſagt: allein, dieſe Materie iſt daſelbſt gar nicht practiſch abgehandelt worden. Sie werden wiſſen, daß ein jedes Temperament der Menſchen ſeine eigenen Gaben, Gemüthseigenſchaften, Neigungen und Leidenſchaften beſitze, wodurch es in der Welt zu dieſen oder jenen Verrichtungen fähig und geſchickt wird, zu welchen ſich ein andres Temperament gar nicht ſchicken würde. Was für einen Dienſt hätten Sie nicht dem Publico leiſten können, wenn Sie daſſelbe angewieſen hätten, wie es die öffentlichen Stellen und Aemter an Leute von ſolchen Temperamenten austheilen müſſe, die ſich zu dieſen Aemtern am beſten ſchicken! Das Publicum iſt bisher hierinn noch ſehr unwiſſend geweſen; und daher kommt es, daß die meiſten Stellen ſo ſchlecht beſetzt werden. Hier ſehen Sie einen mit dem Regimentsſtabe in der Hand, den doch ſein Temperament zu ſonſt nichts beſtimmt hat,

als den Nürnberger Tand abzuspielen; dort commandirt ein Befehlshaber einen Haufen Kriegsvölker, den seine natürliche Neigung nur mit der Gabe bereichert hat, Bauren zu quälen. Wir finden Leute, die von Natur zu nichts geschickt sind, als zur See zu fahren, und die doch ihr Amt zwingt, die morgenländischen Sprachen zu lehren; Leute, die beym Lombretische zu leben und zu sterben wünschen, und die hingehen und das Volck lehren müssen, wie es die Zeit auskaufen soll, um für die Seele zu sorgen; Wundärzte, die von Natur kein Blut sehen können; mit einem Worte, wir finden das, was wir alle Tage sehen. Die allgemeinen Tadler wissen hiervon genug zu sagen, und wenn man ihnen glauben wollte, so würde bey der Vergebung der Aemter alles nach Eigennutz, Gewinnsucht, und andern unlautern Absichten veranstaltet. Allein, ich bin nicht der Mann, der den Mäcenaten, Patronen und Beförderern der übrigen Menschen arge Herzen zutrauen sollte; Unwissenheit aber traue ich ihnen zu. Sie verstehen die Temperamente nicht; sie wissen nicht, was die Aemter, die sie zu vergeben haben, für Temperamente erfordern, und zu was für Aemtern ein jedes Temperament geschickt sey? Dieses sollten Sie das Publicum lehren. Da Sie es aber nicht gethan haben, so will ich es thun.

Ich habe neulich von dem berühmten deutschen Arzte, **Friedrich Hoffmann**, einen kleinen Aufsatz gelesen, worinn er von den natürlichen Neigungen, Passionen, u. s. w. der menschlichen Gemüther, und ihrem Ursprunge, gründlichen Unterricht ertheilet. In diesem Aufsatze habe ich, zu meinem großen Vergnügen, diesen so lange gesuchten Unterricht für das Publicum gefunden. Ich halte mich in meinem Gewissen für verbunden, ihn mitzutheilen, und ich will nichts hinzusetzen, weil ich meiner eignen Einsicht in dieser Sache nicht traue. Nie habe ich etwas gelesen, das einer reifen Ueberlegung würdiger wäre; und ich ermahne alle die Leute vom Stande, die Aemter zu vergeben haben, daß sie künftig ihre

Wahl

Wahl nach den Grundsätzen dieses großen Mannes einrichten mögen.

„Ueberdieses,„ sagt er, „hat auch diese schöne Lehre von „den Temperamenten, natürlichen Eigenschaften und Inclina„tionen der Menschen, einen großen Nutzen in der Polizey „und Republik, bevorab, wenn große Herren die Gemü„ther der Diener und Untergebenen recht kennen lernen, damit „sie in Bestellung der vacanten Aemter sich darnach richten „können.„

Ehe ich die Aemter selbst anführe, wozu der gelehrte Mann ein jedes Temperament für tüchtig hält, ist es nöthig, daß ich zuvor, mit seinen eignen Worten, den Character eines jeden Temperamentes beschreibe, damit es den großen Herren desto leichter werde, ihre Diener kennen zu lernen.

„Die, so man gemeiniglich Sanguineos nennet, haben ein „flüßiges und temperirtes Geblüt und Säfte. Sie sind in „ihren Verrichtungen und Handlungen munter und hurtig, „machen sich nicht leicht über Etwas Schwierigkeit, Sorge „und Kummer, sind vergnüget, lustig und scherzhaft, lieben „die Gesellschaft, sonderlich ihres gleichen, mögen gerne was „Gutes essen und trinken, sparen deshalb kein Geld, halten „sich propre in Kleidung, sind dem Frauenzimmer sehr ge„neigt, und bey ihnen angenehm, können sich fast in alle „humeure schicken, werden nicht leicht zornig, fahren wol „geschwinde auf, aber lassen sich bald wieder befriedigen. „Unter denen drey Hauptlastern sind sie sonderlich zur Wollust „geneigt, fliehen gar sehr mühsame Arbeit, Krankheit und „den Tod. Uebrigens haben sie ein gut Gedächtniß, fassen „leichte was, sind beredt und angenehm im Umgange.„

„Die Sanguinei schicken sich bey großen Herrn an Höfen „zu Hof- und Cammer-Junkern, Exercitien-Meistern, Ober-

Digitized by Google

„schenken, Küchen- und Ceremonien-Meistern und Favoriten, „allwo sie ihr Glück machen. Man muß dieselben aber „nicht in die Kammer setzen, wo viel mit Einnahme und Rech„nung zu thun, wozu sich mehr schicken, die eines melancho„lischen Temperaments sind: dann diese sind sonderlich ca„pable zur Oekonomie, Geld zu erwerben, commercia in „Stand zu bringen, und sich dadurch bey großen Herren beliebt „zu machen. Die gelehrten Sanguinei geben, wegen ihres „guten Gedächtnißes, Professores der Sprachen, Eloquenz, „Historie und Alterthümer ab, bekommen, wegen ihres gu„ten Vortrages, leicht applausum, und wenn sie dabey „Ambition haben, loben sie sich gerne selber, und prahlen „mit ihren Wissenschaften, Memorie und Gedächtniß.„

Diese Leute von Ambition haben an dem cholerischen Temperamente ihren Antheil, welches also beschrieben wird.

„Solche Personen, die man insgemein Cholericos nennet, „sind in ihren Handlungen sehr activ und hurtig, begreiffen „ein Ding gar bald, und können es bald wieder hervorbrin„gen. Sonst aber sind sie zur Uebereilung, Ungeduld, Eifer, „Hochmuth und Ehrgeitz sehr geneigt, auch zur Rachgier ge„gen diejenige, so sie verachten und nicht genugsam ehren, „streben nach hohen Dingen und Aemtern, fürchten nichts „mehr als Sklaverey und Schande, lieben diejenigen, so „sie loben und ehren, machen gerne, wenn sie es haben, äus„serlich einen großen Staat.„

„Diese Sanguinei ambitiosi schicken sich zum ersten, an„dere zu beschützen, und sie, wenn Wollust und genereuse „Freygebigkeit bey ihnen ist, zum Guten aufzumuntern. „Es werden daraus gute Officiers, Generals, Gouverneurs „und Abgesandten, des Herrn Respect zu observiren.„

„Bey den Melancholicis ist das Geblüt nebst den Säften „etwas dick, und mit vielen groben terrestrischen Theilen an„ge-

„gefüllt, daß sie durch die Canäle und Meatus des Hirnhäut-
„leins sich langsam und mit einiger Schwierigkeit bewegen und
„circuliren. Solche Personen sind in ihren Verrichtungen
„und Handlungen sehr langsam, und von keiner Resolution,
„besinnen sich sehr lange, sind zweifelhaftig, mißtrauisch,
„furchtsam, und wenn sie worauf kommen, verändern sie sich
„nicht leicht, sondern bleiben bey ihren Sinn und langen
„Gewohnheit, lieben die Einsamkeit, gehen lieber mit ihres
„Gleichen als mit lustigen Personen um, sind keine Liebhaber
„von Frauenzimmer, sind pensiv und machen sich Grillen,
„hängen das Herz sonderlich an das Zeitliche, und sind unter
„denen drey Hauptlastern, wie die Cholerici dem Ehrgeitz,
„also vornemlich dem Geldgeitz ergeben, fürchten sehr die
„Armuth, theure Zeit, machen sich viel Angst und Sorge,
„sonderlich wenn sie was von Zeitlichen verlieren sollen, und
„können gar leicht zur Desperation gebracht werden. Was
„aber die sinnlichen Kräfte betrift, so können sie ein Ding,
„wenn sie es einmal ins Gedächtniß gefaßet, lange behalten,
„und weil sie alles wol überlegen, und zum Meditiren aufgelegt,
„so schicken sie sich zu solchen Actionen, die ein Judicium und
„Nachsinnen erfodern.„

„Man nimmt wahr, daß Sanguineo-Melancholici, wenn
„sich die andern Requisita dabey finden, am besten zu Justitz,
„zu Geheimten Räthen, Hofpredigern, und General-Su-
„perintendenten, Urtheils-Verfassern und Leib-Medicis sich
„schicken. Die gelehrten Melancholici aber sind zur Philo-
„sophie, Algebra und Medicin aufgelegt. Die Melancholico-
„Cholerici sind fleißig, schreiben viel Bücher, refutiren und
„reformiren gern andere, können ihres gleichen nicht wol ver-
„tragen, und wenn sie auf eine Meinung kommen, kann man
„sie nicht davon abbringen, zanken und streiten gerne, und
„vergeben nicht leicht, wenn man ihnen was zuwidergethan.„

„Die Phlegmatici sind am Gemüth und ihren Thun und
„Gewohnheit sehr langsam, faul, nachläßig, arbeiten und

„ſtudieren nicht gern, ſchlafen gern lange, ſind ſonderlich dem „Saufen ergeben, und lieben ſolche Compagnien, gehen lie„ber mit ſchlechten als vornehmen Leuten um, fragen nicht „viel nach Ehre und Schande, haben wohl ein Gedächtnis, „aber kein ſonderliches Ingenium und Judicium; wenn ſie „reich ſind, leben ſie ſehr unordentlich im Sauffen und Un„zucht, depenſiren das Geld und werden arm.„

„Die Phlegmatico-Sanguinei, die zum liederlichen Le„ben, Saufen, Spielen, Unzucht geneigt, und ihren Vor„geſetzten nicht folgen, können nicht beſſer zurechte gebracht „werden, als wenn man ſie unter die Diſciplin der Soldaten „bringet, allwo ſie zur Arbeit und Ordnung angehalten „werden.„

Sehen Sie, mein Herr, ſo ſollten die Aemter in der Welt ohngefähr beſetzt werden, wenn etwas Gutes herauskommen ſoll. Man hätte nicht glauben ſollen, daß die Lehre von den Temperamenten in unſerm Jahrhunderte ſchon ſo aufgeklärt wäre, als ſie es wirklich iſt, und daß ſich ſolche vortrefliche Policeyſachen und republicaniſche Angelegenheiten daraus erörtern lieſſen. Warum haben Sie uns doch dieſes verſchwiegen? Ich bin,

S. Acris.

Antwort.

Was wollen Sie haben? mein Herr; ſind die Aemter nicht gröſtentheils ſo wirklich beſetzt, wie es die Lehre von den Temperamenten erfodert? Unterſuchen Sie es erſt, ſo werden Sie finden, daß der Geheime Rath Hoffmann dieſe Anweiſung nicht aus der Temperamentenlehre erfunden, ſondern vielmehr dieſelbe nur der Erfahrung gemäß eingerichtet hat. Daß aber nicht alle Aemter mit tüchtigen Temperamenten beſetzt ſind, müſſen Sie keiner Abweichung von der Regel, ſon-

Digitized by Google

ſondern dem Schuld geben, daß ſehr viele Aemter gar keinen Gemüthscharacter erfodern. Zu wie vielen ſind nicht Leiber, Statuen und Maſchinen, die nicht einmal künſtlich ſeyn dürfen, ſchon hinlänglich?

* * *

An Herrn W.

Mein Herr,

Ich ſage Ihnen den verbindlichſten Dank für den ſchönen Caviar, womit Sie mich ſo gütig beſchenkt haben. Ich kann Sie verſichern, daß ich ihn für eine der leckerſten Speiſen halte, und daß ich, was dieſen Geſchmack betrifft, ganz Ruſſe bin. O! daß doch Ihre Freunde in Königsberg nicht müde würden, Ihnen dieſe auserleſene Sorte aufzukaufen; und daß doch die Winter öfter kämen, und ſtrenger wären, als dieſer verwichene Winter geweſen iſt. Zwar war der Caviar in dieſem Winter unvergleichlich ſchön; aber zu wenig! zu wenig! kam an. Das iſt meine bittere Klage! Auf künftiges Jahr wollen wir uns beſſer damit verproviantiren; und wenn ich in Ihrer Stelle wäre, ſo würde ich einen großen Handel damit anfangen. Glauben Sie mir, Sie würden großen Abſatz davon haben. Ich und noch viele Liebhaber verſprechen es Ihnen aufs feyerlichſte, Sie ſollen ihn auf mancherley Weiſe abſetzen. Wir wollen ihn geſchenkt nehmen und kaufen; wir wollen zu Ihnen kommen, und ihn bey Ihnen ſpeiſen, und Sie ſollen ihn auch bey uns finden, wenn Sie kommen, uns wieder zu beſuchen. Er ſoll gar bald eine allgemeine Winterſpeiſe bey uns werden; denn da er weit genug herkommt, und nur eine kurze Zeit im Jahre gut zu haben iſt, ſo wird er eben ſo leicht Mode werden, als der Caffee und die Auſtern. Unſere Damen werden zwar beym erſten Anblicke ein wenig Umſtände machen; denn in der That ſchreckt dieſer Anblick im Anfange die Layen ab, die noch

keine

Digitized by Google

keine Kenner ſind. Allein, das hat nichts zu ſagen. Die Auſtern, die wie ein Stück Schleim ausſehen, und auch wirklich ein Schleim ſind, haben den Beyfall leckerer Zungen erhalten können: warum ſollte ihn der Caviar nicht auch erhalten, der nur wie grüne Seife ausſieht und es doch nicht iſt? Ja, glauben Sie mirs, wenn er auch wirklich grüne Seife wäre, wir würden dennoch Geſchmack daran finden, wenn ihn uns nur die Ruſſen unter dem Namen einer köſtlichen Speiſe zuſendeten. Ob der Caviar geſund ſey, oder nicht, darum haben Sie ſich fürerſt noch nicht zu bekümmern. Man muß nur das einzige erſt veſtſetzen, daß er eine Delicateſſe ſey; und dazu müſſen Sie einige junge Kaufmannsſöhne aufſpühren, welche vorgeben, daß ſie in Rußland gereiſet ſind, und daß ſie an allen Tafeln der vornehmſten Herrn in Rußland dieſe grüne Salbe, als eine beſondere Delicateſſe, hätten ſpeiſen ſehen. Sie ſollen bald ſehen, was dieſes für eine erſtaunliche Wirkung thun wird. Kein Menſch wird fragen: ob der Caviar auch geſund ſey? Solche gemeine Bürgerfragen thut man bey einer Herrenſpeiſe nicht mehr. Schaffen Sie uns nur Caviar, der gut ſchmeckt, mehr iſt nicht nöthig.

Es giebt in der That zweyerley Sorten von Caviar, auf deren eine ich Ihr Gaſt eben nicht ſeyn möchte, und dies iſt ein weſentlicher Umſtand, worauf Sie bey dieſem neuen Handel zu ſehen haben. Ich will Ihnen dieſes erklären, ſo gut ichs ſelbſt weiß; und dies ſoll das Verdienſt ſeyn, welches ich bey dieſem neuen Vergnügen haben will. Sie müſſen wiſſen, daß dieſes Verdienſt größer iſt, als das, den Caviar kommen zu laſſen: denn die Empfehlung macht eine ſchöne Sache erſt ſchön. Das Heldengedicht, der Meßias, war ſchon über ein Jahr in allen Buchläden zu kauf, ohne daß es der große Haufe zu leſen würdigte, oder ſeine Schönheiten empfand. So bald aber die Halenſer und Schweizer Bücher heraus gaben, worinn geſchrieben ſtand, daß dieſes Gedicht ſchön wäre; ſo folgte eine Auflage über die andere. So iſt es in den ſchö-

nen

nen Wiſſenſchaften beſchaffen. Der Geſchmack hat eben den Eigenſinn bey einem Gedichte, wie bey einem Gerichte. Wir haben wirklich alle Winter bisher Caviar gehabt: aber Niemand hat darnach gefragt. Er iſt der Meßias in den Bremiſchen Beyträgen. Allein wir Hamburger! wir Hamburger wollen ihn loben: und Sie ſollen es bald erleben, wie er abgehen wird.

Der Caviar, Cavear oder Caviard iſt ein eingemachter Fiſchrogen. Die rußiſchen Seen und Flüße haben einen Ueberfluß an Fiſchen, wovon viele eine ungeheure Menge Eyer in ihren Rogen bey ſich führen. Die leckerſten unter dieſen Fiſchen ſind die Belaja Rybitza, oder Belugen, welche in der Wolga, im Oby, und im Irtiſch unter dem Namen Nelmo gefangen werden, und ordentlich ſo groß wie ein Salm, zuweilen aber auch wol 30, 40 bis 50 engliſche Fuß lang, und beynahe 18 Fuß dick ſind. Sie werden überhaupt für viel beſſer gehalten, als die Störe, denen ſie ziemlich gleich ſehen, außer daß ſie ein weißeres und fetteres Fleiſch haben; weshalb ſie auch eingeſalzen und auswärts verſendet werden. Aus dem Rogen dieſes Fiſches und der Störe wird der meiſte Caviar zubereitet, welcher in alle europäiſche Länder, ſonderlich in die Provinzen an der mittelländiſchen See, verfahren wird. Die Ruſſen nennen ihn Ikary, und die leckern Italiener, welche ihn häufig kommen laſſen, haben ihm den Namen Caviar, oder Cavear, gegeben. Die Waare iſt aus Rußland, und der Name aus Italien; zwey große Argumente, ihn in Hamburg für eine Delicateſſe zu halten! das Recht, den Caviar aus dem Lande zu führen, iſt für 100000 Rubeln verpachtet: und eine ſolche Speiſe ſollten wir ungegeſſen laßen? Wollen wir es denn erſt dahin kommen laſſen, daß die Ausfuhr deſſelben gar verboten wird? Alsdann wird er freylich beſſer ſchmecken; allein er iſt doch ſchon itzt ſo honorable theuer in Hamburg, daß ſich kein rechtſchaffener Mann ſchämen darf, ihn auf die Tafel zu bringen.

Der

Der Caviar vom Nelmo und Stoer ist eigentlich der rechte, den ich meyne. Im schwarzen Meere wird der Rogen des Weißfisches auch eingesalzen. Allein, dies ist kein Caviar, sondern der heißt Boucargue. In der Stadt Kaffa wird, den Juden zu gefallen, der Karpfenrogen eingemacht, und nach Constantinopel geführt. Allein, mit den Juden wollen wir eben nicht Gemeinschaft machen. Ihr Caviar sieht roth, jener aber schwärzlicht, oder ganz dunkelgrün aus, und sie speisen ihn, nach Juden Manier, mit Zwiebeln, Pfeffer, Eßig und Baumöl, da er zur Wärmung des Magens dienen und die schwachen Männer stärken soll. Alle diese Arten des Caviars, und die, von noch andern Fischrogen, verdienen unsere Aufmerksamkeit nicht; aber der ächte verdienet sie desto mehr.

Die Flüsse in Rußland wimmeln von Stören, und es giebt daselbst oft ein einziger solcher Fisch 16 bis 20 Pfund Rogen. Weil dieser unmöglich alle frisch verspeiset werden kann, so sind die Russen auf den Einfall gerathen, ihn einzumachen. Sie schlagen den Störrogen mit steifen Ruthen zu einem Breye oder Gemüse, und dann wird er in kleine Tonnen eingesalzen und versendet. Dieser weiche oder flüßige Caviar ist die erste und beste Sorte. Die andere ist unschmackhafter. Man presset den Rogen zusammen, macht Kuchen daraus und trocknet ihn, damit er sich desto länger halte. Er ist schlechter zu verdauen, als der eingesalzene, welchen man auch, wider die Gewohnheit der Russen, roh genießet, wofern er nicht alle Stärke und Annehmlichkeit verlieren soll.

Es wird uns auch eine Art eingesalzener Caviar zugeführet, welcher so vest zusammengepreßt ist, daß man ihn, wie Käse, in Scheiben schneiden kann. Weit hinweg mit diesem! Man muß ihn erst auswässern, ehe man ihn genießen kann, und doch verliert er entweder nicht genug von seinem überflüßigen Salze und üblem Geschmacke, oder er verliert auch,

Digitized by Google

auch, wenn man ihn zu lange auswässert, fast allen Geschmack. Der feine Caviar ist kein vester Körper, sondern ein flüßiger Brey; und wenn er die Zunge des Kenners reizen soll, so muß er seinen Erhalter, sein Salz, im Geschmacke verleugnen. Man speiset ihn auf folgende Weise:

Es werden dünne Scheiben von weißem Brodte oder Semmel auf Kohlen geröstet, und wohl abgeschabet, daß nichts, was brandicht schmecket, daran bleibe. Diese Brodschnitte werden mit guter Butter überstrichen, und auf dieses Butterbrod wird der Brey des Caviars aufgetragen. Je reichlicher er aufgelegt wird, desto mehr ergetzt er die Zunge. Man drücket so viel frischen Citronensaft darauf, als nöthig ist, damit das Fett des Caviars gerinne, und seine dunkelgrüne Farbe unter einer weißen fettigen Haut verberge. Alsdann wird der feinste Staub von durchgesiebtem Pfeffer darauf gestreuet, und so wird das Butterbrod gegessen. Wenn man frische fette Austern mit Sardellen in eine Masse vermischte, so glaube ich, daß dieser Geschmack mit dem vom Caviar die meiste Aehnlichkeit haben würde.

Es ist an dieser leckern Speise eben nichts ungesundes: doch gehört sie unter die Speisen, die schleimigt sind, und Schleim machen. Allein, man genießet sie nicht zur Sättigung, sondern zum Vergnügen: folglich nur mäßig; und dann ist sie unschuldig. Ihre Fettigkeit würde den Magen schlaff machen, wenn man nicht den Pfeffer hinzuthäte; und der Fäulniß, wozu alle Fischspeisen geneigt sind, ist durch das Einsalzen hinlänglich vorgebeuget worden. Zu desto mehr Sicherheit genießet man den Caviar mit Citronensäure, und was dieses die Säfte sichert, das muß der Magen bezahlen, welcher von dieser mit Säure vermischten Fettigkeit leicht Sodbrennen empfindet.

Der Wein schmeckt bey dieser Speise vortrefflich; und ich würde kein Bedenken tragen, sie für schlechterdings gesund zu er-

erklären, wenn es nicht zuweilen Zeiten gäbe, da der Caviar bey uns sehr rar ist. In solchen Zeiten geht es mir, wie der Königinn Atergatis, die eine so große Liebhaberinn von Fischen war, daß sie ihren Unterthanen verbot, sie zu speisen, weil sie befürchtete, daß sie deren nicht genug möchte bekommen können. Ich kann nämlich den Caviar in den Jahren, da er bey uns selten ist, seiner schädlichen Eigenschaften wegen, Niemanden für gesund halten, als mir selbst: allein, diesem Uebel können Sie abhelfen, mein Herr. Der Caviar wird uns wenigstens eben so dienlich seyn, als die Austern, wenn wir nur erst einen eben so großen Ueberfluß von jenen haben werden, als von diesen. Ich werde sehen, ob Sie ein Patriot sind. Andern Leuten wird es sehr schwer gemacht, ehe sie diesen Ehrentitel erhalten können: Sie sollen ihn für 50 Tönnchen Caviar haben.

Ich bin,

* * *

Druckfehler
im hundert und dreyzehnten Stücke des Arztes.

Druckfehler.	Wie sie zu ändern.
S. 134 Z. 26 nie ein, daß ich	nie ein, ohne zu träumen, daß ꝛc.
— 135 — 5 die kürzere	der kürzere
— 136 — 5 Mourſa	Nourſe
— 139 — 17 hitzige	sitzige
— 140 — 6 Surata	Surate.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und sechszehntes Stück.

von Hagedorn.

Des Wassers Ruhm empor zu bringen.

Die Wassertrinker bilden sich ein, daß sie ein ganz reines Element trinken. Allein, wenn wir den Naturforschern glauben müssen, so ist jeder Wassertropfen eine kleine Welt, worinn alle vier Elemente und alle drey Reiche der Natur vereiniget sind. Woodward, der sich so viel Mühe gegeben, die Wasser in England zu untersuchen, hat keins ohne fremde Beymischung gefunden. Boerhaave nennte das himmlische Wasser, das uns die Wolken herabsenden, weil es mit so mancherley fremden Materien, die es im Niederfallen im Dunstkreise umwickelt, vermischt ist, die Lauge des Dunstkreises; und was ist viel davon zu sagen, da man sogar Theile findet? Man mag ein Wasser noch so oft destilliren und durchseigern, so wird es doch endlich an der Sonne faulen, und durch seine Blasen seinen Schaum, Schlamm und Geschmack seine Unreinigkeit offenbaren.

Man darf nicht glauben, daß ich in übertriebenen Ausdrücken schreibe, wenn ich jeden Wassertropfen eine kleine Welt, eine Versammlung aller vier Elemente, und aller drey Reiche der Natur nenne; denn ich kann diese Wahrheit Stück für Stück beweisen.

Außer dem Wasser selbst, als dem ersten Elemente, enthält jedes Wasser auch mancherley Arten von irdischen Theilen in sich. Wenn man das reine Wasser destillirt, so giebt es eine Erde; und Boyle hat noch dergleichen

Digitized by Google

Erde darinn gefunden, ohnerachtet er es vorher zweyhundertmal destillirt hatte. Man weiß aus Versuchen, daß ein Theelöffel voll Wasser, der in dem reinsten gläsernen Mörser gerieben wird, in wenig Minuten trübe, nach einer halben Stunde aber ganz dick und gleichsam zum vesten Körper werde. Es hat zwar Herr Pott diese Erde im Wasser von dem Reiben des Glases herleiten wollen, weil er gefunden, daß sie in starkem Feuer zu Glase wird. Allein, außerdem, daß dieses Herr Eller aus guten Gründen widerlegt hat, kann man auch die Gegenwart der Erde im Wasser aus andern Versuchen darthun, wobey dieser Einwurf vom Reiben des Glases nicht Statt findet. Man darf nur zerflossenes Weinsteinöl in das Wasser tröpfeln, so werden seine irdischen Theilchen alsobald zum Vorscheine kommen. Woodward saget, man dürfe nur Wasser in einem wohlbedeckten hellen Glase einige Tage still stehen lassen, so werde sich Irdisches genug zeigen. Wenn man auch überdem bedenkt, wie viel irdische Theile das Wasser überall in der Luft und in der Erde findet, die es theils aufhebet und mit sich fortführet, theils auflöset; so kann man keinen Augenblick länger an dem Ueberflusse der irdischen Theilchen in demselben zweifeln. In den alten römischen Wasserleitungen legten sich dicke Rinden von Topfsteinen oder Marmorstaube an, die mit der Zeit ganz vest wurden. Die Baumannshöle ist ein augenscheinlicher Beweis von der großen Menge Erde, die sich im Wasser aufhalten kann; und alle Köchinnen wissen, daß die Küchengefäße vom Wasser mit einer vesten Erdrinde überzogen werden, welche sie Salpeter nennen. Alles Regen-, Fluß- und Quellwasser legt einen Leim, oder einen irdischen Staub an, wenn es lange stehen bleibt.

Zu den irdischen Materien im Wasser rechne ich alles, was zum Mineralreiche gehört; und da findet man in ihm eine Kalkerde, eine selenitische Materie, ja sogar, wie die berühmten Herren Marggraf und Vogel beweisen, wirk-

wirkliches Eisen. Es enthält aber auch verschiedene Arten von Salzen. Im Regen- und Schneewasser bemerkt man eine Säure vom Küchensalze und Salpeter. Schon Plinius hielt das Schneewasser wegen seiner Salze für fruchtbarer als anderes; und man findet hiervon im Hales, und in den Schriften der deutschen Akademie und der londonschen Gesellschaft, bestätigende Beyspiele. Um deswillen schrieb ihm auch Thomas Bartholin besondere Arzeneykräfte zu. Daß die Wäscherinnen das Regen- und Schneewasser schärfer finden und zur Wäsche für tauglicher halten, beweiset ebenfalls die Gegenwart besonderer Salze in demselben; und da der Herr von Meran gefunden hat, daß das Wasser eben so, wie alle Salze, unter einem gewissen unveränderlichen Winkel anschieße, indem sich die Eistheilchen jederzeit unter einem Winkel von 60 Graden formiren, so könnte man beynahe versucht werden, das Wasser überhaupt für eine Art des Salzes zu halten, wenn nur die übrigen Eigenschaften der Salze damit übereinstimmten. In den Brunnenwassern findet man wahres Küchensalz und wahren Salpeter; und es ist etwas Besonderes, daß das Wasser alle diese Salze in sich verschlucken kann, ohne daß es darum einen größern Raum einnehmen sollte. Herr Eller hat dieses durch genaue Versuche unwidersprechlich dargethan, wobey er beobachtet, daß es desto mehr Salze auflöse, je wärmer es ist; daß das kochende Wasser fast eben so viel Salz in sich hineinnehme, als es selbst schwer ist; und daß hingegen das gefrierende Wasser auch die allergeringste Portion des in sich genommenen Salzes wieder fallen lasse.

Aber dieses ist noch nicht alles. Das Wasser enthält auch entzündbare oder schwefelichte Theile in sich, welche sich in seinem Schleime, bey der Fäulniß desselben, und durch viele chymische Versuche offenbaren, die man in den besten Schriftstellern findet. Man darf nicht glauben, daß ich dieses bloß von den mineralischen Gesundbrunnen

verstanden wissen wolle, deren einige sich wirklich entzünden. Das gemeine faulende Wasser entzündet sich oft eben so; und endlich dürfen wir auch die Feuertheilchen im Wasser um desto weniger in Zweifel ziehen, da es ohne dieselben nicht einmal Wasser, sondern ein vester Körper seyn würde. Sobald dem Wasser alle seine Wärme entzogen wird, so zieht es sich zusammen, wird schwerer, und erhält die Gestalt eines vesten Körpers. Musschenbroeck und Eller haben gefunden, daß die Wärme des Wassers um einen 24sten oder 26sten Theil ausdehne, und daß es von dem Eispunkte an, bis zu dem Grade der Hitze, da es zu kochen beginnet, um einen 65sten Theil leichter werde. Da es also die Feuertheilchen allein sind, welche die Wassertheilchen in einen so geringen Zusammenhang setzen, daß sie einen flüßigen Körper ausmachen; so ist die Gegenwart der Feuertheilchen in allem Wasser unwidersprechlich. Aus diesem Grunde nennte Boerhaave das Wasser ein Glas, welches beym 33sten Grade der Wärme schon schmelzet, und dessen Dünste lauter kleine Glaskugeln sind.

Es zweifelt niemand, daß das Wasser auch Luft in sich halte; und man hat bemerkt, daß diese Luft erst beym 150sten Grade der Wärme am Fahrenheitischen Thermometer aus seinen Zwischenräumchen herausgehe, wogegen es beym 212ten Grade erst zu kochen anfängt. Weil durch die Entledigung des Wassers von seiner Luft der Raum, welchen es einnahm, nicht kleiner wird, wie Eller bewiesen hat, so muß die Luft eben so, wie die aufgelöseten Salze, im Wasser keinen besondern Raum einnehmen, sondern sich in die kleinsten Zwischenräume desselben hineinschleichen. Hiervon mag es vielleicht herrühren, daß die Vermischung der Luft mit dem Wasser so sehr langsam und gemächlich vonstatten gehet; denn wenn ein seiner Luft völlig beraubtes Wasser wieder an die Luft gesetzt wird, so gehören viele Tage und Wochen dazu, ehe sich die Luft wieder damit vermischet; und es ist hierzu kein Schütteln

und keine Bewegung beförderlich. Mariotte, Boerhaave, Musschenbroeck, Noilet, Hamberger, und mehrere große Naturforscher, haben dieses durch die sorgfältigsten Versuche erwiesen; und Herr Eller hat berechnet, daß die natürliche Menge von Luft, welche gemeines Wasser in sich hält, einen 150sten Theil betrage.

Da nun solchergestalt das gemeine Wasser Erde, Salze, Feuertheile und Luft in sich fasset, so sieht man wirklich in einem jeden Tropfen alle vier Elemente vereiniget. Aber wo werden die drey Reiche der Natur hineinkommen?

Das Mineralreich habe ich schon hineingebracht. Erde, Leim, Kalk, selenitische Materie, Küchensalz, Salpeter, entzündbare Materien, Feuertheilchen, Eisen, alles ist in einem Wassertropfen beysammen. Es fehlt nur noch an Pflanzen und Thieren.

Es muß in jedem Wasser ein Stoff zu Gewächsen seyn, weil alle Gewächse einzig und allein durch dasselbe hervorgebracht und ernähret werden. Daß hierzu die Erde nichts beytrage, ist fast unstreitig. Sehr viele Naturforscher haben bey genauen Versuchen gefunden, daß ein Gefäß voll Erde, nachdem darinn ein großer und schwerer Baum erwachsen, dennoch nichts von ihrem vorigen Gewichte verlohren habe; und hieraus folgt, daß das zum Begießen gebrauchte Wasser die Entwickelung, den Wachsthum und die Nahrung des Baums allein bewerkstelliget haben müsse. Diese Beobachtung ist schon alt, und von den neuern bloß bestätiget worden. Peter Wesseling beruft sich in seinen Probabilibus S. 94 auf die Recognitiones Clementis, welche Rufinus Toranus lateinisch übersetzt geliefert hat, worinn dieser Versuch, welchen nachher Helmont, Boyle, Eller, u. a. wiederholt haben, schon ganz ausführlich beschrieben steht. Gleichwie nun hieraus folget, daß die Erde zum Stoffe der Pflanzen nichts hergebe, so haben auch die Naturforscher erwiesen, daß das Wasser selbst, und an sich betrachtet, nicht in die

Subſtanzen der Pflanzen verwandelt und zu einem veſten Körper gemacht werde, ſondern daß es vielmehr nur das Behältniß der vegetabiliſchen Theilchen ſey, und dieſe den Pflanzen bloß zuführe. Woodward hat dieſe Sache ſehr gründlich erörtert, und bewieſen, daß das Waſſer ſelbſt die Pflanzen eben ſo wenig, als die Erde, ernähre, ſondern daß es nur bloß das Behältniß (Vehiculum) der pflanzenartigen Materie ſey; und ſo muß man die Grundſätze der Naturforſcher, des Thales, Seneca, Cicero, des van Helmont, und anderer, verſtehen, wenn ſie das Waſſer für den erſten Stoff aller Dinge halten; oder wie Paliſſy ſagen, es könne kein Ding ohne das Waſſer von ſich ſagen: Ich bin. Da nun alſo das Waſſer allen Pflanzen dasjenige mittheilen kann, wodurch ſie das werden, was ſie ſind; ſo muß man es als den Vater des ganzen Gewächsreichs betrachten, und es muß ein jeder Tropfen deſſelben den Stoff zu tauſend verſchiedenen Pflanzen in ſich enthalten.

Itzt iſt noch das Thierreich allein übrig, und auch dieſes hat ſeine Wohnung im Waſſer. Ich will nicht von den Fiſchen und großen Waſſerinſekten reden, die es Millionenweiſe bewohnen; denn ſelbſt die Waſſertropfen haben ihre Bewohner, die man mit bewaffneten Augen entdecket. In den Schriften der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris lieſet man die Beweiſe, daß in jedem Waſſertropfen eine große Menge Thiere leben; und in den microſcopiſchen Beobachtungen des Herrn Hill findet man die wunderbarſten Beſchreibungen von dieſen ſeltſamen Thieren. Es iſt außerdem bekannt, wie leicht ſich in ſtehendem Waſſer Ungeziefer erzeuget. Das Waſſer auf den Schiffen verdirbt bey langen Seereiſen wol drey bis viermal, und enthält zu dieſer Zeit unzählige Würmer, welche, nachdem ſie die Periode ihres Daſeyns vollbracht haben, ſterben, und das Waſſer wieder trinkbar machen. Bald darauf aber erzeugen ſich andere Gattungen ſolcher

Thiere,

Digitized by Google

Thiere, welche es von neuem verunreinigen; und wenn man das Wasser vor dieser Ansteckung bewahren, oder die Würmer tödten und es auf solche Weise reinigen will, so ist man genöthiget, sich der Hülfe der Kunst zu bedienen, und, nach dem Vorschlage des Herrn **Deslandes**, entweder die Gefäße mit Schwefel auszubrennen, oder auch etliche Tropfen Vitriolgeist ins Wasser zu tröpfeln, wovon diese Geschöpfe sterben. Es ist gegründeter Verdacht vorhanden, daß die Erzeugung dieser Würmer im Wasser vornehmlich der Wärme und dem Einflusse der freyen Luft zuzuschreiben sey; denn man bemerkt auf den Schiffen, daß die Wasserbehälter, welche am wärmsten stehen, auch am geschwindesten Würmer erzeugen; und daß ein Wasser, zu welchem gar keine Luft kommen kann, viele Jahre gut erhalten und vor aller Fäulniß geschützt werde. **Clavius** hat in einer zugeschmolzenen Retorte achtzig Jahre lang Wasser gut erhalten, ohne die geringste Abnahme desselben zu bemerken. In der unterirdischen Stadt **Herculaneum** fand man dasselbe nach so vielen hundert Jahren noch in den starken crystallenen Gefäßen. Das Wasser der Rhone wird zu Arles in irdenen Gefäßen, wenn sie im kühlen Keller stehen, achtzig Jahre schön erhalten. Inzwischen aber beweisen doch alle diese Beobachtungen nichts mehr, als daß die im Wasser vorhandene Brut der Würmer durch äußerliche Umstände, durch Kälte und Verwahrung vor der Luft gehindert werden könne, sich zu entwickeln. Allein, der Wurmstoff, die Grundmaterie zum Thierreiche, liegt dennoch unstreitig im Wasser selbst verborgen.

Aus diesem allen erhellet, wie sehr sich diejenigen irren, welche im Wasser ein ganz reines Element zu trinken glauben. Es ist wahr, wenn das Wasser völlig rein wäre, so würde es eins der lautersten Getränke seyn, und seine unauflösbaren ersten Theile würden gewiß im menschlichen Körper wenig Arzeneykräfte äußern. Allein, wenn

man bedenket, auf welche Weise das Wasser die Pflanzen ernähret, so wird es sehr wahrscheinlich, daß es auf eben dieselbe Art bey den Thieren sich nicht sowol in die Art ihres Körpers verwandele, als ihnen vielmehr nur die wenigen nahrhaften organischen Theilchen, welche es in sich enthält, mittheile. Eben um deswillen hat das Wasser keine sonderliche Nahrhaftigkeit, in so fern es rein ist. Allein, es löset, vermöge seiner besondern Subtilität, die nahrhaften Theile der Speisen auf, und führet sie in die kleinsten Gefäße. Diese Subtilität des Wassers ist zu ermessen, wenn man bedenkt, daß ein Wassertropfen, der sich in Dünste verwandelt, nach Eilers Berechnung einen 13000mal größern Raum einnehme, als zuvor; und daß, wie Leuwenhoeck gefunden, die kleinen Schweißlöcher der Haut, wodurch das Wasser in Dünsten aus dem Blute herausschwitzet, 24000mal kleiner, als ein Sandkorn sind. Vermöge dieser erstaunlichen Subtilität kann das Wasser die thierischen Nahrungstheilchen, welche es in sich verschlucket, an die allerkleinsten und verborgensten Punkte unsers Körpers hinführen; und in so fern thut es eine unvergleichliche Wirkung in der Diät. Wir sehen dieses am Biere, welches nichts anders, als ein mit thierischer Nahrung gesättigtes Wasser ist. Zugleich aber erhellet auch, wie nöthig es sey, unsere vesten Speisen mit vielen Getränken im Magen zu vermischen, damit sie durch dieses Auflösungsmittel subtilisiret und mit ihm in alle Theile fortgeführt werden können. In dieser Absicht halte ich mit dem Pindarus das Wasser für das nützlichste Ding zum Leben, weil es das Vehiculum ist, das unsere Nahrung an Ort und Stelle bringt; von ihm selbst aber glaube ich nicht, daß es das geringste zur Nahrung unsers Körpers beytrage, indem es gar nicht wahrscheinlich ist, daß es sich in einen vesten Körper verwandeln, oder daß sich seine reinen Theilchen auflösen sollten.

Ich

Digitized by Google

Ich preise das Wasser nicht, als Wasser, sondern in so fern es ein flüßiger Körper ist, als eine unschätzbare Wohlthat zur Gesundheit. Ohne das Flüßige würden wir nichts verdauen und beym Ueberflusse der nahrhaftesten vollkommen festen Speisen vertrocknen und unvermeidlich umkommen. Das Flüßige löset unsere Speisen auf, und das Wasser, welches sich mit den aufgelöseten thierischen Theilgen der Speisen beladen hat, ist der Milchsaft, welcher mit diesem Vehiculo in die engsten und verborgensten Gänge und Zwischenräumgen aller unserer Theile hineinschleichet. Hier vereiniget sich diese klebrigte Nahrung mit den festen Theilen unsers Körpers, und das übrige Wasser, das seinen Begleiter zurück läßt, dringt immer weiter in die feinsten Röhrgen, bis es unter das Oberhäutgen gelanget, da es die Luft, in der Gestalt unendlich feiner Dünste, von unserer Haut gleichsam abtrinkt und wieder mit der großen Welt vereiniget, wie solches auch bey den Pflanzen geschicht. So befördert das Wasser die Ausdünstung und den Urin.

Ich habe aber oben gesagt, daß es auch die Salze in sich verschlucke und selbst etwas öligtes mit in seine Vermischung hineinnehme. Hieraus läßt sich begreifen, wie das Wasser, das sich mit unsern Säften vermischt, einen Ueberfluß von Schärfe, der sich darinn befindet, in sich saugen und, mit dieser neuen Last beladen, aus unserm Körper wieder nach seiner allgemeinen Heimath zurück kehren müße. Das süßeste Wasser, das in wenig Minuten schon wieder durch den Urin abgeht, und kaum seine Farbe verändert hat, gibt dennoch schon Spuhren von Salz und thierischem Oele im Geschmacke und Geruche, und der Schweiß führet beydes in Menge mit sich. Daher ist das Wasser ein gutes Mittel für Leute, welche viel salzige Speisen genieſſen, oder überhaupt mit Schärfe überhäuft sind. Es ist besser für sie, als Bier, oder als irgend ein anderes flüßiges Wesen, das schon mit fremden Theilgen von anderer Art gleichsam

gesättiget ist, und hierin besteht der eigentlichste Vorzug des reinen Wassers vor andern Getränken.

Ein flüßiger Körper, welcher schon mit einer gewißen Art von Theilgen, die er aufzulösen geschickt ist, gesättiget worden, nimmt nicht so viel von Theilen anderer Art mehr in sich, als er wol sonst thun würde. Wenn man, in 8 Unzen Wasser, $9\frac{1}{2}$ Unze grünen Vitriol auflöset, so wird das Wasser davon völlig gesättiget: aber dem ungeachtet kann es noch $1\frac{1}{2}$ Unze Seidlizer Salz, 2 Drachmen geläuterten Salpeter und 3 Unzen rafinirten Zucker fassen. Ist aber das Wasser nicht vorher mit Vitriole gesättiget worden, so kann es vom Sedlitzer Salze $5\frac{1}{2}$ Unze, vom reinen Salpeter 4 Unzen, u. s. w. fassen, wie solches Herr Eller durch mannichfaltige Versuche bewiesen hat. Solchergestalt schickt sich ein Wasser, das schon mit Theilgen einer gewissen Art gesättiget ist, nicht so gut zur Reinigung unserer Säfte von den auflösbaren Unreinigkeiten, als das noch unbeladene; und daher ist zur Reinigung unserer Säfte kein Bier, keine Brühe, kein Wein, vielleicht auch gar kein Blutreinigendes Decoct so heilsam, als das allerreinste Wasser.

Da das Wasser solche große Dinge thut, und zugleich, weil es keinen Geschmack hat, weder unsern Appetit zu Ausschweifungen reitzet, noch auch eine merkliche Wirkung in die Nerven äussern kann, so schicket es sich ungemein zur Diät, und man sollte es vielleicht billig zum einzigen Getränke der Menschen machen, welches es bey den ersten Menschen gewesen, und noch bey allen Thieren ist. Das reine Wasser löset die Speisen mehr und leichter auf, als das gesättigte, und nimmt ebenfalls die Schärfe aus den Säften besser an sich. Das heißt, es nähret besser, und erhält die Säfte in ihrer natürlichen Reinigkeit; es dringt leichter durch die feinsten Gefäße, und hebt die Verstopfungen derselben; ja wenn es in großer Menge getrunken wird, ist es ein sehr mächtiges Gegengift.

Aus

Aus diesen Haupteigenschaften des Wassers laßen sich alle die Wundercuren herleiten, die man damit in so viel Krankheiten verrichtet hat, und die ich hier schlechterdings übergehe. Was aber die diätetische Wirkung des Wassers betrift, so will ich dasselbe meinen Lesern, mit dreyerley Bedingungen, zum ordentlichen Getränke empfehlen.

Die erste ist die, daß man das allerreinste Wasser trinke. Ein unreines Wasser ist schon mit fremden Theilen überhäuft, die noch dazu der Gesundheit schädlich seyn können. Daher verliert es alle die Vorzüge, die ich vorhin vom Wasser überhaupt gerühmt habe; und es wäre also, statt unlautern Wassers, immer besser, Bier, oder andere solche Getränke, die mit Nahrungstheilen angefüllt sind, zu genießen.

Die Kennzeichen eines guten Wassers sind die, daß es leicht warm und kalt werde, daß es im Sommer kühl und im Winter etwas laulicht sey, daß ein Tropfen, welcher auf einem reinen Tuche trocknet, nicht den geringsten Flecken darauf zurück lasse, und daß es weder Geschmack, noch Geruch habe. Das Wasser aus stehenden Brunnen ist mehrentheils sehr unrein, und wird für das schlechteste gehalten. Das Flußwasser ist nach der Verschiedenheit des Bodens, worüber es hinläuft, und nach Verschiedenheit der Witterungen verschieden: aber nie rein, ob es gleich häufig getrunken wird. Herr **Schober** fand einstmals in 20 Pfund 13 Loth Wassers aus dem Saalfluße, über fünf Loth Letten; und doch wird solches Wasser zu Speisen und zum Getränke genommen. Unter allen unreinen Fluß-Wassern sind die, welche nur mit viel irdischen Theilen überhäuft sind, noch am unschädlichsten, weil diese das Wasser nicht auflöset. **Lancelott** und **Lemery** berichten, daß in Auvergne, bey dem Flecken St. Allire und Clermont, ein versteinerndes Wasser fließe, welches sich selbst große Steinbrücken bauet, und daß dieses gleichwol das einzige Wasser sey, was alle Einwohner in diesem Flecken, ohne den geringsten Schaden, trinken. Wenn man bedenkt, daß sich in allen Küchengefäßen eine Erde anseßet,

ſetzet, ſo wird man leicht glauben, daß ein Waſſer, das Stein bey ſich führet, der Geſundheit keine große Gefahr bringen müſſe, indem es alle Menſchen und Thiere beſtändig trinken. Dieſer Stein an den Küchengefäßen iſt eine wahre Kalkerde, welche man ablöſen kann, wenn man in ſolchen Gefäßen Eßig, oder Waſſer mit etwas Scheidewaſſer vermiſcht, kochet; und da ſie das Waſſer fallen läßt, und nicht auflöſet, ſo kann ſie uns auch wenig Schaden verurſachen. Ich begreife nicht, wie der berühmte D. Mead hat glauben können, daß Waſſer, die einen ſolchen Satz an den Küchengefäßen anlegen, den Nieren- oder Blaſenſtein verurſachen könnten, (Damnantur imprimis fontes, quorum aquæ decoctæ craſſis obducunt vaſa cruſtis) bloß weil es Plinius geſagt hat, da doch er den großen Unterſchied der thieriſchen Steine von einer bloßen Kalkerde ſo gut kannte.

Nach dem Brunnen- und Flußwaſſer, welche beyde ſtets unrein ſind, folgt, nach dem Grade des Vorzugs, wol das Regenwaſſer, die Lauge der Atmoſphäre. Es iſt ſehr unrein, und ein wahres Behältniß alles Böſen, was in der Luft herumſchwimmet. Das Schneewaſſer iſt weit reiner. Der Schnee gefrieret aus Waſſerdünſten zuſammen, welche ſich noch nicht in Tropfen verſammlet haben. Dieſe Tropfen nehmen erſt im Herabfallen, aus der untern Luft, die meiſten Unreinigkeiten in ſich. Die Dünſte ſchwimmen im obern Himmel, und gefrieren ſchon, ehe ſie in den Sumpf des niedern Dunſtkreiſes gelangen. Dieſes Waſſer iſt ſelten zu haben, und es bleibt alſo zu einem preiswürdigen Getränke nur allein ein Quellwaſſer übrig, das von hohen Bergen durch Kieſel und reinen Sand dringet, und auf einem ſolchen Boden oder Felſen ſanft hinrollet. Ein ſolches Waſſer läßt alle ſeine groben Unreinigkeiten im Sande zurück, es iſt ein geläutertes Regen- und Schneewaſſer, ein flüßiger Cryſtall, ein wahres Labſal und das beſte Getränk für Geſunde.

Die zwote Bedingung, welche ich wegen des Waſſertrinkens vorſchreiben muß, iſt die, daß der, dem es wol gedeyen

ſoll,

soll, sich von Jugend auf daran gewöhnt haben müsse. Viele, die sich von den Lobrednern des Wassers einnehmen lassen, bedenken nicht, daß selbst gute Veränderungen in der Lebensordnung, wenn man sie ungewohnt ist, und wenn sie zu schnell, oder zur Unzeit, vorgenommen werden, großen Schaden stiften. (S. das 114te Blatt.) Hiervon rühren die widersinnigen Klagen, daß das Wassertrinken gefährlich, schädlich, ja tödtlich sey, und die übel angebrachten Beweise aus der Erfahrung. Wer von Jugend auf zum Wassertrinken gewöhnt ist, wird keine glücklichere Wahl treffen können, wofern sein Wasser nur rein ist. Viele tausend Völker haben dabey allein wol gelebt, und noch viel tausendmal mehr Arten von Thieren. Allein, daß ein alter Mann, ein kränklicher Mensch, ein dürres Gerippe mit einem schwachen Magen, welcher kaum veste Speisen vertragen kann, das nahrhaftere Bier, oder den stärkenden Wein, mit Wasser aus seinem Bache vertauschen wollte, das wäre verkehrt. Solche Leute müssen bey ihrem angewöhnten Getränke bleiben. Das Wasser ist ein recht herrliches Getränk, aber Bier ist auch gut; ist auch Wasser; ist nahrhafter, und ist also ihnen noch besser.

Zur dritten Bedingung setze ich meinen Wassertrinkern die, daß sie kaltes, und nicht heißes Wasser zu ihrem täglichen Getränke machen. Sie mögen es allenfalls kochen, oder destilliren, wenns ihnen, seiner Unreinigkeit wegen, verdächtig ist. Boyle trank nichts anders als solches destillirtes Wasser, und die meisten zärtlichen Leute von gutem Geschmacke thun auch in Italien eben dasselbe. Allein, es muß nicht warm, sondern kalt getrunken werden. Ich habe die Ursachen schon in meinem 57sten und 75sten Blatte angeführt, und will itzt nur einige Erläuterungen hinzufügen.

Man kann nicht leugnen, daß das heiße Wasser schon vor Alters getrunken worden. Verschiedene Stellen im Plautus und andern alten Schriftstellern, zeigen deutlich an, daß man schon in damaligen Zeiten die warmen Gesundbrunnenwasser

waſſer getrunken; und von dem gemeinen, warm gemachten Waſſer ſind häufige Beweiſe vorhanden. So befahl Druſus, der Sohn Tiberii, beym Dio, daß man den Leuten, die bey einer entſtandenen Feuersbrunſt nach Waſſer ruften, um den Durſt zu löſchen, warmes Waſſer einſchenken ſollte. Seneca ſagt, (de ira. 2, 15.) man müſſe ſich nicht gleich erzürnen, wenn der Bediente das Trinkwaſſer nicht geſchwind, oder nicht warm genug, ſondern nur lau brächte; und eben daſſelbe ſagt Arrianus noch umſtändlicher. Es muß alſo das Getränk des heißen Waſſers allerdings eine ganz gemeine Gewohnheit, ſchon bey den Griechen und Römern geweſen ſeyn: Allein, man muß auch wiſſen, daß dergleichen Getränke ſchon damals für eine bloße Ueppigkeit der Zärtlinge gehalten worden. Stratonicus nennet die Rhodier „Zärtlinge und Leute die warme Getränke genießen.„ Claudius verbot zu Rom den öffentlichen Verkauf des warmen Waſſers, als er die Sitten des Volkes verbeſſern, und der Ueppigkeit ſteuren wollte. Als die Schweſter des Kayſers Cajus geſtorben war, und er über dieſen ihm ſo ſchmerzlichen Todesfall der Stadt Rom die Trauer angekündiget hatte, brachte er einen gewißen Waſſerſchenken, der warmes Waſſer verkauft hatte, aus der Urſache ums Leben, weil er hierdurch zur Wolluſt Anlaß gegeben, und die Trauer entheiliget hätte. Aus eben dem Grunde, weil das Getränk des heißen Waſſers für eine ſchädliche Ueppigkeit gehalten wurde, verboten auch die Cenſores dieſes Gewerbe der Waſſerſchenken; und einige Schriftſteller ſpotteten öffentlich über dieſe Art der Wolluſt ihrer Zeiten. Ammianus klaget, daß man zu ſeinen Zeiten die großen Schandthaten und Laſter der Bedienten ungeahndet ließe, und ihnen doch 300 Prügel gäbe, wenn ſie das warme Getränk zu langſam und lau brächten; und aus einer Stelle des Martials, wo er ſagt, daß der Wirth bey den Gaſtmälern vor allen Dingen dahin ſehe, daß es unter dem ganzen Schmauſe nie an genugſamem heißen Waſſer fehlte, erhellet,

daß

daß dergleichen Getränk auch bey den Schmäuſen, zur Ueppigkeit, vorgeſetzt worden ſey.

Die Alten pflegten auch das heiße Waſſer mit Weine oder Specereyen vermiſcht zu trinken. Plinius eignete die Erfindung des mit Waſſer gemiſchten Weines dem Staphylo, dem Sohne des Silenus, andere dem athenienſiſchen Könige Amphyction, andere dem Melampus, Lycurgus, oder auch dem Cerafus zu. Athenäus und Plinius ſcheinen die Nachricht aus einerley Quelle zu haben, welche der letztere in folgenden Worten gibt: „Cranone eſt fons calidus citra „ſummum fervorem, qui in vinum additus, triduo calorem potionis cuſtodit in vaſe.„ Man findet auch, daß Galenus den Kranken zuweilen Wein, mit warmem Waſſer vermiſcht, zu trinken gerathen; und es ſcheint, daß wir zu unſern Zeiten dieſes Getränk auch gern den Kranken allein überlaſſen. Wenigſtens ſagt Gleim zu ſeinem Bache:

Ich ſchöpfe gern dein Naß
In mein cryſtallnes Glas,
Um meinen Gaumen zu erfriſchen.
Es löſcht den Durſt auch leicht: allein,
Mein lieber Bach, mit meinem Wein
Muß es ſich nicht vermiſchen!

In der That iſt auch das warme Waſſer, weder rein, noch mit Weine vermiſcht, zum ordentlichen Getränke für geſunde Leute dienlich. Schon Plinius hielt es für unnatürlich, weil die Thiere kein warmes Waſſer trinken, und nennte den häufigen Gebrauch ſolcher Getränke eine falſche Maxime. („Error, quo quidam plurimo earum potu glorianrur.„) Plato verſtattete ſie mit Unterſchiede: Si quidem calor ſiti inſit, frigidi appetitum præbeat, ſin frigiditas, calidi. Plinius verſichert, daß bloß die Aerzte, die ſich durch etwas Neues berühmt machen wollen, den Gebrauch des warmen

Ge-

Getränks zur Mode gemacht haben; und es ist Schade, daß er den Bontekoe nicht hat kennen können. Die Gründe einiger Alten für das warme Getränk sind elend. Was ist das wol für ein Schluß, wenn Aristote es sagt: „Calida & „humida conservant, nam horum corruptio mors est.„ Was für Grund konnte Plato wol haben, zu behaupten, daß das warme Wasser die Eingeweide abkühle, und den Appetit errege? Die klügsten Aussprüche der Alten von dieser Sache laufen alle darauf hinaus, daß das warme Wasser bey Krankheiten von gewissen Arten dienlich sey, weil es Arzeneykräfte äußert. Allein für Gesunde ist dessen täglicher Gebrauch gar sehr einzuschränken, was auch der gelehrte Freinsheim für denselben anführet, weil die Milch, die erste Nahrung der meisten Thiere und Menschen, ein warmes Getränk ist. Dieser Schluß beweiset zu viel. Denn nach eben derselben Folge müßten die Pferde und Kühe keine Gewächse, sondern lauter thierische Speisen fressen, weil ihre erste Nahrung thierisch ist. Jedoch ich will diesen gelehrten Mann nicht bloß nennen, um ihn in einer Materie zu widerlegen, welche er nicht zu verstehen brauchte, da ich ihm allein alles zu danken habe, was ich itzt vom Genusse des warmen Wassers angeführt habe. Man findet in seiner Dissertatiuncula de calidæ potu einen großen Schatz gelehrter Anmerkungen von dieser Sache, worunter ich mich hier nur derer bedient habe, die sich nicht über die Begriffe der meisten Leser erheben.

Der Arzt.

Hundert und siebenzehntes Stück.

von Hagedorn.

Man muß den schönsten Tag nicht vor dem Abend loben.

Die meisten Gelehrten sind wie die Kinder, von welchen man sagt, daß sie die ganze Hand nehmen, wenn man ihnen nur einen Finger erlaubet. Weil die Luft einen großen Einfluß in unsern Körper, ja selbst in die Heiterkeit unsers Gemüths hat, so leiten sie aus ihr alles her, was sie belieben, und schreiben selbst die Charaktere ganzer Nationen bloß auf die Rechnung ihres Clima, welches doch allemal nur einen ganz mäßigen Antheil daran hat. Juvenal und Horaz beschreiben die Böotier als dumme Schöpse, bloß weil sie in einer sehr dicken und unreinen Luft lebten.

Bœotum in crasso jurares aëre natum. *Hor. l. 2. Ep. 1.*

Cicero schrieb die Scharfsinnigkeit der Athenienser der reinen Luft um Athen zu, und glaubte, daß die dicke Luft die Thebaner dickbäuchig und vierschrötig gemacht habe. Vitruvius sprach uns armen Leuten, die wir in Norden wohnen, ein eben so scharfes Urtheil. „Gegen Mitter„nacht, sagt er, wohnen Leute von großer Statur, weis„ser Farbe, mit schlichten und rothen Haaren, blauen „Augen, und die viel Blut haben. Sie nehmen von „dem dicken Himmel, unter welchem sie wohnen, etwas „an, und sind wegen der feuchten und kalten Luft etwas

„langsamer, haben auch nicht solche gute Köpfe etwas zu „begreifen.“ Man nennt bald diese Nation weise, streitbar, witzig, bald eine andere dumm, feige und einfältig; und wenn man die Ursachen hiervon angeben soll, so ist das Clima immer die einzige. Allein, wenn dieses wahr wäre, so möchte ich wol wissen, warum itzt in Asien und Aegypten die dickste Unwissenheit herrschet, da doch vor Zeiten die Weisheit daselbst ihren Sitz aufgeschlagen hatte? Ich möchte wissen, warum man itzt die tapfersten Soldaten nicht mehr in Italien suchet; warum die Spartaner ehedem die Corinther, Thebaner, und alle ihre Nachbaren, an Streitbarkeit übertrafen, da sie doch mit ihnen unter einerley Himmelsstriche lebten; und warum die Thebaner unter dem Pelopidas und Epaminondas so tapfer gewesen, da sie doch unter ihren andern Böotarchen so feige waren, ob sie gleich weder die Luft noch die Nahrungsmittel veränderten.

Ich leugne keinesweges den Einfluß der Luft in den Charakter der Menschen; aber ich will nur nicht daß man darinn zu weit gehe. Ich schreibe die Klugheit eines Hechtes, der von ungefähr in einem Karpfenteiche jung geworden und aufgewachsen ist, nicht dem Einflusse des Wassers in seinen Leib zu, weil eben dieses Wasser die Karpfen nicht hat klug machen können, die unter den Fischen rechte Böotier sind. Ich glaube nicht, daß die Bienen darum so viel Vernunft haben, weil sie beständig den Dunst der schönsten Blumen in sich hineinziehen: indem ich viele Gartenliebhaber unter den Menschen kenne, die nimmermehr so klug werden werden, als eine Biene ist. Der Frosch und der Krebs leben in einerley Wasser und in einerley Luft, obgleich der Frosch gegen den tölpischen Krebs ein Petitmaitre ist. Eben so ist es mit den Charaktern der Menschen. Wir müssen

uns

uns sehr hüten, das Clima von Rußland zu beschuldigen, wenn wir die Barbarey der Russen, vor den Zeiten ihres großen Peters, in Betrachtung ziehen; denn man kann nicht wissen, ob diese Nation nicht in kurzer Zeit vielen andern gesitteten und gelehrten Nationen den Vorzug streitig machen wird. Wenn uns jemand versichert, daß das Clima von Deutschland die Deutschen treu und redlich mache, so wollen wirs ihm eben so wenig glauben, als wenn er sagt, daß alle Deutsche breite Schultern haben.

Wenn wir doch einmal so großes Belieben haben, vom Charakter der Menschen aus der Luft zu philosophiren, so möchten wir lieber den geheimern Einflüssen derselben in unsern Körper nachspühren, die wir noch nicht sattsam ergründet haben, und welche doch durch sichere Beobachtungen nicht so augenscheinlich, wie die obigen Meynungen, widerlegt, sondern vielmehr durchgängig bestätiget worden. Von dieser Art ist der Einfluß der nahe bevorstehenden zukünftigen Witterungen in unsern Körper, wovon ich heut meine Leser unterhalten werde, weil mich der Anfang des Frühjahres daran erinnert. Da ich den Einfluß der zukünftigen Witterungen in den menschlichen Körper unstreitig erweisen kann, so wird mir dieses Anlaß geben, einige gute Regeln zu geben, die meinen Lesern im Frühjahre besonders nützlich seyn können.

Ich will gar nicht behaupten, daß der harte Winter von 1740 den Leuten aus dem vorigen Jahrhunderte schon in den Gliedern gelegen habe, oder daß die marschländer Bauren itzt schon von einer Ueberschwemmung den Schnupfen bekommen müssen, die nach zwanzig Jahren erfolgen soll. Allein, man muß doch bedenken, daß die großen Veränderungen der Witterungen eben so wenig,

als andere Veränderungen in der Natur, durch einen Sprung geschehen; und daß die allmähligen Vorbereitungen dazu in unserm Dunstkreise schon vermögend genug seyn können, einige erhebliche Veränderungen in unserm Körper zu wirken. Zeigen uns nicht die Wettergläser die zukünftigen Veränderungen der Witterungen eine ziemliche Zeit vorher an? Sehen nicht die Naturforscher an ihnen die außerordentlichen Stürme, Regen, Kälte, Hitze und Dürre zu solcher Zeit schon vorher, da der Dunstkreis noch von ganz entgegengesetzter Beschaffenheit zu seyn scheinet? Können die zukünftigen Witterungen dieses an den Wettergläsern verrichten, so können sie eben so gewiß auch die Beschaffenheit des Körpers und den Zustand unserer Gesundheit verändern. Siehet nicht der Landmann, der keine Wettergläser hält, die zukünftigen Witterungen an den Thieren vorher? Die Krähen waren schon in den ältesten Zeiten im Rufe, daß sie Regen und Ungewitter vorher verkündigten. **Virgil** beschrieb sie uns als solche Propheten:

Tum cornix rauca pluviam vocat improba voce,
Et sola in ficca secum spatiatur arena. *Georg. l.* 1.

Horaz kennete sie unter eben diesem Charakter,

Antequam stantes repetat paludes
Imbrium divina avis imminentum. *Carm.* 3. *od.* 27.

und er prophezeyhet sogar selbst das schlimme Wetter aus den Anzeigen dieser Vögel.

. . . Cras foliis nemus
Multis & alga littus inutili
Demissa tempestas ab Euro
Sternet: aquæ nisi fallit augur
Annosa cornix . . . *Carm.* 3. *od.* 17.

Der

Der Landmann weiß aus langer Erfahrung, daß ein Ungewitter bevorsteht, wenn sich die Mewen, die Schwalben und andere Vögel an den Ufern aufhalten; wenn die Mücken schwärmen und scharf stechen; wenn das Rindvieh in die hohe Luft riecht und heftig schnaubet. Es giebt Fische im Meere, welche durch ihre Gegenwart den Schiffern wegen bevorstehender Stürme Warnungen geben; und endlich so zeigen ja auch die wilden Thiere, wenn sie sich schon beym schönsten Wetter in ihre Zufluchte retten, oder sich gegen bevorstehende Winde lagern, daß sie die zukünftigen Witterungen vorher empfinden. (S. das 17te Stück des Arztes. S. 258, 259.)

Leute mit empfindlichen Nasen können einen bevorstehenden Regen in heißen Tagen viele Stunden vorher riechen. Andere empfindliche Personen spühren jede merkliche Veränderung des Wetters an ihrem Leibe schon einige Tage zuvor. Die Hüneraugen sind deshalb berühmt, daß sie zu solchen Zeiten sehr schmerzen. Lange vorher ehe der Frost eintritt, schwellen die ehedem erfrornen Glieder, und brechen auf, wenn es nicht zeitig verhütet wird. Dieses ist so gewiß, zugleich aber so wunderbar, da es auch Leuten widerfährt, die gegen den Winter nicht aus ihren warmen Zimmern kommen, daß sich einige Gelehrte genöthiget gesehen haben, zu behaupten, daß die Seele die Zeit ausrechnete, und weil es ihr auf ein paar Wochen nicht ankommt, oder weil sie, wegen Adams Fall, nicht richtig genug rechnen kann, um so viel früher in das erfrorne Glied hineinführe, um es, wiewol mit unglücklichem Erfolge, vor dem zukünftigen Froste zu schützen. Viele Soldaten, welche im Kriege verwundet worden sind, empfinden zu der Zeit, wann sich die Witterung stark verändern will, in ihren Narben neue Schmerzen. Ein ehemaliger Beinbruch gibt zu einer solchen Zeit ungewöhn-

liche Empfindungen; und wer beständig auf einerley Stelle die Ader öfnen läßt, der kann die Veränderungen der Witterung daraus vorher merken, daß er ein Stechen in dieser Stelle empfindet. Der Herr von Holberg kannte einen Officier, welcher im Kriege ein Bein verlohren, und sich statt dessen ein hölzernes hatte ansetzen lassen. Dieser Mann betheurete aufs heiligste, daß er, wann schlechtes Wetter bevorstünde, an seinem hölzernen Beine denselben Leichdorn fühlen könnte, welchen er ehedessen an dem wahren Fuße gehabt. Kein Kenner der Gesetze der Einbildungskraft wird diese Erzählung, so lächerlich sie auch scheinet, für ein Mährgen halten. Es gibt sehr viele Personen, die eben dasselbe aussagen; (S. das 69ste Stück. S. 261 und 262) und ihre Beyspiele beweisen den Einfluß der zukünftigen Witterungen in den menschlichen Körper eben so unstreitig, als die vorhergehenden. Denn obgleich die Einbildungskraft bloß Schuld daran ist, daß man an einem hölzernen Fuße einen Leichdorn zu fühlen glaubet, so muß doch nothwendig in dem noch vorhandenen Nerven des obern Fußes, welcher ehedem vom Hüneraugе gelitten, durch die Veränderung der Witterung, eine solche Empfindung erregt werden, welche mit der ehemaligen eine Aehnlichkeit hat: weil ohne diese Bedingung die Einbildungskraft den ehemaligen Schmerz nicht wieder erregen könnte. Alle diese und noch viel mehrere ungewöhnliche Empfindungen, welche man bey bevorstehenden Veränderungen des Wetters wahrnimmt, haben ein völlig beweisendes Sprichwort eingeführt, nach welchen empfindliche Leute, Krüppel und solche, die alte Narben, Wunden, Gewächse, u. d. gl. haben, zu sagen pflegen: daß sie einen lebendigen Calender an ihrem Leibe trügen: denn man hält den Calender gemeiniglich für ein Buch, welches dazu bestimmt ist, die künftigen Witterungen vorher anzuzeigen.

Ich

Ich will mich nunmehr dieser ausgemachten Wahrheit vom Einfluße der zukünftigen Witterungen in den menschlichen Körper, bedienen, um einige practische Folgerungen für meine Leser daraus herzuleiten.

Itzt, da die Zeit der Präservationscuren wieder erscheinet, wählet ein jeder zum Blutlassen, und zum Arzeneynehmen die besten Tage, da der Mond einen guten Stand hat, und das Wetter schön ist. Es würden manche lieber sterben, als an einem nebligten und regnichten oder stürmischen Tage Blut lassen; und die Aerzte selbst wissen es recht schön zu beweisen, daß weder Glück noch Stern dabey seyn würde, an solchen Tagen zu purgieren. Diese Vorsicht wird lächerlich, so bald man erwäget, daß auf den besten Tag der schlechteste folgen kann; ja daß sich öfters der heiterste Tag mit einem Ungewitter beschliesset. Da nun diese so nahe bevorstehende Witterung ihren Einfluß schon wirklich in den Körper äussert, so ist die Wahl der schönen Tage zum Blutlassen und mediciniren eine sehr ungegründete Klugheit. Ich habe dieses oft in der Erfahrung also befunden, und bey genauer Aufmerksamkeit entdecket, daß sich die Wirkungen des Blutlassens und der Arzeneyen nach ganz andern Umständen, als nach der Witterung desjenigen Tages richten, welcher dazu auserwählt worden ist. Man muste bey dieser Wahl mehr auf die nächstbevorstehende, als auf die gegenwärtige Witterung sehen: denn man kann an einem der ungestümsten Tage mit großem Glücke mediciniren, wenn in zwölf Stunden schönes und heiteres Wetter erfolgen wird; und so wieder umgekehrt. Um deswillen gebe ich den Rath, sich an einem Blut- oder Purgiertage ein physicalisches Ansehen zu geben, und die besten Wettergläser vorher zu Rathe zu ziehen. Wenn uns diese in 24 Stunden schönes Wetter prophezeihen, so kann man,

um des Wetters willen, sicher mediciniren, wenn sich gleich unter der Operation die ganze Natur in Stürmen und Ungewittern zum Untergange zu neigen scheint. Zeigen uns aber die zuverläßigen Gläser in kurzem üble Witterung an; so laße sich Niemand von der wirklich vorhandenen schönen Witterung verleiten, weil er gewiß versichert seyn kann, daß die bevorstehende schon ihren Einfluß in seinen Körper angefangen habe.

Die Aerzte können sich dieses Grundes vom Einflusse zukünftiger Witterungen mit Nutzen bedienen, um manche sonst schwere Aufgaben aufzulösen. Man weiß öfters nicht, wie es zugehe, daß sich Leute beym schlechtesten Wetter sehr wol, und bey schönem Wetter übel auf befinden, da doch nach den Regeln der Kunst gerade das Gegentheil geschehen müße. Wenn sie nur belieben wollten, auf die nächst instehende Veränderung der Witterung aufmerksam zu seyn; so würden sie vielleicht die Auflösung der Aufgabe in dem Wetterglase finden. Eine leichte Luft, wie die nebeligte und regenhafte ist, macht das Athemholen beschwerlich und schwellet die Adern auf. Wenn sich aber in kurzem eine trockne Witterung einstellen wird, so kann man am Wetterglase entdecken, warum diese Regel der Aerzte zuweilen bey uns nicht eintrift, und eben so ist es in viel hundert andern Fällen beschaffen.

Meine Leser können aus diesem allen mit leichter Mühe selbst urtheilen, in welcher Zeit sie am sichersten ihre Frühlings- und Herbstcuren gebrauchen können. Denn da dergleichen Curen gemeiniglich einige Tage oder Wochen dauren, so kann man sich mit den Wettergläsern allein nicht genug Sicherheit verschaffen. Man muß also die Sache nur überhaupt nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit beurtheilen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt,

Digitized by Google

lehrt, daß die Witterung, um die Gleichtage herum, am allerveränderlichsten sey. Man kann demnach nicht eher, oder später, als einige Wochen nach oder vor dieser Zeit, beständiges Wetter hoffen. Daher muß man im Frühjahre, wenn man recht vorsichtig seyn will, die Cur nicht eher, als eine geraume Zeit nach dem Gleichtage vornehmen, wofern man dabey nicht auf wichtigere Umstände, als auf günstige Witterung zu sehen Ursache hat. Die Curen nach der Mitte des Aprils, im May und in der ersten Hälfte des Junius, sind nach dieser Wahrscheinlichkeit die glücklichsten. Im Herbste ist die letzte Hälfte des Augustmonats und die erste des Septembers zu wagen.

Da der Zustand unserer Leibesbeschaffenheit mit dem Strome des Gegenwärtigen immer fortfließet, und sich nach dem ungewissen Einfluße der Zukunft verändert, so kann es nicht fehlen, wir müssen uns oft in unsern Urtheilen vom Zustande unserer Gesundheit betrügen, da wir den Grund davon jederzeit nur im Vergangenen und Gegenwärtigen, nie aber im Zukünftigen zu suchen gewohnt sind. So, wie eine zukünftige Speise schon unsere Verdauungskräfte in Bewegung setzen kann, wenn wir nur daran gedenken, so kann auch ein Vorschmack, eine dunkle Empfindung der Wirkungen, welche zukünftige Witterungen in uns äussern, schon im Voraus unsere Kräfte und die Verrichtungen unserer Eingeweide ganz anders bestimmen. Hieraus läßt sich erklären, warum uns selten Handlungen heilsam sind, die wir mit einem heimlichen Widerstreben unserer Neigungen, oder mit mehr Mühe und Schwierigkeit, als sonst verrichten. So wie man von den Speisen sagt, daß uns diejenigen am gesundesten sind, die uns am besten schmecken, weil sie, so oft sie uns wol schmecken, von einem Appetite gefodert

fodert werden, den eine dunkle Empfindung deſſen, was unſere gegenwärtige Nothdurft heiſchet, reitzet; ſo kann man auch das Sprichwort, daß Luſt und Liebe zu einer Sache alle Mühe und Arbeit geringe mache, auf die Weiſe erklären, daß alle unſere Verrichtungen leichter und glücklicher für uns von ſtatten gehen, wenn die verborgenen Urſachen, die unſere Kräfte bald binden, bald löſen, und unter welchen die Witterungen nicht die geringſten ſind, in uns Empfindungen hervorbringen, die unſere Neigungen und Triebe zu ihrer Vollſtreckung anreitzen. Die Handarbeit, das Studieren, die Leibesübungen, kurz, alles iſt dieſem Geſetze unterworfen. Wer dieſe Handlungen zu der Zeit verrichtet, da ſie ihm ungewöhnlich ſauer werden, der thut ſich ſelbſt Gewalt und Schaden, weil er nicht bloß wider eine willkührliche Trägheit, ſondern oft wider verborgene phyſicaliſche Hinderniße ſtreitet, denen man nicht Gewalt entgegenſetzen muß.

* * *

Mein Herr Arzt,

Unter allen neuen Theorien vom menſchlichen Körper gefällt mir die allerneueſte eines Doctors aus der Facultät zu Paris, nämlich des Herrn **Le Camus**, am beſten, nach welcher wir arme Menſchen nichts anders als lebendige Nüſſe ſind. Sie ſind ſchuldig, Herr Arzt, Ihren Leſern auch die neueſten Entdeckungen in Ihrer Kunſt bekannt zu machen, und das iſt gewiß eine der wichtigſten, daß die Menſchen lernen, was ſie eigentlich ſind.

Der Herr D. **Le Camus** beſchäftigte ſich mit verſchiedenen neuen Unterſuchungen des menſchlichen Gehirns, und zwar in der guten

guten Meynung, sich von dem allen mehr und mehr zu überzeugen, was uns die Zergliederer bisher von der Structur und Beschaffenheit des Gehirns vorgesagt haben: allein er fand gar bald, daß es lauter Irrthümer waren, und er war einem Menschen ähnlich, der im Finstern Licht sucht, und in Morast greift. Sein Witz entdeckte ihm endlich, was seine Augen nicht sehen konnten: denn er zeigte ihm die genaueste Aehnlichkeit des Gehirns mit den Kernen der Pflanzen, insbesondre aber mit den Nüssen. Diese vollkommene Aehnlichkeit bestätiget die Erfahrung, und man kann sie mit Augen sehen. Solchergestalt ist der menschliche Körper in den Augen eines Beobachters nichts anders als eine Pflanze, und das ganze Thierreich gehört in das Geschlecht der Gewächse, wenn man nur die Kleinigkeit ausnimmt, daß die Thiere denken. Denn

Daß alle Thiere denken können,
Das scheint mir ausgemacht zu seyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aesopus, hats gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
Wer wollt auch so mißgünstig seyn,
Und Thieren nicht das kleine Glücke gönnen,
Woraus die Welt so wenig macht?
Denk, oder denke nicht, darauf gibt Niemand Acht.

Der allgemeine Schluß, welchen Herr **Le Canus** aus seinen Beobachtungen ziehet, ist der, daß das Gehirn nichts anders, als der Nußkern und Fruchtkeim der Thiere, und ein beseelter Nips sey, aus welchem die Natur die Geschlechter der Thiere fortpflanzet. Hiervon rührt es her, wie er sagt, daß ein Mensch, der sich den Ausschweifungen der Wollust ergiebt, ganz ausgemergelt wird, daß seine Wangen einfallen, seine Augen schwach werden, die Augenlieder blau aussehen und die Augen selbst ihre Lebhaftigkeit verlieren, daß er das Gedächtniß verliert, daß seine Einbildungskraft sich verwirret, die Vernunft schwach wird, und alle seine Sinne in eine Art der

Betäu-

Digitized by Google

Betäubung gerathen; welches untrügliche Beweise sind, daß sein Gehirn vertrocknet und sich verzehret. Auf solche Weise erhebt sich Herr Le Camus, vermittelst des Augenscheins und seines Witzes, über alle gemeine Systemata, und glaubt die Wahrheit gefunden zu haben, da sich unterdessen seine Mitbrüder um desto weiter von ihr entfernen, je näher sie ihr gekommen zu seyn glauben. Sie haben, wie er sagt, den Leitfaden der Natur verloren, und der Leitfaden der Kunst, welchen sie sich einander in die Hände geben, führet sie nur auf Irrwege.

Sehen Sie, mein Herr Arzt, so weit sind wir also in der Arzeneykunst gekommen, daß wir nunmehr gewiß wissen, daß wir eine Art lebendiger Nußbäume sind. Ich habe schon lange so etwas vermuthet, und die Erfindung ist auch in der That nicht ganz neu. Lucian von Samosata und der unterirdische Kayser und Küster an der Creuzkirche zu Bergen in Norwegen, haben schon behauptet, daß es Menschen gäbe, die Bäume wären. Genus est apud illos *hominum*, Dendritæ, (Arborei) sagt Lucian, und Klim hat sie selbst gesehen, und hat sich geraume Zeit unter ihnen aufgehalten. Es war aber lächerlich, daß diese beyde gelehrte Männer die Baum-Menschen in besondern Gegenden der Welt mit Verwunderung entdeckten, und nicht einsahen, daß sie selbst und alle Menschen bloß Nußbäume wären. Diese Entdeckung war dem Herrn Le Camus vorbehalten, und nun müssen wir sehen, was daraus folget. Ich, meines wenigen Erachtens, halte dafür, daß die kleinen Menschen eine Art Haselnüsse, die grossen Kerls aber, wie die ehemaligen Potsdammer, wälsche Nüsse sind. Die verschiedenen Grade der Statur bestimmen die einzelnen Arten der Nüsse. Unter den kleinen Leuten kann es verschiedene Sorten geben, als gemeine Haselnüße, spanische Nüsse, Lambertsnüsse, u. s. w. unter den großen aber sind die Pferdenüsse die vornehmsten, die große Schaalen oder Hirnschä-

Digitized by Google

schädel, aber wenig darinn haben. Der Tod ist der allgemeine Nußknacker des menschlichen Geschlechts, und vor dem muß man sich hüten. Er knackt jung und alt, groß und klein, Haselnüsse und wälsche Nüsse, leider! ohne Unterscheid. Umsonst haben ihm auch gewiß die Dichter und Mahler keinen so weit aufgerissenen Mund beygelegt: denn man kann denken, wie weit er seinen Rachen aufsperren muß, wenn er so eine Nuß, wie den Cajanus, zu beissen hat. Es fehlt nichts, als ein guter Zahnarzt, der ihn einmal überreden kann, sich die Zähne ausbrechen zu lassen, so wäre dem ganzen menschlichen Geschlechte geholfen. Wenn dieser Menschenfresser nicht mehr Verstand hätte, als wir Menschen, so wäre die Sache was leichtes: denn kaum würde sich ein Zahnarzt in den Zeitungen anmelden lassen, so würde er mit dem großen Haufen hinzulaufen, und in der Hoffnung, bessere Zähne zu bekommen, würde er sich ganz geduldig einen nach dem andern ausbrechen lassen. Doch genug. Ich bin,

Nüßgen.

* * *

Herr Arzt,

Es ist eine wahre Aufgabe, da in so vielen Ländern Ueppigkeit und zärtliche Erziehung, schon vom Anfange der Welt her, die Menschen frühzeitig getödtet und ihre Nachkommenschaft erstickt haben, wie es doch komme, daß nichts desto weniger eben diese Länder noch immer bewohnt, ja volkreicher sind, als andere, worinn man die Wollüste des Lebens nicht kennet? Neulich habe ich in der allgemeinen Kriegsgeschichte des Chevalier Darcq einen Gedanken gefunden, welcher mir diese Aufgabe aufzulösen scheint, und den Sie vielleicht Ihren Lesern um desto lieber mittheilen werden, weil sie sich sonst dieser Schwierigkeit nur zu ihrer Bestärkung in der Sicherheit, und zur Verachtung treuer Warnungen bedienen möchten. Der Chevalier untersucht den Ursprung der Völker, welche

welche dereinſt Paphlagonien bewohnten, und zeichnet uns bey dieſer Gelegenheit die gewöhnliche Marſchroute der Colonien, welche ſich ſo oft, wie Meereswellen, erhoben, und auf ihren Wanderſchaften große Erdſtriche überſchwemmt haben. „Man „hat nie leicht geſehen, ſagt er, daß die Völker, welche ſich „ganzer Landſchaften durch ihre Einfälle und Wanderſchaften „bemeiſtert, von Oſten nach Weſten, noch weniger von Süden nach Norden gezogen wären. Vielmehr hat allezeit Weſt „und Norden die großen Schwärme von Barbaren in die Süd- „und Morgenländer hingeſchickt, welche, ihrer Wildheit und „Grauſamkeit ungeachtet, dennoch beſtimmt geweſen zu ſeyn „ſcheinen, die Entvölkerung des Erdbodens wieder zu ergänzen, welche Wolluſt und Weichlichkeit bey den geſitteten Nationen täglich verurſachen, und die erſchöpften Nationen, „ſo zu ſagen, wieder zu erneuren.„

Dieſe Reflexion zeiget uns in der That die wahre Quelle der immer fortdaurenden und zunehmenden Bevölkerung in den üppigſten Ländern. Die einfältige Lebensart, die Unempfindlichkeit und rauhe Erziehung der nordiſchen Einwohner, macht Norden zum Hochzeitbette des Erdbodens, aus welchem eine unzälbare Menge von Menſchen hervorkommt, die, wie die Bären, wild, ſtark und dauerhaft ſind. So lange die rauhen nordlichen Gegenden, worinn die Wollüſte erfrieren und darben, von Menſchen bewohnt bleiben, wird Norden jährlich eben ſo von Menſchen, als wie von Heringen wimmeln; und ſo wie unſer Geſchlecht auf Erden nach Morgen und Mittag hin ausſtirbt und in ſeinen Wollüſten verzappelt, ſo ſteht es in Abend und Mitternacht wieder auf, um die Runde zu machen. Wenn in Norden des Volks einmal zu viel wird, oder vielleicht, wenn ſie die Neugier treibt, die großen Herrlichkeiten anderer Länder näher kennen zu lernen, wovon ihnen das Gerücht ſo viel Rühmens macht, ſo geht es ihnen wie den Bienen; ſo ziehen ſie aus, um zu ſchwärmen, und nähern ſich den Mittelpunkten der Wollüſte. Dieſe Punkte ſind Wirbel, die alles nach und nach in ſich hineinziehen, was

ihrem

ihrem Wirkungskreise zu nahe kommt. Das rauhe Volk, das mit den zärtlichen, gesitteten Nationen, wie mit kleinen Kindern spielt, und sie nach Belieben ausrottet, setzt sich zum erstenmale in den weichen Schooß der Wollüste, und empfindet sie mit einer Art von Dummheit, die gleichsam die Fibel des feinen Geschmacks ist. Indessen haben die Wollüste die Gabe, nicht allein fühlende Menschen zu entzücken, sondern auch unempfindliche fühlen zu lehren. Was itzt der junge Herr Sohn des ehemaligen alten Deutschen ist, der in seinem Walde Gott lobte und Bier trank, das wurden vor Zeiten in Italien die Schwärme der Barbaren, als sie in diesem Paradiese der Welt ihren Sündenfall thaten; schwache, verzärtelte, liebesvolle aber gebrechliche Wollüstlinge, deren letzter Lebenslauf ein trunkener Taumel zum Grabe, und ihre mit zartem Gefühle schon angesteckte Nachkommenschaft, ein schwacher Ableger von einem vortrefflichen, aber verdorbenen Stamme war. Sehen Sie, mein Herr, so bilde ich mir ein, daß die Nationen auf Erden, wie der Nürnberger Tand umlaufen. Die Menschen kommen aus Norden heraus, wo ihrer zu viel sind, weil sie der Natur gemäß, ohne alle Künsteley leben, und weil sich alles, was der Natur gemäß lebet, unendlich vermehret. Sie suchen die Wollüste, feinere Empfindungen und Süßes, und dieses finden sie, indem sie sich den Leichengrüften des Erdbodens, den wollüstigen südlichen und östlichen Staaten nähern, wo immer ein allzu großer Abgang von Menschen ist, die in dem Wirbel der Wollüste verschlungen werden. Hier werden die Barbaren nach und nach weich, und wenn sie die Frauenzimmer, die Köche, die Dichter, der Hof, und die Galanterie nur erst so weich finden, daß sie sich tractiren lassen; so knüllen sie sie hernach in kurzer Zeit so ganz in eins, daß sie, ohne alle ihre vorige Gestalt, wie verloschene Sternschnuppen, in die morastigen Abgründe der Wollüste niederklatschen und versinken.

Ich bin allezeit Dero

ergebenster,
Dedux.

Po-

Pomade, den Haarwachs zu befördern.

Man nimmt Wallnußblätter, Weinblätter, Plantais mit der Wurzel, von jedem drey Hände voll, wäschet dieselben recht sauber, und schneidet sie klein, thut solche in einen neuen Topf, gießet so vieles Wasser darauf, daß es über den Speciebus stehe, und läßt es so lange kochen, bis das Wasser ganz eingekocht ist. Alsdann drückt man die Maße durch ein Tuch mit zwey Loth klein geschnittener Moschatnuß, gießet den ausgerungenen Saft in einen irdenen Topf, und läßt es so lange kochen, bis es ein wenig dick oder steif wird, hernach drücket man es wieder durch ein reines Tuch, und läßt es kalt werden. Wenn man die Pomade machen will, thut man ein Pfund Schweinsflaumen hinzu. Sie müssen aber klein geschnitten, und eine Nacht in frisches Wasser gelegt, darnach aber mit frischem Wasser auf das Feuer gesetzt, und unter beständigem Umrühren ausgekochet, hierauf aber durch ein Tuch gegossen werden. Dieses Schmalz wird wieder mit frischem Wasser ausgekocht, alsdann füllet man das oben auf dem Wasser schwimmende Fett mit einem Löffel ab, und wäschet solches so lange mit Pommeranzen- oder Lavendelwasser, bis ihm aller übler Geruch vergangen; da es dann wieder in einen irdenen Topf gethan wird, bis das daran klebende Wasser verrauchet. Dieses läßt man mit vier Loth vom besten weißen Wachse mit einander auf dem Feuer langsam zergehen, und unter beständigem Umrühren kalt werden; alsdann den obbeschriebenen Saft und vier kleine Gläser Cedro dazu gethan, und alles so lange gerühret, bis es seinen rechten Glanz bekommt, und alles wohl untereinander gemischt ist. Ein jeder Apotheker kann diese Salbe verfertigen. Man rühmet in den Hannöverischen Beyträgen 1760, S. 638 von ihr, daß die damit eingeschmierten Haare einen baldigen und starken Wachsthum erhalten sollen, zumal wenn man sie mit einem Kamme kämmet, welcher mit derselben bestrichen ist.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und achtzehntes Stück.

von Hagedorn.

Dem, den die saure Last von vielen Schmäusen preßt,
Schmeckt nicht die Ananas, noch Tunquins Vogelnest,

Mein Herr,

Alles, was Sie und Ihr Correspondent, Herr Gaum, von den seltsamen Speisen mancher Leute und Völker erzählt haben, (S. das 99ste und 114te Stück des Arztes) ist nicht der zwanzigste Theil von dem, was die Menschen aus bloßer Gewohnheit, oder aus Ueppigkeit essen, ob es gleich noch so abscheulich und eckelhaft ist. Man spottet nun zwar vielfältig hierüber. Allein, es ist die Frage: ob wir nicht an vielen Speisen, bloß aus Vorurtheilen, einen Eckel haben? und ob wir nicht wenigstens eben so klug seyn würden, wenn wir sie äßen, als wir itzt zu seyn glauben, da wir sie verabscheuen? Hunger und Mangel haben viel Dinge zu Speisen gemacht, die man vielleicht sonst nie gegessen haben würde, ob sie gleich schmackhaft, und der Gesundheit dienlich sind. Eckel und Ueberfluß haben bey uns die critische Wahl der Speisen eingeführt, nach welcher wir viele, um nichtswürdiger Ursachen willen, verabscheuen, woran andere nicht so üppige Völker Geschmack und Nahrung finden. Lassen Sie mich heut diese Sache einmal ein wenig mit Ihren Lesern überlegen.

Es giebt asiatische Völker, welche das Pferdefleisch essen, und solches sehr schmackhaft und nahrhaft finden. Unsere Väter, die alten Celten, sollen dasselbe auch gegessen haben.

Es muß wenigstens eben so gesund seyn, als das Rindfleisch. Warum verabscheuen wir es also? Ist ein Pferd nicht eins der reinlichsten Thiere, das sich bloß mit guten Vegetabilien ernähret? Wer kann hingegen die Schweine, die wir so häufig essen, wegen ihrer saubern Diät im Fressen loben? Will man sagen, daß uns die Pferde zur Arbeit nützlicher wären, als wenn wir sie schlachteten; so ist dieses doch eben so wahr vom Rindviehe. Dauret uns etwa ihre Schönheit? Nein, wir essen ohne Barmherzigkeit die schönsten Vögel und die geliebtesten Lämmer. Kurz, nichts, als der übrig gebliebene Rest eines alten Aberglaubens ist der einzige Grund unsers Abscheues vor diesem Fleische. Die alten Deutschen hatten einen Aberglauben mit den Pferden, welchen Tacitus beschreibt. „Sie „nehmen das Wiehern derselben für sichere Weißagungen an; „sie erziehen in ihren heiligen Wäldern weiße Pferde, die keine „andere als geistliche Arbeit verrichten dürfen, um nicht ent„heiliget zu werden. Wenn sie diese Thiere um Rath fragen „wollen, so spannen sie sie vor ihren Götterwagen, und der „Priester oder König folget ihnen nach, und beobachtet ihr Wie„hern. Der Pöbel, die Großen und die Priester selbst trauen „auf kein Zeichen mehr, als auf dieses.„ Saxo und Cranz erzählen von den Rugiern, einem wendischen oder pommerischen Volke, daß sie ein weißes heiliges Pferd gehalten hätten, und daß es ein Verbrechen gewesen wäre, demselben ein Haar aus dem Schwanze zu ziehen. Der Priester allein durfte es füttern und reiten. Das Volk aber glaubte, daß es ihr Gott ritte, wann er auszöge, für sie zu streiten. Die alten Dänen, Norweger und Schweden opferten jährlich dem Odin in Gegenwart allen Volkes und aller Großen ein Pferd, mit dessen Blute alle Anwesende besprengt wurden. Das Fleisch davon kochte man, und trug es bey dem Gastmahle zur Tafel, nach dem Opfer, wo es das vornehmste und schmackhafteste Gericht war. Als die christlichen Mißionarien zum erstenmale nach Island kamen, entstand eine Spaltung zwischen den Bekehrten und Unbekehrten, welche der heidnische Oberrichter end-

endlich auf die Bedingung wieder tilgte, daß die Heiden ihre alten Gebräuche heimlich fortsetzen, Pferdefleisch essen, die Kinder wegsetzen durften, u. s. w. Es giebt viele solche Spuren in den nordischen Geschichten. Snorro Sturleson erzählt in seiner norwegischen Chronik, daß der König Haquin der Gute, weil er ein eifriger Christ gewesen, von seinem heidnischen Volke viele Verfolgungen ausstehen müssen. Besonders naheten sich an einem Festtage, als er öffentlich speisete, verschiedene Heiden zu ihm, und baten ihn, ein wenig Pferdefleisch zu genießen. Da der König sich weigerte, dieses zu thun, so baten sie ihn, daß er doch wenigstens etwas von der Brühe trinken möchte. Allein, auch dieses schlug er ab. Sie reichten ihm ein recht schönes fettes Stück, in der Hoffnung, daß er Lust bekommen würde, es zu kosten. Allein, da ihn nichts bewegen konnte, ward das Volk so aufgebracht, daß er in Lebensgefahr gerieth, und sein Leben bloß dem Grafen Sigurd zu danken hatte, der auf des Königs Seite war, und ihn bewog, eine Schüssel, worinn Pferdefleisch angerichtet war, mit den Lippen zu berühren, worauf jedermann zufrieden nach Hause gieng. Der Genuß und die Enthaltung von diesem Fleische ward also von den Christen und Heiden für ein Kennzeichen der beyden Religionen gehalten, und so war es auch in andern Ländern. Ein christlicher König von Schweden, Namens Ignon, war von einer Parthey heidnischer Rebellen abgesetzt, und aus seinen Staaten vertrieben worden; wogegen sie einen seiner Verwandten auf den Thron setzten, der ihnen versprochen hatte, die Opfer und die feyerlichen Feste wiederherzustellen. Gleich nach seiner Erhebung zum Throne ließ er auch wirklich ein Pferd auftischen, theilte es unter die Anwesenden aus, und besprengte sie mit dem Blute; und in dem Augenblicke erklärten alle Schweden, daß sie das Christenthum abschwöreten. Hieraus kann man urtheilen, daß die evangelischen Mißionarien diesen Völkern nicht ohne Grund verboten, Pferdefleisch zu essen, und daß die Enthaltung desselben ein nicht zweydeutiges Bekenntniß

zum Christenthume gewesen. Der Pabst Gregorius III. schreibt an den Bonifacius, den Apostel der Deutschen: „Ihr habt mir gemeldet, daß es unter ihnen einige giebt, die „das Fleisch der wilden und zahmen Pferde essen. Gestattet „dieses keinem mehr, heiliger Bruder, sondern verhindert es „durch alle mögliche Mittel in Jesu Christo, und leget ih„nen strenge Buße auf.„ Der Pabst Zacharias wiederholte eben diesen Befehl an den Bonifacius, doch mit dem Unterschiede, daß er den Deutschen auch verbieten sollte, Hasen zu essen, welches Verbot aber nicht lange beobachtet worden. Als das Christenthum einmal bey allen diesen Völkern die Oberhand erhalten hatte, so machte sich jedermann ein Gewissen daraus, Pferdefleisch zu essen; und so sind uns diese Thiere, als eine Speise, abscheulich geworden. Auf diese Weise ist es noch eine große Frage: ob wir, die wir das Pferdefleisch wegen eines Aberglaubens unserer Vorfahren verabscheuen, oder die Alaten, die es essen, weil es ihnen wohl schmeckt und gut gedeyet, oder die Juden, die das Schweinfleisch aus eben dem Grunde, wie wir das Pferdefleisch, meiden, mehr Auslachens werth sind? In Italien wird das Eselsfleisch gegessen; aber nur Tartarn, Calmucken und andere unchristliche Völker, essen Pferdefleisch. Wir selbst essen die Cervelatwürste, wovon man sagt, daß sie von Eselsfleische gemacht werden. Wenn wir nun sagen sollten, warum wir Eselsfleisch für genießbarer hielten, als Pferdefleisch, so würden wir bald merken, daß die ganze Sache auf Vorurtheilen und Thorheit beruhet.

Das Levitische Gesetz und der Pabst Zacharias verboten, die Hasen zu essen. Wir essen sie ohne Bedenken, ob sie gleich oft häßlichen Krankheiten unterworfen sind. Wenn wir indessen nach England kommen, und Caninchen mitspeisen sollen, so wissen wir nicht, ob wir es thun sollen, oder nicht; da doch diese Thiere einander sehr ähnlich sind, und kein Grund vorhanden ist, warum man die Hasen lieber essen sollte.

Die

Die Franzosen speisen Frösche, und wir speyen davor aus, weil sie den Kröten ähnlich sehen. Hingegen essen wir die Aale mit Vergnügen, die doch den Schlangen eben so ähnlich sind. Wir unterstehen uns, die geharnischten Krebse zu essen, sie mögen so fürchterlich aussehen, als sie wollen. In Siberien essen sie weder Russen noch Heiden, und man kann diese Leute kaum bereden, ein so gräßliches Thier anzurühren. Dagegen essen die Calmucken und viele andere wilde Völker das Aas von Viehe, das an Krankheiten gestorben ist; ja die Hottentotten machten sogar Kolben weiß, daß dieses Fleisch gesünder wäre, als das geschlachtete. Wir essen die Milch und den Rogen der Fische, ohne den geringsten eckelhaften Begriff damit zu verknüpfen. Zu Jakuzk ißt man die frühzeitigen Geburten und Nachgeburten der Thiere, ohne sie auch nur vorher abzuwaschen. Ist aber nicht beydes im Grunde einerley Sache? und nehmen wir nicht selbst ungebohrne Thiere zu unsern Brühen, die einen hohen Geschmack haben sollen? Der Koth der Schnepfen ist uns eine Delicatesse. Die wilden Völker essen die Gedärme der Thiere mit allem darinn enthaltenen Unrathe. Ein Gericht der Samojeden, welches sie Tjeo nennen, besteht aus dem Magen der Rennthiere, welcher unausgeräumt geräuchert, und roh verzehrt wird.

Die Chinesen, Calmucken, Samojeden, und die Schwarzen an der Goldküste von Afrika, essen Hunde; und diese Thiere werden zu Angola dazu gemästet, und öffentlich zu Markte gebracht. Ein großer fetter Hund ist daselbst zuweilen für 22 Sklaven verkauft worden. Für mittelmäßige Hunde können die europäischen Sklavenhändler immer zween Sklaven eintauschen; und gleichwol wird doch ein Sklave auf 10 Ducaten geschätzt. Was ist an diesen Thieren auch eckelhaftes? Ist es nicht ein bloßes Vorurtheil, daß wir sie verabscheuen? Ein wohlhabender Jakute giebt das beste Pferdefleisch oder Rindfleisch für eine große und fette Ratze, weil sie ihm besser schmeckt; und in Jamaica und Martinique werden diese Thiere häufig gespeiset. In Afrika und Brasilien werden gebratene

Mäuse für eben so schmackhaft, als ein junges Huhn, gehalten; und wer kann sich unterstehen zu beweisen, daß dieses ein falscher oder verdorbener Geschmack sey?

In Italien ißt man Vipernfleisch. In Siam, Pegu, Brasilien, machen sie eine Delicatesse aus dem Fleische der Schlangen, weil sie glauben, daß die großen Schlangen nicht so giftig sind, als die kleinen; und hierinn haben sie vielleicht Recht. In Afrika und Amerika werden die bucanirten oder gedörrten Eidechsen gegessen; und die Europäer, die diese Speise gekostet haben, versichern, daß sie sehr schmackhaft sey. Es ist ein bloßes Vorurtheil, daß wir sie verabscheuen, zumal da wir Schildkröten gern essen. Was haben die Franzosen, welche Frösche essen, wie die Amerikaner, wol den Brasilianern vorzuwerfen, wenn sie Kröten lieber genießen, als das Fleisch der Landthiere? Wenn wir den Hottentotten verspeyen, weil er Läuse frißt, so verspeyet er uns wieder, wenn er uns glatte Fische ohne Schuppen speisen sieht.

Vielen Leuten bey uns ist faules Wild eine angenehme Speise. Das Argiß der Jakuten mag eben so delicat seyn. Sie lassen nämlich ihre Fische faulen, indem sie sie in eine große Grube werfen, und mit Erde bedecken, woraus sie nach und nach ihren Vorrath herausholen, und sich an keinen Gestank kehren.

Die nützlichste Naschhaftigkeit unter allen besitzen diejenigen Völker, die ihre Landplagen aufessen. Ich rede von den Parthern, Aethiopiern und Arabern, die ihre Heuschrecken fressen. Diese Thiere haben eine außerordentliche Größe; und wenn sie von einem Orte zum andern ziehen, so verdunkeln sie durch ihre unglaubliche Menge und Größe die Luft. Das Volk erzittert vor dem Summen ihrer Flügel, das man schon vom weiten vernehmen kann; und diese Armeen bedecken zuweilen sieben oder acht Meilen Landes, wo sie alle Pflanzen und Bäume unwiderbringlich verderben und zu Grunde richten. Die Einwohner verlassen die Gegenden, wo sie sich niedergelassen haben, und müssen der Gewalt dieser Strafe des Himmels

mels weichen. Inzwischen iſt die einzige Rache, die ſie an dieſen Thieren nehmen können, daß ſie ihrer ſo viel aufeſſen, als ihr Magen verdauen will. Wer in Aegypten, Arabien oder Syrien reiſet, und bey den Arabern mit einer Mahlzeit fürlieb nimmt, der wird in der Zeit, da Heuſchrecken gefangen werden, unter ihren Gerichten gewiß eine Schüſſel mit gebratenen Heuſchrecken antreffen. Man hält ſie für ein angenehmes und gar nicht eckelhaftes Gerichte. Sie werden auch auf noch mehrere Arten zubereitet. Man treibt ſie mit Rauche von den Bäumen, daß ſie niederfallen; hernach werden ſie eingeſalzen, und entweder an der Sonne, oder im Ofen getrocknet, da ſie ſich dann das ganze Jahr hindurch halten. Der heilige Johannes der Täufer pflegte ſie mit wildem Honige zu eſſen; denn ſo waren es damals die armen Leute zu thun gewohnt.

Man ſtellt ſich gewiß bey vielen guten und vernünftigen Gebräuchen anderer Völker ſehr oft allzu ſeltſam an, und verlacht oder verdammet alles, bloß weil man es nicht zu ſehen gewohnt iſt. Wenn wir die abſcheuliche Speiſe der wildeſten Völker betrachten, ſo werden wir immer bey den geſitteſten eine finden, die mit ihr verglichen werden kann. Inzwiſchen treten dieſe beyde Völker mit ihren Töpfen und Schüſſeln gegen einander über, und lachen und höhnen ſich aus. So ſind die Critiken der Vernunft in allen Dingen beſchaffen, worinn nur die Sinne oder die Moden und Gewohnheiten Richter ſind.

Ich verharre, ꝛc.

S. Edar.

* * *

Mein Herr,

Einige kleine Beyträge zu Ihren Abhandlungen vom Weine, im 67ſten und 98ſten Stücke, werden, wie ich hoffe, weder Ihnen, noch Ihren Leſern mißfallen.

Man mag den Moſes, den Noah oder den Bacchus für den Erfinder des Weins halten, ſo muß man doch allezeit einem gewiſſen Eſel zu Nauplia Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, welcher, nach dem Berichte des Jſacius beym Natalis Comes, an dieſer Erfindung ebenfalls keinen geringen Antheil hat. Was würden uns alle Weinſtöcke helfen, wenn wir nicht die Kunſt verſtünden, ſie zu cultiviren und zu beſchneiden? Dieſes haben aber die Menſchen zuerſt von einem Eſel zu Nauplia gelernet, welcher die Reben abfraß, und hierdurch den Beobachtern entdeckte, was für Vortheile ſie durch die Beſchneidung der Weinſtöcke erhalten könnten. In der That erkannte man ehedem die Verdienſte des Eſels um die Cultur der Reben; denn ſeine Landsleute ließen ihn in Stein hauen, und ſeine Ehrenſäule aufrichten. Dieſer Umſtand iſt merkwürdig; denn wenigſtens iſt der von Nauplia der erſte, wenn gleich nicht auch der letzte Eſel, welchem man eine Ehrenſäule geſetzt hat.

Die Reben ſind ein verachtetes dürres Holz, ein Sinnbild der heimlichen Wohlthäter in einer Republik, die man, ihrem Anſehen nach, nimmermehr für ſo nützlich halten ſolte, als ſie in der That ſind. Gleichwol ſind auch dieſe dürren Stöcke noch nutzbar, wenn ſich nur die Kunſt ihrer annehmen will. Jm erſten Theile der Schriften der erfurtiſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften hat Herr Jacobi gezeiget, daß man aus den Kohlen der Reben eine ſchöne blaue Farbe machen könne.

Dieſes kann vielleicht dereinſt ein ſchöner Vortheil für die Künſte werden. Unterdeſſen iſt ein anderer Vortheil ſchon völlig entſchieden, welchen die dürren Reben der Geſundheit leiſten können. Jch will ihrer Thränen hier nicht gedenken, weil ſchon jedermann weiß, daß das Waſſer, welches die Reben weinen, für ein gutes Mittel gehalten wird, die Augen zu ſtärken. Nein, das dürre Rebenholz ſelbſt kann zu einer Arzeney gemacht werden, deren Zubereitung und Gebrauch ich itzt beſchreiben will.

Man

Man macht aus der Asche der Weinreben eine starke Lauge, und gießet dieselbe so heiß, als sie nur werden kann, in ein bequemes Gefäß. Wenn ein Mensch, der den Wurm am Finger hat, (Panaritium) das kranke Glied in die heiße Lauge hineinstecket, und so lange, als möglich, darin hält, so wird dieses seinen Schaden heilen. Damit aber der Grad der Hitze beständig einerley bleibe, so muß man stets heiße Lauge zugießen.

Der Wurm am Finger hat drey verschiedene Grade: einen, wo das Glied nur aufgelaufen ist; einen andern, wo sich schon eine scharfe Feuchtigkeit erzeugt hat, die benachbarten Theile aufschwellen und der Eiter zunimmt, es mag nun übrigens eine Oefnung vorhanden seyn, oder nicht; und einen dritten, wo das Fleisch durchgeplatzt, zerfressen, einem Schwamme ähnlich ist, und voller Eiter steckt. In allen diesen Fällen ist der Gebrauch des Mittels einerley; aber die Wirkungen sind verschieden. Im ersten Grade hemmet die Lauge die Geschwulst, und zertheilt und treibt die Schärfe, ohne eine Wunde zu machen, durch die Ausdünstung fort. Im andern Grade, wo keine Oefnung ist, zieht die Lauge die Schärfe an die kränkste Stelle, erweichet daselbst das Fleisch, und macht eine Blase, die man mit einer spitzigen Scheere öfnet, da denn die Schärfe häufig heraustrieset. Man muß alsdann den Gebrauch der Lauge zuweilen wiederholen, bis nichts mehr herausfließet, ja auch noch nachher. Dieses einige Mittel heilet den Wurm gründlich, wenn man nur die unnütze Haut hinwegschneidet, und reinigende und heilende Wundsalben aufleget. Im dritten Grad ist die Wirkung sehr wunderbar, und man hat davon Folgendes angemerkt:

Eine gewisse Bäurinn hatte einen Daumen einer Faust dick, der ganz unförmlich, aufgeplatzt, und überall durchlöchert war. Das Fleisch war braun und blau unterlaufen, und hatte ein gräßliches Ansehen. Der Nagel war vor einigen Tagen abgefallen, und ein Stück vom Knochen des Daumens, das vermuthlich zerfressen war, hatte sich abgesondert.

Die ganze Hand war entsetzlich geschwollen, ja auch der Vorderarm. Sie steckte diesen Daumen in die Lauge, und einen Augenblick hernach floß ein gelbligter, fetter und öhligter Saft häufig heraus, als wenn das Blut aus einer Ader spritzte. Dieses dauerte zwo Stunden lang ohne Aufhören, und dabey senkte sich die Geschwulst zusehends. Nachher folgte eine andere zähe und klebrigte Feuchtigkeit, die sich wie Terpentinspiritus zog. Man drückte dann und wann den Daumen ein wenig, um den Ausgang dieses Eiters zu befördern. Diese Operation dauerte in allem über fünftehalb Stunden; da dann aller Eiter heraus war, und sich ein wenig Blut zeigte. Man wusch die Wunde mit warmen Weine, und legte eine Salbe darauf, um die Eiterung der übrigen verdorbenen Säfte zu befördern. Die Bäurinn nahm etwas von der Salbe mit, verband sich selbst, und ihr Daumen war in kurzer Zeit völlig geheilet. Man hat etwas von der Lauge, das mit Eiter vermischt war, stehen lassen, und den folgenden Tag hat sich der Eiter unten am Gefässe als eine zähe und käsigte Materie gesetzt.

Im achten Stücke der Hannöverischen gelehrten Anzeigen vom Jahre 1753 hat jemand Vorschläge gethan, wie man den Wein eben so, wie die Fleischbrühe, in eine trockene oder zähe Materie verwandeln könnte, die sich auf Reisen, statt des Weins, gebrauchen ließe, wenn man sie durch hinzugegossenes Wasser verdünnete. Die Natur zeigt uns selbst etwas Aehnliches von dieser Art an den Rosinen, womit man sich allenfalls schon begnügen könnte; denn man kann aus denselben mit wenig jungem Weine und Wasser einen süßen, starken, wohlschmeckenden und gesunden Wein machen. Man nimmt Rosinen, gießet einen mit Wasser vermischten jungen Wein darauf, und setzet solchen mit ein paar Tropfen von zerflossenem Weinsteinsalze in eine Gährung. Hierdurch erhält man einen wahren und hitzigen Wein; denn was sind die Rosinen anders, als Weinbeeren, aus welchen das Wäßerige ausgedünstet ist, welches man durch das hinzugegossene Wasser wieder ersetzet?

Der

Der oberwähnte Verfasser hat indessen ein paar andere Vorschläge, um dem Weine eine Festigkeit zu geben, davon der erste der ist, ihn gefrieren zu lassen. Ich habe nie gehört, daß durch das Gefrieren der Wein zähe werde, wol aber, daß sich sein Wasser in Eis verwandelt, der Geist aber in der Mitte des Eises, als ein sehr flüchtiger Brantwein, zurückbleibt. Wir müssen uns also wohl an den zweiten Vorschlag halten, dessen Richtigkeit der Verfasser, wie er sagt, a posteriori erweisen will. Wir sollen den Wein räuchern, damit er, wie ein Schinken hart werde. Der Anschlag ist so gemacht.

„Man nehme einen unverfälschten Rhein- Mosel- oder Frankenwein, fülle damit eine wohlgesäuberte und vorher ausgetrocknete Rinderblase, hänge solche in Rauch, und zwar an einen solchen Ort, wo die Hitze des Rauchs das Wasser weder zu langsam noch zu geschwind austrocknen kann. Wenn nun die wäßerigen Theile gänzlich heraus sind, so muß sich nothwendig ein zäher brauner Schleim ansetzen, welchen man in einer blechernen Büchse wohl verwahret, und hernach, wenn man es auf Reisen benöthiget ist, so viel Wasser, als vorher Wein zu der Masse in der Blase gewesen, hinzugießet, und es wohl zusammenrühret, so ist eben der Wein wieder so wohlschmeckend da, als vorher. Weil aber vielleicht der Rauch der gedachten Masse einen übeln Geschmack beybringen mögte, welches doch auf die Probe ankommt, so hält der Verfasser die Verdickung des Weins durchs Gefrieren für noch besser.„

Es ist unbekannt, warum eben der Rauch beliebt worden ist, um den Wein durch die Wärme zu verdicken? Wer jemals eine geräucherte Wurst gegessen hat, der wird es nicht erst auf die Probe ankommen lassen, ob ein geräucherter Wein nach Rauche schmecken werde. Denn da der Rauch hier durch die thierischen Häute hindurch dringet, und das darin enthaltene Fleisch durchziehet; so wird er es unstreitig beym Weine auch thun, und wenn dem Wasser des Weins Wege offen sind, wodurch

durch es durch die Rindsblase ausdünsten kann; so werden eben dieselben Wege auch dem Rauche zum Eingange dienen.

Ich zweifele, daß überhaupt eine solche Verdickung des Weins durch die Wärme, anders als nur bey solchen Weinen, statt haben, die eine natürliche Klebrigkeit oder Zähigkeit haben, wie z. E. die süßen Rhein-Mosler- und Frankenweine sind hierzu schwerlich brauchbar. Allein, von den spanischen Sekten sagt man, daß sie sich verdicken lassen; doch nicht durchs Räuchern. Ich besinne mich itzt nicht, wo ich dieses sonst gelesen habe, außer im ersten Theile der sogenannten Amusemens des Eaux d' Aix la Chapelle. Daselbst wird gesagt: „Man erhalte in Spanien die guten spanischen Weine so lange, bis sie in den Gefchirren hart werden; und wenn sie getrunken werden sollen, so erweiche man sie in kochendem „Wasser, wie die Zuckertafeln." Bey einem an sich klebrigtem Weine kann dieses ein sehr geringer Grad der Wärme bewerkstelligen. Es ist bekannt, daß in Spanien die Weine, wegen der großen Hitze, nicht in Fässern, sondern in Fellen oder Schläuchen gepicht aufbehalten werden. Diese Felle oder Schläuche stellen etwa die Rinderblase im obigen Versuche vor, und die natürliche Hitze des Landes ist hinlänglich, die Weine in diesen Schläuchen durch die Länge der Zeit zähe zu machen. Ich kann diese Wirkung der Wärme durch eine Anmerkung des Friedrich Hoffmanns bestärken, welcher sagt: „Eine „feuchte warme Luft verursacht in den Weinen, wenn gleich „der Keller wohl verwahrt ist, nicht geringe Veränderungen, „und macht sie theils trübe, theils zähe." Weil dieses eine feuchte Wärme gar leicht thun kann, so ist die trockne Wärme vom Rauche desto entbehrlicher.

Da Sie, mein Herr, in Ihrem 98sten Blatte der geschwefelten Weine gedacht, und die Einschwefelung für ein unvermeidliches Uebel bey weißen Weinen erkannt haben; so wird es Ihren Lesern lieb seyn, wenn sie hierüber des obgedachten großen Weinkenners, Friedrich Hoffmanns, Gedanken lesen. „Um die Weine zu bewahren, sagt er, hat man von

„lan-

„langer Zeit den Einschlag vom Schwefel am bewährtesten „gefunden, indem man ihn anzündet, und die Fässer damit „durchräuchert, ehe der Wein darauf gezogen wird: denn die „Erhaltung des Weins kommt hauptsächlich auf die Erhal„tung der schwefeligten Theile an; daher auch ein starker hitzi„ger Wein nicht so leicht kanigt wird, als ein junger schwa„cher Neckar- und Moslerwein. Will man ein leeres Faß „vor Schimmel und muddigtem Geruche verwahren, so muß „es eben auch mit Schwefel durchgeräuchert werden, und „dann kann es eine Zeitlang leer stehen. Eben dieses geschicht, „wenn der Wein zum Zapfen geht, und ein Theil des Fasses „leer geworden, damit er nicht kanigt werde. Wenn ein Wein „trübe zu werden anfängt, so setzt sich auf Einlassung des Schwe„felrauchs das Trübe alle zu Boden, und der Wein wird wie„der klar. Es hilft auch dazu, daß die Säure des Weins „gebrochen werde; denn es ist wieder ein Wein immer liebli„cher, je öfter er auf ein anderes Faß gezogen wird. Nur ist „dieses sonst in Ansehung des Weins so unfehlbare Mittel nicht „gesund, weil zarte und empfindliche Personen es im Kopfe „verspüren, und sich darauf übel befinden. „

Da der Schwefeleinschlag den weißen Weinen so unentbehrlich, und gleichwol der Gesundheit nachtheilig ist, so finde ich Ihren Rath für den besten, sich zu einem gewöhnlichen Tischweine eines nicht hitzigen, aber ein wenig zusammenziehenden rothen Weins zu bedienen; und weil ich eben im Begriffe bin, diesen Rath zu vollstrecken, so empfehle ich mich Ihnen. Es geschehe auf Ihr Wohlseyn!

Vinosus.

* * *

Mein Herr Arzt,

Ob Sie uns gleich in Ihrem 114ten Stücke die Gewohnheit als eine vortrefliche Beschützerin des Lebens und der Gesundheit abschildern, so hatte doch Krüger vollkommen Recht,

Recht, als er ihr den Namen der grausamsten Tyranninn gab, welche das menschliche Geschlecht peiniget. Unter allen Beschuldigungen, welche er wider sie vorbringt, ist die wohl die unglaublichste, daß es Länder gebe, worinn man sich aus Gewohnheit lebendig verbrennet. Diese Wirkung der Gewohnheit streitet so sehr wider die ganze Natur, und hat in ihrer Art so was Trauriges und Entsetzliches, daß die Beweise der Augenzeugen davon allemal höchst merkwürdig sind. Sie werden mir daher erlauben, daß ich Ihren Lesern einen solchen Beweis erzähle, welchen die königlich-dänischen Mißionarien in Ostindien selbst mit angesehen, und in einem vom 2ten Februar 1750 datirten Briefe folgendermaaßen beschrieben haben.

Es war ein gewisser achzigjähriger indianischer Prinz gestorben, und es ist in Ostindien die Mode, daß sich den hinterlassene Weiber mit dessen Leichname verbrennen. Man hatte außerhalb der Stadt, wo dieser Prinz sonst zu residiren pflegte, einen großen Graben verfertiget, und selbigen mit Holze, das in Form eines Scheiterhaufens gelegt war, angefüllet. Die mit den köstlichen Zierrathen geschmückte Leiche des Verstorbenen wurde, unter vielem Gepränge, dahin getragen, und auf den Scheiterhaufen gebracht. Alsdann zündeten die Bramanen oder heidnischen Priester, den Haufen mit einer Menge von abergläubischen Ceremonien an. Zu gleicher Zeit erschienen die Weiber des Verstorbenen, die nach den Gesetzen oder Gewohnheiten des Landes mit ihm sterben, und sich in die Flammen des Scheiterhaufens stürzen solten. Ihre Anzahl belief sich auf 47. Sie waren alle mit Juwelen und Blumen ganz bedeckt, und giengen zu verschiedenenmalen um den Haufen herum. Die vornehmste von ihnen trug den Dolch des verstorbenen Prinzen, den sie seinem Nachfolger überreichte, und dabey eine kurze Rede an ihn hielt, worinn sie ihn vermahnte, sich des Dolchs mit Mäßigkeit zu bedienen, und nur diejenigen dadurch zu bestrafen, die es verdienten. Hierauf wendete sie das Gesicht recht großmüthig gegen den

Scheiter-

Digitized by Google

Scheiterhaufen; und nachdem sie die Namen ihrer Götter angerufen hatte, stürzte sie sich mitten in die Flammen. Die zwote war eine Schwester des Prinzen Tandamann, der sich bey dieser abscheulichen Ceremonie gegenwärtig befand. Sie überlieferte ihm die Juwelen, die sie an sich hatte, und der Prinz umarmete seine Schwester, als er die Juwelen von ihr empfing, mit vieler Zärtlichkeit, zerfloß auch fast in Thränen. Aber die Prinzeßinn blickte, ohne nur im geringsten gerühret seyn, bald den Scheiterhaufen, bald die Umstehenden an, schrie mit lauter Stimme: Chiva! Chiva! welches der Name eines ihrer Götter ist, und stürzte sich, wie die erstere, in die Flamme. Die übrigen folgten nach und nach. Einige von ihnen waren standhaft genug; andre hingegen sahen erschrocken und blaß aus. Besonders that eine viel furchtsamer, als ihre Mitschwestern. Sie gieng hin, umarmete einen von den Zuschauern, der ein Christ war, und bat ihn, er möchte sie retten, welches doch nicht geschehen konnte; und diese Unglückselige wurde sofort in den brennenden Scheiterhaufen geworfen. So unerschrocken sich auch die meisten von diesen erbarmenswürdigen Schlachtopfern zeigten; so fühlten sie doch kaum die Hitze des Feuers, als sie erbärmlich zu schreyen anfiengen, wobey sie übereinander herfielen, und sich bemüheten das Ufer des Grabens zu gewinnen, welches man dadurch verhinderte, daß man eine Menge Holz auf sie schmieß, theils um sie damit zu belästigen, theils auch um die Gluth zu vermehren. Als sie von den Flammen verzehret waren, näherten sich die Bramanen dem annoch rauchenden Scheiterhaufen, und machten über der Asche dieser Unglückseligen eine Menge von Ceremonien. Des andern Morgens sammleten sie die mit Asche vermischten Knochen, thaten solche in kostbare Leinewand, und trugen sie bey eine Insel, wo sie alles ins Meer warfen. Man füllete hernach den Graben wieder zu, und bauete einen Tempel darauf, um in solchem, zu Ehren des verstorbenen Prinzen und seiner Weiber, die in die Zahl der Götter aufgenommen wurden, zu opfern.

Solch

Solche Beweise der Macht der Gewohnheit und des Aberglaubens sind noch weit abscheulicher, als alle die Possen der Faquirs und Banianen, die uns einer Ihrer Correspondenten im 111ten Stücke erzählt hat, und für sie schickt sich die Anmerkung besser, womit derselbe sein Schreiben beschließet. Was für Götter müssen das seyn, die solche blutige Opfer von den Menschen fodern, und wie mögen sie ihre edelsten Geschöpfe lieben, daß sie den armen Weibern den Tod ihrer Männer nicht vergeben können! Wenn man auch nur von dieser Seite die reine Religion betrachtet, so muß man ihre Verehrer für glückselig schätzen, daß sie zum Himmel kommen können, ohne sich lebendig zu verbrennen. Ich weiß nicht, wenn dieser Gebrauch in Europa eingeführt wäre, ob sich ein Frauenzimmer würde entschließen können, einen Mann zu nehmen; oder es ist auch wahr, daß die Liebe eben so stark sey, wie der Tod, und daß Gewohnheit und Aberglauben die Herzen der Menschen, wie Wüteriche, beherrschen; denn eben die Beförderer dieses verfluchten Aberglaubens sind es, von denen Haller sagte:

Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that?

Ich bin, ꝛc.

S. Ohe.

❀

Druckfehler.

Im hundert und sechszehnten Stücke des Arztes Pagina 177 von unten auf Zeile 15 lieset man: und was ist viel davon zu sagen, da man sogar Theile findet: Es muß aber heißen: und was ist viel davon zu sagen, da man sogar in dem durch die Kunst gereinigten Wasser noch immer einen großen Ueberfluß fremder Theile findet:

Druckfehler.			Wie sie zu ändern.
S. 178 Z. 24	Topfstein	— —	Tophstein.
S. 179 Z. 13	Meran	— —	Mairan.
= — = 18	Salzes halten	—	Salzes zu halten.
S. 180 Z. 9	die Wärme des Wassers	—	die Wärme das Wasser.
S. 184 Z. 21	an	— — —	in.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und neunzehntes Stück.

von Hagedorn.

Die Rauhigkeit der Sitten, die verwildern,
— — — weiß unsere Kunst zu mildern.

Seit dem Beyspiele des hündischen Diogenes, welcher einen Ruhm darinn suchte, alle Grenzen der Sittsamkeit und Reinlichkeit zu übertreten, hat es verschiedene Gelehrte gegeben, die sich in dieser schmutzigen Niederträchtigkeit, aus Stolze, dem niedrigsten Pöbel gleich gestellt haben.

Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire.

Solche Leute sind nicht werth, daß man über sie Buch hält. Die Niederträchtigkeit sollte billig eine allgemeine Verachtung nach sich ziehen; und unter allen seltsamen Charaktern, die jemals Thoren angenommen haben, um sich bekannt zu machen, sollte man den, welcher den guten Sitten entgegengesetzt ist, der wenigsten Aufmerksamkeit würdigen. Ein unreinlicher Mensch, der sich besonders durch anderweitige Verdienste unterscheidet, giebt immer ein schädliches Beyspiel, das seine Nachahmer findet; und da die Unreinlichkeit allezeit der Gesundheit nachtheilig ist, so sollte man sie von Rechtswegen bey keinem Menschen mit derjenigen Nachsicht betrachten, womit man sonst kleine Fehler großer Leute, aus Hochachtung gegen ihre übrigen Verdienste, übersieht. Der Mangel guter Sitten und der feinen äußerlichen Zucht ist ohnedem schon ein allzu gemeiner Charakter der Ge-

lehrten, und macht sie bey Leuten, die zu leben wissen, schon überhaupt so verächtlich, daß die Gelehrsamkeit bloß um deswillen bey den Großen weit weniger Eingang findet, als es zum Vortheile der Menschen zu wünschen wäre. Ich werde mich heut wider diese Niederträchtigkeit auflehnen, indem ich meinen Lesern zeigen werde, daß Reinlichkeit und Gesundheit zween Vorzüge gesitteter Menschen sind, deren keiner ohne den andern bestehen kann. Es braucht bey dieser Materie keiner besondern Methode. Ich will die vornehmsten Hülfsmittel durchgehen, deren sich gesittete Leute bedienen, um sich reinlich zu halten, und überall zeigen, daß ein wichtiger medicinischer Vortheil der Grund sey, um welches willen sie beybehalten zu werden verdienen.

Unser Leib dünstet, so lange er gesund ist, beständig eine klebrichte Feuchtigkeit aus, die sich an die Haut anleget, und sich an den unbedeckten Theilen mit dem darauf fallenden Staube und anklebendem Schmutze vereiniget. Hierdurch werden das Gesicht, der Hals und die Hände mit einer Schmutzrinde überzogen, welche die Ausdünstung hindert, indem sie die Schweißlöcher verstopft. Um dieses zu verhüten, muß man seine Zuflucht zu dem Waschen nehmen, welches die Unreinigkeiten hinwegnimmt, und die Ausdünstung wieder herstellet. Wenn dieses unterlassen wird, so entstehen unreine Krankheiten der Haut, wohin besonders derjenige Ausschlag gehöret, den man die Krätze oder den Aussatz zu nennen pfleget. Diese Krankheit ist Kindern, die unreinlich gehalten werden, und den Tuchscherern, Wollarbeitern und Schneidern gemein, bey welchen sich der feine Staub der wollenen Tücher in die kleinen Furchen der Haut leget, und durch sein unaufhörliches Fressen diesen Ausschlag auf der Haut hervorlocket. Alle klebrichte Unreinigkeit, welche die Schweißlöcher verstopfet, und aller fressender Schmutz, welcher ein Jucken verursachet, bringt

alſo ſchlimme und hartnäckige Krankheiten der Haut hervor, welche durch das W- ſchen vermieden werden können. Weil nun unſere Ausdünſtungen etwas öligtes an ſich haben, das Oel aber ſich mit dem Waſſer nicht wol vereiniget, ſo hat man zu dieſer Reinigung der Glieder ein Mittel nöthig, welches die öligten und wäſſerigten Theile mit einander verbinden kann; und dieſes Mittel iſt die Seife. Daher iſt es ein nöthiges Stück der geſunden Reinlichkeit, ſich öfters mit Seife zu waſchen; und dieſer Vortheil des öftern Waſchens iſt ſchon zu allen Zeiten bekannt geweſen.

Weil das jüdiſche Volk in den älteſten Zeiten zum Ausſatze ſehr geneigt war, ſo ſorgete der weiſe Geſetzgeber deſſelben dafür, daß ſie nicht allein die Speiſen, welche dieſen Ausſatz unterhalten, beſonders das Schweinfleiſch, vermeiden, ſondern daß ſie auch bey allen Gelegenheiten ihre Haut durch Waſchen und Baden reinigen mußten. Wenn die Altväter von ihren Tagereiſen zu Fuß nach Hauſe, oder zu ihren Freunden kamen, ſo wurden ihnen gleich Fußbäder gereicht, um den Staub und Schmutz von ihren beſchwitzten Füßen abzuwaſchen. In allen heißen Ländern, wo man ſtark ſchwitzt, war es durchgehends eingeführt, daß man ſich vor dem Eſſen erſt waſchen mußte. Wir ſehen aus dem **Livius**, wie gemein das Händewaſchen ehedem bey den Gaſtmählern geweſen; und die Bäder der Römer waren Anfangs nichts anders, als eine mediciniſche Klugheit, deren ſie ſich befliſſen, um ihren Leib nach ſtarken Arbeiten zu reinigen. Wenigſtens war das enge und dunkle Bad von ſchlechtem und oft ganz trüben Waſſer, worinn ſich **Scipio** nach der Arbeit wuſch, noch keine ſolche üppige Pracht, als nachher die Bäder zu Rom wurden, da man ſich ihrer bloß zur Wolluſt, und Staat zu machen, und da ſich das Frauenzimmer derſelben bediente, um ſeine Schönheit zu vermehren. **Tacitus** ſagt von den alten Deutſchen,

daß sie sich des Morgens, sobald sie aufgestanden waren, mit Wasser gewaschen, und zuletzt auch eine Ueppigkeit daraus gemacht hätten, sich in den Flüssen und warmen Gesundbrunnenwassern zu baden.

Nachdem die gymmnastischen Künste und starken Leibesübungen aus der Mode gekommen waren; nachdem man nicht mehr wollene, sondern leinene Bedeckungen auf der bloßen Haut trug; und nachdem die sonst so nützlichen Bäder zur Gesundheit eine Art schädlicher Ueppigkeit, Wollust und Weichlichkeit geworden waren, gerieth diese diätetische Vorsicht nach und nach in Verfall; und wir finden, zumal in den kältern Ländern, wenige Liebhaber mehr von diesem alten nützlichen Gebrauche. In den heißen Ländern ist das Baden und öftere Waschen noch itzt weit stärker im Gebrauche, als bey uns, weil es den Einwohnern dieser Länder zu ihrer Gesundheit unentbehrlicher blieb. Die Türken waschen sich noch täglich sehr oft, und halten dieses für einen Religionsartikel; und in Italien ist der Gebrauch des Wassers zum Baden und Waschen noch itzt weit allgemeiner, als bey uns.

Leuten die stark schwitzen und dabey schmutzige Arbeit verrichten müssen, ist also das Waschen und Baden der Glieder sehr anzupreisen. Das kalte Wasser stärket zugleich die Fäserchen, und bringt sonderlich, wenn es des Morgens gebraucht wird, eine Munterkeit des Leibes hervor. Da die Füße der Kälte nicht so, wie das Gesicht und die Hände gewohnt sind, so kann man sie in lauem und warmen Wasser baden, welches aber niemals zu heiß seyn muß. Dergleichen warme Fußbäder sind von großem Nutzen, und sonderlich den Studirenden und denen anzurathen, bey welchen das Blut stark nach dem Kopfe gehet, weil sie nicht nur den Krampf der Fäserchen in den Füßen aufheben, sondern auch den Zufluß des Blutes nach den untern Theilen hinlocken. Zu dem Ende müssen die Füße bis über die Waden ins warme

Was-

Wasser gesetzt werden; und weil das Flußwasser zum Erweichen gemeiniglich geschickter ist, als das Brunnenwasser, so wird es vorgezogen. In eben der Absicht thut man wol Weitzenkleye hinein; und wenn man noch außerdem Camillenblumen, Salbey und andere wohlriechende Kräuter in die Fußbäder nimmt, so ist dieses um desto weniger zu mißbilligen, da sich doch immer etwas von dem flüchtigen und nervenstärkenden Wesen durch die zurückführenden Schweißlöcher in die Haut zieht, und dem Körper zur Stärkung gereichet. Hat man die Absicht, das Blut recht stark von den obern Theilen herunter zu ziehen, so thut man etwas Salz und Asche in das Wasser; denn der Reiz, den diese Salze in den Füßen hervorbringen, verursacht einen stärkern Zufluß des Bluts nach denselben. Denen, die gewohnt sind, den Kopf zu waschen, ist diese Gewohnheit nicht zu widerrathen, wol aber den ungewohnten und schwächlichen Leuten. Wir haben in der That große Vortheile verlohren, seitdem wir das Bad des lauen Wassers, worinn man mit halbem Leibe sitzt, abgeschafft haben. Es befördert dasselbe nicht allein die Ausdünstung, welche tausend Krankheiten verhütet, sondern es giebt auch dem ganzen Körper eine angenehme Beruhigung, indem es alle Krämpfe auflöset, und die Nerven zum Dienste der Seele geschmeidiger macht.

Wenn uns ja das Baden und Waschen zu beschwerlich fiele, so sollten wir doch wenigstens eine andere Art der Reinlichkeit beobachten, welche darinn besteht, die Wäsche, die wir auf der bloßen Haut tragen, oft zu verändern. Sie wird von der beständigen Ausdünstung des Körpers gar bald durchgefeuchtet; und eine feuchte, durchgeschwitzte Leinwand, die uns unmittelbar berühret, verhindert, so lange sie feucht ist, die Ausdünstung, nimmt die Feuchtigkeit nicht mehr an sich, welche aus unserm Körper ausdünstet, und sendet durch die zurückführenden

Schweißlöcher die verdorbenen Dünste in unser Blut zurück, die sie, als sie noch trocken war, durstig in sich gesogen hatte. Daher sollte man keine Wäsche länger am Leibe tragen, als bis sie zum erstenmale feucht geworden ist; und wenn dieses in einem Tage zehnmal geschähe, so wäre es vernünftig, sie zehnmal mit trockner Wäsche zu vertauschen. Dieses wird denen wunderlich vorkommen, die das Gesetz heilig beobachten, sich nur alle Woche einmal umzukleiden. Allein, wenn sie nur einmal erst überlegt haben werden, daß man ein Zimmer so oft scheuren müsse, als es schmutzig geworden ist, es mag dieses nun nur alle Jahre, oder alle acht Tage geschehen, so werde ich schon gewonnen Spiel haben.

Der Schweiß des Hauptes feuchtet die Haare an, und die nassen Haare werden von der Luft gar bald erkältet. Wenn dieses ohne Schaden der Gesundheit abgehen soll, so muß man sie lüften und abtrocknen; und dieses geschieht durch das Kämmen und Reiben mit warmen Tüchern. Es besteht also auch hierinn eine gesunde Reinlichkeit. Will man aber dieser Mühe gern überhoben seyn, welche so oft wiederholt werden muß, und denen am nöthigsten ist, die ihre Haare mit Salben und Puder noch mehr verunreinigen, und die Ausdünstung der Haut am Kopfe verhindern: so ist das beste Mittel, daß man die Haare abschneide, sich der Peruquen an ihrer Statt bediene, und den abgeschornen Kopf dann und wann mit einer Bürste reinige. Man kann nicht glauben, wie groß dieser Vortheil für die Gesundheit sey. Die langen Haupthaare lassen sich nicht wohl trocken erhalten, und doch kann die geringste Feuchtigkeit derselben Kopfschmerzen und andere Zufälle veranlassen. Die Peruquen beugen allen diesen Uebeln vor. Der Kopf kann leichter trocken erhalten werden, er dünstet besser aus, man braucht kein Einschmieren und Pudern desselben, welches die Schweißlöcher verstopft, und der Trieb des Bluts geht nicht mehr

so

ſo ſtark zu Haupte, als wenn man die Haare wachſen läßt. Viele Leute können es an den Kopfſchmerzen den Augenblick merken, wenn ihnen die abgeſchnittenen Haare wieder zu lang gewachſen ſind, und ſie curiren ſich augenblicklich davon, ſobald ſie die Haare kürzer abſchneiden und den Kopf abbürſten laſſen. Es iſt leicht kein geſchwinderes Mittel, ſich von dem Schnupfen zu befreyen, als dieſes. Wie oft würden die Kinder vor ausgeſchlagenen Köpfen und Ungeziefer bewahrt werden, wenn man ihnen zeitig die Haare abnehmen ließe. Wie oft würden ſie dadurch die großen Ungelegenheiten vermeiden, welche ihnen die Blattern auf dem Kopfe verurſachen! Wie oft würden die Greiſe an Schlagflüſſen ſterben müſſen, wenn ſie nicht ihre Glatzen mit künſtlichen Haaren bedeckten!

Dieſe Vortheile mögen vielleicht ſchon die Alten zu der Mode, Peruquen zu tragen, veranlaſſet haben; denn in der That iſt dieſe Erfindung ſo neu nicht als viele glauben. Die Perſer trugen ſchon in den alten Zeiten fremde Haare, welche **Xenophon** κόμας πεπλεκτους nennet. Auch den Griechen und Römern waren die Peruquen nicht unbekannt. Die alten lateiniſchen Satyrenſchreiber haben ſchon weidlich über die Peruquen des Frauenzimmers geſpottet. **Tertullianus** beſchwerte ſich ſehr über die Peruquen und Touren, die man wie ein Gehäuſe über den Kopf ſtürzte. Adfigitis præterea neſcio quas enormitates ſubtilium & textilium capillamentorum, nunc in galeri modum, quaſi vaginam capitis, & operculum verticis, nunc in cervicem retro ſuggeſtum. Er nennet auch ſchon die Peruqenmacher: ſtructores capillaturæ, und warnet da, wo er von den Peruquen des Frauenzimmers redet: Ne exuvias alieni capitis forſan immundi, nocentis & gehennæ deſtinati, ſancto & chriſtiano capiti ſupparetis! **Lampridius** ſagt: daß die corinthiſche Peruque des **Commodus** mit allen wohlriechenden Waſſern Arabiens pomadiret und mit Goldſtaube gepudert gewe-

sen wäre, und Sueronius erwähnt vom Cahigula, daß er die Hurhäuser verkleidet besucht hätte, indem er des Nachts Peruquen aufgesetzt und lange Kleider angezogen hätte. Das Frauenzimmer muß diesen Gebrauch schon lange gehabt haben, weil man sagt, daß sich Helena, um sich über den Tod ihrer Schwester Clytemnestra zu beruhigen, die Haare bis auf die Wurzeln abgeschnitten habe, ohne dadurch ihrer Schönheit Abbruch zu thun. Indessen ist es wahr, daß diese Mode in Deutschland viel später aufgekommen sey. Vermuthlich wurden die Peruquen disseits der Alpen üblicher, nachdem der Burgundische Herzog Philipp, wegen einer Krankheit, und der König von Frankreich, Franciscus I. wegen einer Wunde am Kopfe, sich die Haare abschneiden lassen mußten, welchem Beyspiele des Hofes die übrigen Leute bald folgten. Die Deutschen, welche von je her Nachahmer der Franzosen gewesen sind, thaten ihnen dieses gar zeitig nach: „Denn sobald kann nicht eine närrische Gattung „aufkommen," sagt Teutschmeyer beym Philander von Sittenwald, „daß ihre ungerathene Nachkömm„linge nicht sobald dieselben müssen nachäffen, und fast „alle Vierteljahr ändern. Auch dafür halten, wo ein „ehrlicher gewissenhafter Mann bey seiner alten ehrlichen „Tracht bleibe, daß er ein Hudler, ein Halunck, ein Alber, ein Esel, ein Tölpel seyn müsse." Doch scheinet aus einer Stelle, aus Johann Geilers, oder Kaisenbergs Narrnschiffe, zu erhellen, daß zu seiner Zeit, nämlich um das Jahr 1500, die Peruquen noch sehr ungewöhnlich gewesen. „O, Weib!" sagt er, „erschrickest „du nit, wann du fremd Har zu Nacht auf deinen Kopf „hast, und etwan von einer todten Frauen, zu Schaden „deiner Seelen! zu Paris was ein große Procession, da „ward ein Af ledig, der that Niemans nit, dan einer „Frauen sprang er uff das Haupt, und zog ir den Schleyer „ab und die Huben. Da sahe yederman das sie kal was,

„und

„und kein Har uff den Haupt hat, die hät Todtenhar uff„gemacht, treib Hoffart mit: Das geschah von rechten „Urtheil GOttes.„ Man wird unter den Bildnissen aus dem funfzehnten Jahrhunderte, wo nicht gar keine, doch sehr wenige Abbildungen damals lebender Männer antreffen, die Peruquen getragen. Nur der alte ehrliche fränkische Ritter und Held Huldrich Huttenus, welcher 1488 gebohren und 1523 gestorben ist, hat schon zu seiner Zeit, wie Philander von Sittenwald, im Alamode Kehraus, berichtet, eine ziemliche Kolben getragen; welches aus Johann Jacob Boißardi Buche von den Bildnissen vornehmer Leute zu ersehen ist.

Man kann freylich nicht leugnen, daß die Peruquen itzt mehr um der Mode und des Ansehens willen, als wegen der Reinlichkeit getragen werden; allein, man muß der Eitelkeit etwas nachgeben, wenn sie nur durch ihre Verbesserungen und Nebenabsichten den wahren Gebrauch und Nutzen einer Sache nicht aufhebet. Ich gehe itzt fort zu andern Handlungen der Reinlichkeit.

Man machte ehemals dem Apulejus deshalb Vorwürfe, weil er sich Mühe gab, seinen Mund und die Zähne reinlich zu halten, welches man ihm für eine Eitelkeit auslegte. Allein, er vertheidigte sich sehr wohl, indem er sagte: daß man einem Philosophen kein Laster daraus machen müsse, wenn er nichts Unreines an seinem Leibe dulden wollte, und besonders den Mund nicht verderben ließe, dessen er sich vor Jedermann bedienen und ihn überall zeigen müsse, es sey nun, daß er Jemanden küsse, oder mit ihm rede, oder auch öffentlich auftrete, um einen Vortrag zu halten. Nichts ist vernünftiger, als dieses, und keine Unreinlichkeit ist im gesellschaftlichen Leben unerträglicher, als die Vernachläßigung des Mundes, wodurch der Athem alsobald angesteckt wird. Wenn ich diese Unreinlichkeit von Seiten der Gesundheit betrachte, so ist sie noch um desto verdammlicher. Die Fäulniß, welche

ſich von den Ueberbleibſeln der Speiſen zwiſchen den Zähnen erzeuget, verdirbt gar leicht dieſe ſo unentbehrlichen Gebeine, und verurſacht hohle Zähne. Noch ſchneller verzehret und verdirbet ſie das Zahnfleiſch, welches davon ſcorbutiſch wird; und oft trägt es ſich zu, daß die von den Speiſen hinten im Rachen zurückgebliebenen Reliquien, wenn ſie verderben, einige Winkel im Halſe, beſonders an den Mandeln, anfreſſen, und böſe Hälſe, ein ſchmerzhaftes Schlucken und Bräune und Halsgeſchwüre veranlaſſen. Daher iſt es eine Handlung der Reinlichkeit, welche man nicht nur den guten Sitten, ſondern auch der Geſundheit ſchuldig iſt, daß man ſich des Morgens und nach den Mahlzeiten den Mund und die Zähne reinige. Das reine und kühle Waſſer iſt hierzu am bequemſten und hinlänglich, nur muß es nicht allzukalt ſeyn. Die beſten Zahnärzte preiſen es vor allen Arten der Zahnpulver zur Erhaltung der Zähne. Was die Zahnſtocher betrift, ſo muß man ſich nur hölzerner oder elfenbeinerner, aber nie der metalliſchen bedienen, weil jene reinlicher ſind und die Zähne nicht der geringſten Gefahr ausſetzen.

Außer dem Munde erfodern auch die übrigen Gliedmaßen der äußerlichen Sinne eine gewiſſe Reinlichkeit, ohne welche ſie ihre Verrichtungen nicht gehörig thun können, und oft zu verdrießlichen Krankheiten Anlaß geben. So iſt es nöthig, die Naſe täglich und zwar zum öftern zu reinigen, damit ſich der Schleim in derſelben nicht verhärte und den Geruch verletze. Hierzu war die Erfindung der Schnupftücher nöthig, und nicht ad favorem, wozu ſie, nach **Vopisci** Zeugniſſe, **Aurelianus** dem römiſchen Volke zuerſt gegeben. (Sciendum ipſum primum donaſſe oraria populo Romano, quibus uteretur populus romanus ad favorem. *Vop. Aurel.*) Es iſt gut, daß man des Morgens, vermittelſt einer Priſe Schnupftaback, ein Nieſen errege, um die Naſe von ihrem

rem verhärteten Schleime zu befreyen; allein es ist ein Fehler wider die Reinlichkeit, den Taback unaufhörlich zu schnupfen, wovon ich schon anderswo geredet habe. (S. das 89 Stück.)

Die Augenwinkel müssen alle Morgen von den verhärteten Säften gereiniget werden, die sich darin festsetzen und der freyen Bewegung der Augenlieder hinderlich fallen. Man erhält dieses, wenn man sie des Morgens mit lauem Wasser oder reinem Speichel auswäscht.

Das Schmalz der Ohren häufet sich natürlicher Weise im Gehörgange an, und wird zuweilen darinn so hart, daß es eine völlige Taubheit verursacht, wenn man es nicht, entweder mit dem kleinsten Finger, oder mit einem besondern Werkzeuge, öfters herauszieht.

Es ist eine Unanständigkeit, lange Nägel zu tragen, welche der Herzog Carl von Burgund nicht hat zur Mode machen können, ob er gleich selbst die längsten Nägel an seinem Hofe trug, welche ihn dergestallt unterscheideten, daß sie ein Kennzeichen seines Leichnams mit abgaben, als man ihn bey Nancy unter den Erschlagenen hervorsuchen mußte. Man vergibt es itzt kaum den Harfenspielern, daß sie um ihrer Kunst willen diesen Wolstand zuweilen bey Seite setzen. Ob es gleich gewissen Verrichtungen der Finger hinderlich fällt, wenn die Nägel sehr weit hervorstehen, so hat doch die Verabsäumung des Abschneidens der Nägel an den Händen keine erheblichen Folgen in Absicht der Gesundheit. Die Fingernägel sind natürliche Waffen, deren wir uns bedienen, um uns so wohl die Schuppen der juckenden Haut damit abzureiben, als auch uns vor allerley kleinen Anfällen damit zu beschützen. Allein da uns dieses den Raubthieren gewissermaßen ähnlich macht, so hat man in allen gesitteten Zeiten schon diesen Gebrauch abgeschafft, wovon die

— — prælia virginum
Sectis in juvenes unguibus acrium,

des

des Horaz zeugen. Wir schneiden sie also ab, um zu beweisen, daß wir friedfertige Geschöpfe sind; und die Natur eilet auch eben nicht, um sie uns wieder herzustellen. Herr Kraft hat beobachtet, daß sie eben so langsam, als die Haare, nämlich ohngefähr in 80 Tagen $\frac{1}{8}$ Zoll wachsen; gleichwie ein mit der Wurzel ausgerissenes Haar im Wasser in eben derselben Zeit $\frac{1}{8}$ Zoll länger geworden. Ob wir die Nägel der Füße, im Zustande der Natur, vielleicht eben so wie die Thiere gebrauchen würden, kann ich nicht ausmachen: so viel aber ist gewiß, daß das Abschneiden derselben itzt, da wir Schuhe tragen, eine Sache von weit größerer Erheblichkeit sey, als das Abschneiden der Fingernägel. Der Druck der Schuhe presset die Nägel der Zähen oft so tief in das Fleisch hinein, wenn sie nicht abgeschnitten werden, daß davon Wunden und und Entzündungen entstehen; welche wohl eher so schlimm gerathen sind, daß man, des Brandes wegen, die Zähen hat abnehmen müssen. Nach dem Beschneiden der Nägel ist es dienlich, den noch übrigen Theil derselben entweder mit einem Messer dünn abzuschaben, oder etwas Erweichendes darauf zu legen, damit sie biegsam und weich werden und nachgeben, daß sie der Druck des Schuhes nicht in das Fleisch hineindrücken kann.

Wer Reinlichkeit liebet, der muß sich überhaupt angelegen seyn lassen, alle natürliche Ausführungen, so oft es die Natur fodert, zu befördern. Wenn die Ausdünstung wohl unterhalten wird, so hat das Frauenzimmer nicht leicht die häßliche gelbe Farbe der Bleichsucht, und niemand leicht Finnen, Sommer- und Leberflecken, Hirsekörner und grobe Schuppen der Haut, nicht triefende Flüsse der Augen und Nase, noch andere unangenehme Zufälle zu fürchten, die von der unterdrückten Ausdünstung und dem Schmutze der Haut herrühren. Wenn man die Verstopfung des Leibes nie einreißen läßt, so verhütet man den übeln Athem, das öftere Aufstoßen und die Windsucht und Hypochon-

chondrie; lauter Uebel, die dem gesellschaftlichen Leben hinderlich sind. Der Auswurf des Speichels, außer der Zeit der Verdauung und des Schleimes im Munde und Halse, erhält den Mund rein; und das öftere Waschen der Füße, in nicht zu kaltem Wasser, vertreibet den übeln Dunst derselben, der so beschwerlich ist. Kurz alle Arten der Reinlichkeit haben einen guten Einfluß in die Gesundheit. So viel kommt darauf an, gesittet zu seyn, um gesund zu leben! Es ist kein bloßer Eigensinn gesitteter Menschen, daß sie die Unreinlichkeit verabscheuen. Es ist eine Pflicht der Selbstliebe eines jeden Menschen, die man nicht übertreten kann, ohne zugleich abscheulich und ungesund zu werden.

* * *

Da ich den übrigen Raum dieses Bogens schleunig vollschaffen soll, so muß ich mich wieder einmal mit Plündern behelfen. Ich hätte hierzu das schöne Casusbuch meines alten seligen Vetters, welches mir immer aus der Noth helfen müßte. O! es ist ein vortreflicher Fund für einen Schriftsteller, Handschriften von großen Gelehrten zu erben. Ein solcher Erbe hat die Ewigkeit in seiner Mappe, und seine drey Vorderfinger, die er zum Abschreiben braucht, können alle die unsterblichen Thaten allein verrichten; wozu ein großer Mann eine ganze Seele nöthig hat. Allein, heut will ich einmal unverhohlen abschreiben. Auch dieses thut manchmal ein großer Mann, um das Ansehen zu geben, als ob er auch andre Leute, außer sich, für groß hielte; ob es gleich wirklich so nicht ist. Ich thue, wie man weiß, zuweilen dem Professor Krüger die Ehre, ihn zu plündern. Weil man ihn gerne lieset, so plündere ich ihn; doch will ich hiermit keinesweges gestanden haben, daß er besser schriebe, als ich: allein dies ist gewiß, daß ich geschwinder schreiben kann, wenn ich ihn abschreibe, als wenn ich selbst schreibe; nicht weil es

mir

mir so sauer würde, schlechter als er zu schreiben, sondern weil ich gewiß weiß, daß man ihn viel begieriger lesen werde. Itzt will ich einen seiner Träume erzehlen.

Mundus vult decipi; Decipiatur ergo! rief ein Mensch, welcher mir im Traume mit einer großen Peruque und einem Uringlase in der Hand erschien. Kaum hatte er mich erblicket, so schrie er: Mein Herr! wollen Sie sich das Wasser besehen lassen? Nichts weniger! antwortete ich; ich besehe mir es selber, wenn ich es für nöthig finde, und danke dem Himmel daß ich es nicht brauche. Ich höre es schon, sagte er, mein Herr, sie verstehen die Kunst: aber die Leute wollen es nun einmal so haben. Vier Schillinge, für das Wasser zu besehen, das ist wahrhaftig nicht viel; denn es gehören viele vier Schillinge zum menschlichen Leben. Daher besehe ich allen Leuten das Wasser; und jedermann muß gestehen, daß ich die Sache getroffen habe. Auf die Frage: wie er dieses machte? sagte er: Hören Sie nur; das wissen Sie selber, daß man vieles aus dem Urine wirklich sehen kann; besonders wenn man andere Kennzeichen zu Hülfe nimmt; allein, dieses würde gar nicht hinreichend seyn, alles zu errathen, wenn ich nicht andere Anstalten gemacht hätte. Ich habe eine Frau, welche sehr beredt ist, und diese ist ein wesentliches Stück meiner Nahrung. Denn wenn die Kranken kommen, so läßt sie sich mit ihnen in eine Unterredung ein, und fragt nach dem Befinden des Patienten, welches sie ihr ganz treuherzig erzählen. Ich sitze indessen in der andern Stube, welche von dieser durch eine bloße Tapete geschieden wird, hinter welcher ich alles hören kann, was man in der andern Stube spricht. Wenn ich nun genugsam unterrichtet bin, so trete ich mit Stock und Degen in die Stube, worinnen sich die Patienten befinden. Diese reden kein Wort, sondern überreichen mir die Uringläser, welche ich mit großer Aufmerksamkeit betrachte, und ihnen daraus alles sage, was

ich

Digitized by Google

ich vorher gehört habe, und was ich, wenn es eine bekannte Krankheit ist, weiter dabey muthmaßen kann. Vor einigen Tagen paßirte mir eine Begebenheit, welche so lustig ist, daß ich sie Ihnen erzählen muß. Eine alte Frau in dieser Stadt wird krank, und schickte ihre Magd mit dem Uringlase nach mir. Unterwegens haselirt sie mit einem jungen Kerl, welcher ihr das Uringlas umstößt, und, um sie zu befriedigen, dasselbe mit seinem eigenen Urine wieder erfüllet. Ich stehe in den Gedanken, der Urin sey von dem Mädgen, und sagte: dieser Person würde am besten geholfen werden, wenn sie in gesegnete Umstände versetzt würde. Das Mädgen trägt den Urin wieder nach Hause, und sagt meine Antwort in des Mannes Gegenwart. Dieser spricht: ich müßte mich ohnfehlbar geirret haben, weil seine Frau schon so sehr bey Jahren, und noch darzu krank wäre. „Ey! sagt mir so „was nicht! sprach die Frau; sondern thut ihr nur, was „der Herr Doctor befohlen hat.„ Ein andermal kam eine Bauersfrau und brachte mir den Urin. Er war sehr trübe, und ich setzte ihn ins Fenster, damit die Unreinigkeit zu Boden fallen möchte. Wie ich merkte, daß er klar wurde, so ergriff ich das Uringlas, und sagte: er ist gefallen. Da hat er Recht, Herr Doctor, versetzte die Bauersfrau, es brach eine Sprosse auf der Leiter, als mein Mann auf den Heuboden steigen wollte. Kann er aber auch wol rathen, wie viel Stuffen er herunter gefallen ist? Es waren neune, sprach ich: Nein, sagte sie, daß hat er nicht getroffen; es waren funfzehn. Habt ihr denn, versetzte ich, mir den Urin alle gebracht? Nein, sagte sie, ich habe unter wegens etwas verschüttet. Nun sehet ihr, sprach ich: das sind die übrigen sechs Stuffen gewesen; ein andermal bringt mir den Urin, wie er gelassen ist. Die Frau war ungemein vergnügt; ich wurde bezahlt; des Bauers Wunde heilete von selbst; und so ward uns allen geholfen.

Ich

Ich kann, wie ich sehe, noch einen Traum zugeben, aber bald möchte ich ihn verschweigen. Er ist beynahe zu boshaft und zu wahr.

Ich erblickte im Traume den Tod. Er sahe eben so aus, wie er abgemahlt wird, und hatte, wie man leicht denken kann, seine Sanduhr und Sense in der Hand. Er war von einer Menge Menschen umgeben, welche wider ihn auf die seltsamste Art stritten. Einige Aerzte, welche unter dem Volke herumliefen, theilten ihnen die Waffen dazu aus. Diese bestanden in Pulvern, Tropfen, Pillen und Clystieren. Die tapfersten darunter nahmen Brechpulver, und gedachten den Tod zu blenden, wenn sie ihm ins Gesicht spien. Andere nahmen zu purgiren und zu schwitzen ein, um ihn durch den übeln Geruch zu verjagen; und die zaghaftesten ließen sich den Leib zerschneiden, um ihn zum Mitleiden zu bewegen. Der Tod ertrug alles mit Geduld, und sahe beständig nach seiner Sanduhr. Sobald aber solche ausgelaufen war, hieb er ganz grimmig mit seiner Sense unter die Umstehenden, und die, welche ihm ins Gesicht gespien hatten, waren die ersten, welche er ins Grab legte. Jedermann suchte zu entfliehen, und die Aerzte wußten selbst vor Schrecken nicht, wo sie hin sollten, bis ihnen der Tod zurief: Fürchtet euch nicht, meine Freunde, ich thue euch nichts, wir können einander weiter dienen.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und zwanzigstes Stück.

von Hagedorn.

Die Dichter können tausend Sachen,
Die, in dem gröbern Theil der Welt,
Der Wahn und Aberwitz verlachen,
Und Einfalt für unmöglich hält.

Um bey dem schönen Wetter nicht am Schreibtische zu sitzen, habe ich mich überredet, daß es meine Leser itzt lieber sehen würden, wenn ich ihnen fremde, als meine eigenen Arbeiten vorlegte. Zum Glücke kann ich ihnen die Arbeit eines großen Meisters liefern; und die Sache betrifft ein Mittel wider die Schlaflosigkeit, und eine ganz neue Art Kranke zu curiren, wovon die Erfindung mitten in Paris gemacht, und vom Herrn von Montesquiou beschrieben worden ist. Man wird, wie ich glaube, bey uns keinen Mangel an solchen Arzeneyen finden; und vielleicht gehört der Arzt selbst zuerst mit darunter.

* * *

Zu Paris war ein Kranker, welcher in 35 Tagen nicht geschlafen hatte. Sein Arzt rieth ihm das Opium, allein, er konnte sich nicht entschließen, es einzunehmen; und als er die Arzeney schon in der Hand hielt, ward er noch unentschlossener, als jemals. Endlich wendete er sich zu seinem Arzte, und sagte: Mein Herr, ich bitte Sie nur noch bis Morgen um Gnade; denn ich kenne einen Mann, welcher zwar die Arzeneykunst nicht treibet,

Digitized by Google

der aber eine unzählige Menge von Mitteln wider die Schlaflosigkeit besitzt. Erlauben Sie mir, daß ich diesen Mann rufen lassen darf; und wenn ich dann diese Nacht nicht schlafe, so verspreche ich Ihnen, daß ich Sie wieder rufen lassen will. Nachdem der Arzt seinen Abschied bekommen hatte, ließ der Kranke die Vorhänge zuziehen, und sagte zu einem kleinen Laquayen: Da, gehe du hin zu dem Herrn Anis, und sage ihm, daß ich ihn zu sprechen begehrte. Herr Anis kam. Mein lieber Herr Anis, sagte der Kranke, ich muß sterben, weil ich nicht schlafen kann. Sollten Sie nicht in Ihrem Buchladen die C. von G. oder irgend ein Gebetbuch von einem Jesuitenpater haben, das niemand hat kaufen wollen? denn oft sind die Mittel, die am längsten gelegen haben, die besten. Mein Herr, antwortete der Buchhändler, ich kann Ihnen mit den 6 Bänden von des P. Caußin Cour sainte aufwarten. Ich will sie Ihnen gleich senden, und wünsche, daß sie gut anschlagen mögen. Wollen Sie die Werke des spanischen Jesuiten, P. Rodriguez, haben, so befehlen Sie nur frey. Allein, meiner Meynung nach bleiben wir fürerst lieber beym P. Caußin. Ich hoffe, daß Ihnen mit göttlicher Hülfe eine Periode vom P. Caußin mehr Dienste thun soll, als ein ganzer Bogen von G**s C. Hiermit gieng Herr Anis fort, und suchte das Mittel in seinem Laden. La Cour sainte wird gebracht, der Staub wird abgeklopft, und der Sohn des Kranken, ein junger Schulknabe, fängt an zu lesen. Er empfand die Wirkung zuerst. Auf der zweyten Seite schon konnte er kaum mehr die Worte recht aussprechen, und die ganze Gesellschaft fing an einzudrönseln. Kurz darauf schnarchten sie alle, außer dem Kranken, welcher nach einer langweiligen Prüfung dennoch zuletzt auch einschlief.

Am frühen Morgen war schon der Arzt wieder da. Nun, fragte er, haben Sie mein Opium genommen? Allein,

Digitized by Google

Allein, niemand antwortet ihm, sondern die Frau, die Tochter und der kleine Sohn zeigen ihm alle voller Entzückung den P. Caußin. Er fragt, was dieses bedeuten soll? O, versetzen sie ihm: Es lebe der P. Caußin! Wir wollen ihn binden lassen! Wer hätte das sagen sollen? Wer hätte das geglaubt? Es ist ein Wunderwerk! Da hier, mein Herr, sehen Sie denn doch den P. Caußin. Dieser Band hier hat unsern Vater in Schlaf gebracht, . . und hiermit erzählte man ihm die ganze Geschichte, wie sie geschehen war.

Der Arzt war ein feiner Kopf, der in den Geheimnissen der Cabbala, und von der Macht der Wörter und Geister wohl unterrichtet war. Diese Begebenheit machte ihn aufmerksam; und nach verschiedenen angestellten Reflexionen, entschloß er sich endlich, seine ganze Praxis schlechterdings zu verändern. Hier ist wirklich, sagte er, ein ganz besonderer Casus. Ich habe nun schon einen Versuch, und der muß weiter getrieben werden. Warum sollte auch wol ein Geist seinen Werken nicht eben dieselben Eigenschaften mittheilen können, die er selbst besitzet? Sieht man denn dieses nicht alle Tage? Wenigstens verlohnt es sich wol der Mühe, es zu versuchen, und ich bin ohnedem der Apotheker müde. Ihre Syrupe, Julepe und alle galenische Arzeneyen ruiniren die Kranken und ihre Gesundheit. Wir wollen einmal die Methode verändern, und die Kräfte der Geister versuchen. Nach diesem Entwurfe machte er sich eine neue Pharmazie, wie man aus der Beschreibung der vornehmsten Arzeneyen ersehen wird, deren er sich seitdem bediente.

Purgirende Ptisane.

Nehmet drey Bogen von der Logik des **Aristoteles**, griechisch, zween Bogen von einer der schärfsten Abhandlungen aus der scholastischen Theologie, z. E. des spitzfindigen **Scotus**, vier Bogen vom **Paracelsus**, einen

vom Avicenna, sechse vom Averroes, dreye vom Porphyrius, eben so viel vom Plotin und Jamblichius; lasset alles 24 Stunden in heißem Wasser weichen, und nehmet davon täglich vier Dosen.

Eine stärkere Purganz.

Nehmet eine Parthey hitziger Streitschriften, destilliret sie im Marienbade, und mischet einen Tropfen von dem herausgebrachten scharfen und fressenden Liqueur in ein Glas gemeines Wasser. Dieses trinket mit völligem Zutrauen.

Ein Brechmittel.

Nehmet sechs Reden, ein Dutzend Leichenreden, es ist gleichviel was für welche, nur einige wenige ausgenommen. Ferner eine Sammlung neuer Opern, funfzig Romanen, dreyßig neue Memoires, thut alles in einen Destillirkolben, lasset es zween Tage in Digestion stehen, hierauf destilliret es im Sandbade; und wenn alles dieses nicht hinlänglich wäre, so nehmet einen Bogen marmorirtes Papier, das um Journale geschlagen gewesen, lasset es drey Minuten weichen, und verschlingt von diesem Thee einen Löffel voll, warm.

Ein sehr einfaches Mittel wider die kurze Luft.

Leset alle Werke des ehemaligen Jesuiten P. Maimburg, und hütet euch, nicht eher, als am Ende einer jeden Periode inne zu halten. Ihr werdet finden, wie nach und nach die Kraft, Luft zu schöpfen, wiederkommen wird, ohne daß es nöthig wäre, das Mittel zu wiederholen.

Präservatif wider die Raude Krätze, Grind und Schabbe der Pferde.

Nehmet drey Cathegorien des Aristoteles, zween metaphysische Grade, eine Distinction, sechs Verse vom

Chape-

Digitized by Google

Chapelain, eine Phraſin aus den Briefen des Abts von St. Cyran, ſchreibet alles auf ein Stück Papier, leget es zuſammen, heftet es an ein Band, und hänget es um den Hals.

Miraculum chymicum de violenta fermentatione cum fumo, igne & flamma.

Miſce Queſnellianam infuſionem cum infuſione Lallemaniana; fiat fermentatio cum magna vi, impetu & tonitru, acidis pugnantibus, & invicem penetrantibus alcalinos ſales; fiet evaporatio ardentium Spirituum; pone liquorem fermentatum in alembico; nihil inde extrahes, & nihil invenies, niſi caput mortuum.

Lenitivum.

Recipe *Molinæ* Anodini chartas duas, *Eſcobaris* relaxativi paginas ſex, *Vasquii* emollientis folium unum; infunde in aquæ communis ℔ IV. ad conſumptionem dimidiæ partis, colentur & exprimantur; & in expreſſione diſſolve *Bauni* deterſivi, & *Tamburini* abluentis folia III. fiat clyſter.

In Chloroſim, quam vulgus pallidos colores, aut febrim amatoriam appellat.

Recipe *Aretini* figuras quatuor, R. *Thomæ Sanchii* de Matrimonio folia II. infundantur in aquæ communis ℔ V. fiat ptiſana aperiens.

Dieſes ſind die Arzeneyen, deren ſich unſer Arzt mit unglaublichem Fortgange bediente. Er wollte, wie er ſagte, um ſeine Kranken nicht zu ruiniren, keine raren Mittel, die nicht leicht zu finden wären, gebrauchen, z. E. keine Zueignungsſchrift, die niemanden ſollte zum Gähnen gebracht haben; keine zu kurze Vorrede; kein Mandement, das ein Biſchof ſelbſt gemacht hätte; und

kein Werk eines Janseniſten, das ein anderer Janseniſt verachtet, oder ein Jeſuit bewundert haben ſollte. Er ſagte, daß ſolche Arten von Arzeneymitteln zu ſonſt nichts dienen würden, als die Charlatanerie zu unterhalten, wider welche er eine unüberwindliche Antipathie hatte.

* * *

Der Herr von Montesquiou würde gewiß dieſe neue Pharmazie nicht der Erhaltung würdig geſchätzt haben, wenn man ſich nicht auf ſie verlaſſen könnte. Da ſie aber nach dem franzöſiſchen Clima eingerichtet iſt, ſo würde ſie in Deutſchland wenig Nutzen haben, wenn wir nicht eben ſolche Arzeneyen für unſere Natur haben könnten. Allein, ſo wie die gütige Natur dafür geſorget hat, daß in jedem Lande diejenigen Kräuter wachſen, welche den Bedürfniſſen ſeiner Einwohner am beſten zu Statten kommen: ſo bringt auch Deutſchland eine Menge ſolcher Arzeneyen zu pſychologiſchen Curen hervor, worinn für die Deutſchen eine große und bisher unerkannte Wohlthat verborgen liegt. Um hierinn meinem nothleidenden Nächſten zu dienen, will ich diejenigen Beobachtungen bekannt machen, welche ich, nach Anleitung der obigen franzöſiſchen Erfindung, ſchon ſeit einigen Jahren angeſtellt habe.

In den allerälteſten Zeiten wußte man, wenn man von böſen Geiſtern geängſtiget, ja gar getödtet wurde, wie die ſieben Schwiegerſohne des Raguel, kein anderes Mittel, um ſie zu vertreiben, als Fiſchleber, die man auf Kohlen bratete, und womit der junge Tobias ſein Leben rettete. In den neuern Zeiten hat man ein viel gemeineres Mittel an den Verſen der ſchlechten Dichter gefunden, wovon ich einen Caſum anführen kann, für welchen Herr Gellert Bürge iſt. Er erzählt denſelben folgendermaßen:

Ein

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien und hörte zu; es fing ihn an zu schauern,
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt dauern;
Denn eh der andre kam, so war er nicht mehr da.

Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wieder kommen.
Der Dichter las; der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut, sprach der Wirth bey sich, dich will ich bald verjagen:
Kanst du die Verse nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
Sobald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken.
Johann! fing drauf der Wirth gewaltig an zu schreyn,
Der Dichter — lauft geschwind! — soll von der Güte seyn,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrack, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geist verschwand
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dies Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dies zum großen Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis' erschienen:
So wird, um sich von allen zu befreyn,
An Versen doch kein Mangel seyn.

Dieses Mittel ist an deutschen bösen Geistern bewährt erfunden, und die Besessenen, die Sonntags-Kinder, und die vom Alpe gedruckt werden, dürfen nur in die Buchläden nach neuen Dichtern schicken, oder im Falle der Noth selbst Verse machen, so wird ihr Uebel gehoben seyn.

Der deutliche Unterscheid des Clima und der Naturen, in Frankreich und Deutschland, erhellet besonders aus der verschiedenen Wirkung der Lob- und Leichenreden in beyden Ländern. In dem obigen Receptbuche werden die Leichenreden verordnet, um ein Erbrechen zu erregen. In unsern kältern Ländern hingegen wirkt die Rhetorik überhaupt, als ein Opiat: denn die Zuhörer schlafen in unsern Kirchen am meisten, und viele fleißige Kirchengänger würden gewiß, wegen ihrer Schlaflosigkeit, längst begraben worden seyn, wenn sie nicht so viel Gelegenheit fänden, sich in den Kirchen ihres Schadens wieder zu erholen. Es soll kein sanfterer Schlaf seyn, als dieser, und die rechten Kenner legen sich schon, wann der Glaube gesungen wird, in ihre Stellung, und drönseln gleich im Exordio ein.

Wider die Lähmung der Fäuste, von Schlag- und Lähmflüßen, ist kein zuverläßigeres Mittel, als daß man schleunig Bücher übersetzen lerne. Das Uebersetzen geht einem Deutschen so von der Faust, daß sie selbst mitgeht, wenn sie gleich zu andern Geschäften lahm ist. Dieses Mittel

ist

ist darum besonders vorzüglich, weil es den Kopf nicht angreift, welcher bey apoplectischen und paralytischen Personen ohnedem schwach ist. Die drey Finger, welche an der rechten Hand, einzig und allein die Fähigkeit zu übersetzen besitzen, sollen, nach den Beobachtungen meines seligen alten Vetters, bey keinem Menschen gelähmt werden, der mehr als eine Sprache lesen kann, „und ist dieses wirklich, wie „mein seliger Vetter hinzusetzt, eine besondre Wohlthat der „Natur zu nennen, da sie diejenigen Glieder vor Verle„tzungen und Verlähmungen bewahret, welche bey vielen „Leuten vollenkommen die Stelle des Kopfes vertreten. „

Wenn sich die Leute durch heillose Künste das kalte Fieber vertrieben haben, und darauf schwellen, so bemühen sich die Aerzte gar sehr, leider aber oft vergebens! ihnen durch heilsame Mittel das verlorne Fieber nur erst wiederherzustellen, und es hernach erst gründlich zu curiren. Man kann sich aber statt der Arzneyen, mit großem Fortgange, der deutschen Trauerspiele bedienen, die sich mit Henken anfangen und mit Rädern beschließen. In der dritten Scene, welche man aufführen sieht, pflegt sich gemeiniglich der Frost wieder einzustellen: Die dritte Handlung schüttelt die Zuhörer schon ziemlich durch; und in der fünften frieren sie, daß sie mit den Zähnen klappen.

An statt der Opern, Romanen und Memoires, welche der französische Arzt zum Brechen verordnete, haben wir in Deutschland einige Sterbelieder, welche von oben gut abführen: denn **Juncker** erzählet in seiner Therapia generali, daß zwey Frauenzimmer, so oft sie gewisse Sterbelieder singen hören, sich so lange, als die Gesänge gedauret, erbrochen haben.

Pechlin erzählet von einem gewissen Professor, daß er allezeit, wenn er ins Collegium gehen wollen, um zu lesen, vorher Oeffnung bekommen, oder das Wasser habe lassen müssen. Es ist also ein Mittel wider die Verstopfungen, die höhern Wissenschaften zu docciren; und Leute, die

mit dieſer beſchwerlichen Krankheit geplagt ſind, können nicht beſſer thun, als daß ſie ſich ein academiſches Lehramt erkaufen. Die Menſchenliebe iſt in Deutſchland ſo groß, daß die Nothleidenden ein ſolches Amt, dem Himmel ſey Dank! für ein gar Geringes erkaufen können; und ich könnte Profeſſores aufſtellen, die nicht zwey Worte, ohne zu ſtammlen, hervorbringen können, bey denen ſich aber die Natur täglich wohl dreymal Luft ſchafft.

Wider den Hundshunger, oder die ſogenannte Bulimie, iſt ſeit einem halben Jahrhunderte in Deutſchland kein bewährteres Mittel erfunden worden, als ein Schriftſteller zu werden. Es iſt hierbey der Vortheil, daß die Arzney pro receptivitate naturæ wirkt: denn es kann ein jeder ſchreiben, wozu ihn ſeine Natur antreibt, ſo findet er doch immer einen Verleger, welcher ihm dafür den Hunger ſtillt. Anacreontiſche Oden, reimloſe Verſe, Schauſpiele, Criticken, Moralen, Poſtillen, Abriſſe in uſum auditorii, Ausgaben alter Bücher, Ueberſetzungen, Romanen und Pasquille, alles nährt ſeinen Mann; und wenn endlich gar keine Hoffnung mehr iſt, ſatt zu werden, und der Hundshunger am ſchärfſten zuſetzet, ſo darf deshalb ein ehrlicher Mann noch nicht verzweifeln; o nein;

— — — ſo fach er nur alsdann
Des Witzes letzte Funken an,
Mit der Religion zu kriegen.
Und kann er auch, mit Edelmann,
Den Aberglauben nicht beſiegen,
So iſt dies auch ſein Hauptzweck nicht:
Denn, hat ſein Magen nur zu zehren,
Worüber will er ſich beſchweren?

Ohne mich in eine allzu große Weitläuftigkeit einzulaſſen, da die Materie blos practiſch und mehr den Aerzten als meinen Leſern nützlich iſt, will ich hier nur überhaupt bemer-

bemerken, daß unsere Buchläden, in recht eigentlichem Verstande, Apotheken sind, und daß es eine Materiam Medicam giebt, die uns die Schriftsteller schreiben; nur ist zu bedauren, daß wir auch diese Waaren, aus Uebermuth, sehr häufig außerhalb Landes suchen, und die schönen Arzeneyen verachten, die wir selbst zeugen und die uns vor den Augen liegen. Wir haben unter unsern deutschen Schriften gewiß rechte Polichrestbücher, die keinen ungeholfen lassen, wenn ihm auch gleich schon Lunge und Leber angegangen wäre. Unsre critischen Schriften bewegen den Speichel so schön, als Queckſilber, und weit besser als die italienischen und französischen. Edelmanns Werke curiren den Staar der Christen wenigstens eben so glücklich als die ausländischen Waaren eines Tindals oder Collins. Haben wir wol eine schönere und gelindere Abführung für Kinder als Freyers Sittenbüchlein? Was treibt einen guten gesunden natürlichen Schweiß besser, als wenn man in Kindermanns Schriften Verstand suchet? Sind die Epistolæ obscurorum virorum wol geschickter, um sich ein Halsgeschwür aufzulachen, als Rosens Verbesserung der deutschen Rechtschreibung? Kann sich wol irgend ein ausländischer Buchladen rühmen, daß er eine schönere Herzstärkung für arme schwache Mädgen und Knaben habe, als Zieglers asiatische Banise ist? Wodurch präserviren sich itzt die alten Weiber in Deutschland, daß sie weder Hexen noch von den bösen Geistern mehr gesattelt werden? Beckers bezauberte Welt und Thomasii Schriften haben diese Wundercur allein bewerkstelliget. Niemand darf mehr über Trockenheit der Augen klagen, seitdem uns der Sünder Hoppe mit der Panacee beschenkt hat, bey der wir vor Lachen weinen müssen. In der Erstarrung wird von einigen der Herrmann allen andern Arzeneyen vorgezogen. Hunolds Gedichte treiben, wie jedermann bekannt ist, stark aufs Wasser, und Neukirchs Werke kühlen

so

so gut als Salpeter. Das Hallische antispasmodische Pulver hat in allen Arten von Reißen, Gicht, Podagra, Chiragra und Rheumatismen, nie solche Wunder gethan, als das schlafmachende Mittel, welches unter dem Titel Anacreontischer Oden, in mancherley Gestalten in den Buchläden liegt, und, wie man vom Campher sagt, sogar die Mannheit schwächen soll. Ein angenehmes Mittel beym Trunk und Rausche, sind Faßmanns Gespräche im Reiche der Todten; und einen Ertrunkenen wieder ins Leben zu bringen, dazu bedienet man sich in einem gewissen Flecken in Schwaben schon seit einigen Jahren einer gewissen trocknen Metaphysik, deren Bogen, wenn man die Todten damit umwickelt, eben die Kraft haben sollen, das Wasser an sich zu ziehen, wie die geschabte Kreide bey den ertrunkenen Fliegen. Alle diese vortrefflichen Arzneyen sind in jedem Buchladen für ein Spottgeld zu haben; und wer die Zunahme dieser Materia Medica in Deutschland bemerken will, dem kann ich den Leipziger Meßcatalogum bestens empfehlen.

* * *

Beantwortung einiger Briefe.

Ein vornehmer hiesiger Kaufmann hat mir ein Schreiben eines meiner Leser in Rotterdam mitgetheilt, dessen ich hier aus zweyerley Ursachen erwähne: einmal, um einige Punkte desselben zu beantworten; vornehmlich aber, um zu verstehen zu geben, daß man den Arzt in Rotterdam lieset.

Mein Herr Correspondent dankt mir gleich anfangs für die Kunst alt zu werden, welche ich ihm und vielen andern zum Neujahrsgeschenke gegeben habe. Der Arbeitsamkeit und Mäßigkeit glaubt er Meister zu seyn; und so, wie er mir seinen Lebenslauf beschreibt, muß ichs fast glauben, wiewol seine Arbeitsamkeit nicht sowol in Leibesübungen, als vielmehr in einer

einer bloßen Geſchäfftigkeit beſtehet, da ich hingegen darunter bloß die mäßigen und alltäglichen Leibesübungen verſtehe. Was aber die Gleichgültigkeit oder die Gemüthsruhe betrifft, die ich als das dritte Stück zur Kunſt alt zu werden erfordert habe, ſo antwortet er darauf: Dat is te veel gevergt. Habe ich alſo nicht Recht gehabt, als ich ſagte: Wir belieben nicht alt zu werden; unſere Lüſte, unſere Vergnügungen ſind uns lieber!

D'Heer Arzt, heißt es ferner, heeft ons in zyn derde Deel puike Stuckken gelceevert, onderanderen van de Thee, Coffy, Chocolade, &c. maar of hy den laaſten voor heel en al ongeſond houd, wens ik wel te weeten.

Ob ich die Chocolade ganz und gar für ungeſund halte? Ich halte nichts ganz und gar für ungeſund, und nichts ganz und gar für ſchädlich. Dies kann meine Antwort an den Herrn Brevis im 17ten Stücke beweiſen. In meinem 72ſten Stücke habe ich erzählt, was die Chocolade für Wirkungen im menſchlichen Körper verrichte. Mehr iſt ja nicht nöthig. Wenn mir jemand ſagt, daß ein gewiſſes Getränk mäſte, ſo braucht er mir nicht erſt zu ſagen, daß es gemäſteten Leuten überflüßig, und abgezehrten dienlich ſey. Ich bin ſo beſcheiden, und laſſe dieſes meine Leſer ſelbſt hinzudenken.

D'Heer Arzt geeft ook in het 76ſte Stuck en ſeer moi Beſchryving van de Tuynen-Boom-Vrugten, maar hy vergeet de Appelen, Peeren, Pruimen, Perſiken en Apricoſen en Druiven. Ik hoop hiervan nog iets te moogen ſien Meening eens particulier te verneemen.

Auf künftigen Sommer wenn wir leben. Ich habe noch immer der Materien zu viel, und muß auf die Abwechſelung denken.

Ook

Digitized by Google

Ook geeft dien Heer ons in syn 73stes Stück een Breef over de Mayen, ofte Boomen in de Kaamer, maar schryft er niets by; by gefolg weten wy niet, of meer goed of quáad is, en wat hy erteegen en voor te zeggen heeft.

Der Verfasser dieses Briefes leitet S. 339 aus meinen eigenen Worten den Nutzen und Gebrauch der Bäume und Gewächse in Zimmern her; folglich kann kein Zweifel Statt finden, daß ich das, was er davon saget, für eben so wahr halte, als ob ich es selbst gesagt hätte. Wenn ich fremde Aufsätze einrücke, so will ich damit keinesweges zu verstehen geben, daß ich nicht eben derselben Meynung wäre, noch weniger aber, daß man solchem fremden Unterrichte weniger zu trauen habe, als meinem eigenen. Man muß weder mir noch meinen Correspondenten etwas auf unser Wort glauben, sondern um der Gründe willen, die dabey angeführt werden. Sind diese Gründe verdächtig, so sind es auch die darauf gebaueten Regeln, es mag sie nun der Arzt selbst, oder auch einer seiner Correspondenten geben.

Ich versichere übrigens diesen auswärtigen Freund, der meine Blätter mit so vieler Aufmerksamkeit lieset, meiner besondern Achtung, und werde mir seine Anmerkungen auf alle Weise zu Nutze zu machen suchen.

Der Arzt.

* * *

Dem Herrn Hofrath und M. B. B. R = = = in B = = kann ich fürerst nur so viel gehorsamst melden, daß ich Deroselben gütige Zuschrift vom 8ten März, weil sie nicht gerade nach Hamburg gesendet worden, allererst am 11ten April, nebst dem beygelegten Aufsatze, erhalten. Die Sache, von welcher die Frage ist, werde ich, sobald es möglich seyn wird,

in

in diesen Blättern, nach meiner geringen Einsicht, entscheiden. Der Gebrauch des erwähnten Hausmittels ist ohne Gefahr, und nicht ohne Nutzen.

Die vom Herrn D. E = = mir zugesandte gelehrte Abhandlung habe ich erhalten. Ich begreife leicht die Absicht der Einsendung, welche mein 115tes Stück veranlasset haben wird. Sie war mir damals noch unbekannt, und ich werde Gelegenheit zu finden wissen, mich derselben zum Vortheile des Publici zu bedienen. Ich bin vergnügt, zu sehen, daß meine geringen Blätter auswärtige gelehrte Aerzte interessiren; und noch mehr, daß sie mir ihren Beystand leisten wollen, welchen ich überhaupt so nöthig hätte.

Der Herr A. C = = = in N = = wird mir verzeihen, daß ich seinen Aufsatz von der Mora zurücklege. Weder das darinn beschriebene Verfahren, noch die Erfolge, stimmen mit den Beobachtungen anderer Aerzte von dieser Cur überein; und ich muß mich sehr hüten, zweifelhafte Curen in meinen Blättern bekannt zu machen.

Das Schreiben des Herrn Sch = = = in H = = , „welcher „itzt in einer großen Cur von Löchern im Körper begriffen ist, „und der sich so sehr beklaget, daß in Hamburg Johann „Arndts Schriften nicht genug gelesen werden, wie auch, „daß er es bey uns viel schlimmer gefunden habe, als unter „den Heiden, Tartarn, Calmuck und Cosacken,„ ist nicht von der Art, daß es mich neugierig machen könnte, um zu ihm zu kommen, und seine Löcher zu besehen. Damit aber meine Leser wissen, was Sie daran verlieren, wenn ich dieses Sendschreiben unterdrücke, so will ich nur ein Paar Zeilen daraus hersetzen, die wahr sind.

„Ich bin kein Ortographüscher und dabey ein recht fauler„schreiber, der Große Wolff in Halle, Ba. Holberg nebst mehr

„an-

„andere seint daran Schuld, sie Rieten mir nur zu sinnen, denken „und die sachen wo möglich aus zu finden, ich wurde gelehrte „Schreibers schon bekommen, doch weit jetz gefählt. „ u. s. w.

Was Herr Sch = = = von einem gewissen großen Wundarzte schreibt: „Er ist todt und Einige glaube ich, wunschen das „an den Galgen möchte hängen, „ ist eben so unbesonnen als unverschämt, und kann nur Leuten einfallen, die die Linie paßirt sind. Umsonst hat wol der große Wolf und Baron Holberg dem Herrn Sch = = = nicht abgerathen, schreiben zu lernen; und wenn ihm seine Ehre lieb ist, so will ich ihm rathen, auch das Reden zu verlernen. Vielleicht möchte den Herrn Physicis damit gedient seyn, wenn ich noch diese Stelle aus dem Briefe des Herrn Sch = = = einrücke: „Ich habe „von meine sachen noch nich in denen Zeitung ensetzen lassen, „sondern sie in der stilte getrieben. „ Diese Sachen sind eine innerliche Arzeney, womit Herr Sch = = = den Leuten die Löcher von innen zuheilen will; wornach sich also jedermann zu achten, und vor Schaden zu hüten hat.

Der Arzt.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert ein und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Dir weih ichs, edle Schaar, die, von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth, und nicht den Wahn betrachtet.

Im May lassen wir Blut; denn dieses ist beynahe ein wesentlicher Theil der Präservationscuren; und da es in manchen Häusern vornehm ist, einen natürlichen Abscheu vor den Arzeneyen zu haben; so hat man daselbst das Blutlassen statt aller übrigen Anstalten ein für allemal zur ganzen Präservationscur angenommen. Weil das Blutlassen nicht weh thut, und weil man dabey Gelegenheit hat, mit dem besten Anstande von der Welt in Ohnmacht zu fallen, so hat es vielleicht um deswillen auch sogar das Frauenzimmer beybehalten. Im May sind sie grausam; denn da können sie Blut sehen. Man hat Ursache, solche Moden in ihrem alten Werthe bestehen zu lassen; und ich schreibe das gegenwärtige Blatt in keiner andern Absicht, als das Blutlassen, besonders in diesem bedenklichen Monate, allen, die sich und ihren Nächsten lieben, bestens zu empfehlen. Unser Nächster ist aber auch der Chirurgus; und ich bin schuldig, dieser Art von Leuten auch einmal zum Vortheile zu schreiben, da sie bisher bey so manchen von meinen Blättern, wenn sie nur lateinisch verstünden, mit Recht ausgerufen haben würden:

— — — Væ! noſtrum
Fervens difficili bile tumet jecur. *Hor.*

Das Blutlassen ist fast von je her ein Zankapfel der Aerzte gewesen. Wenn irgend ein angesehener Arzt sich

für oder wider daſſelbe erklärte, ſo fand er allezeit eine Menge von Anhängern, die es durch ihr Geſchrey und ſeinen Beyfall bald zur allgemeinen Mode, bald zum Abſcheue aller Menſchen machten; denn es iſt in der Republik der Gelehrten nicht anders, als wie zu Rom im Conclave. Die meiſten Stimmen machen einen Pabſt, und dieſer Pabſt kann nicht fehlen. Ein Gelehrter, welcher zu ſeiner Zeit den größten Beyfall findet, bekommt tauſend Schüler, die auf alle ſeine Meynungen ſchwören, und alles beweiſen, was er vermuthet, oder auch nur träumet. So iſt es dem Hippocrates, dem Ariſtoteles, dem Carteſius, dem Leibnitz gelungen, zu gelehrten Päbſten gemacht zu werden. Man würde bey ſolchen Umſtänden oft genöthiget ſeyn, die arme hülfloſe Wahrheit zu verlaſſen, und mit der herrſchenden Meynung geduldig zu irren, wenn es nicht in dem unruhigen Reiche der Gelehrſamkeit immer viel Gegenpäbſte gäbe, die ſich auch einen Anhang zu machen wiſſen. Dieſe haben beſonders die mediciniſche Schule in Partheyen getheilt; und eine ſolche große Spaltung herrſchet noch itzt, wie vor Alters, auch in der Lehre vom Blutlaſſen. George Thomſon, ein Engländer, hat, ſo viel ich weiß, zuerſt die wichtige Erfindung gemacht, daß der Teufel, als ein abgeſagter Feind der Chriſten, dieſelben zum Blutlaſſen verführt habe. Es iſt ſchwer zu entdecken, was der Teufel hierunter eigentlich geſucht haben möge. Indeſſen muß doch wol die Sache ihre Richtigkeit haben, weil uns ein gewiſſer ungenannter Franzoſe ſchon 1687 in einer Schrift: Orophile en Deſordre, &c. die ganze Genealogie des Blutlaſſens ausführlich beſchrieben, und darinn den Teufel, als den erſten Erfinder, einen allgemeinen Irrthum der Aerzte, als die Mutter, Hinterliſt und Betrug, als Hebammen, und die Leichtgläubigkeit des Pöbels, als die Säugamme deſſelben, charakteriſirt hat. Dieſer lächerliche Grimm, womit ſchon Chryſippus, Ariſto-

Ariſtogenes, Eraſiſtratus, van Helmont, Bontekoe, Overkamp, Portius, Gehema, Blancard, und andere, das Blutlaſſen verfolgten, hat vielleicht am meiſten Gelegenheit gegeben, daß es nach der Zeit ſo ſehr in Aufnahme gekommen, und heut zu Tage faſt überall gebräuchlich iſt. Ein Piemonteſer, Leonhard Botallus, hat zuerſt angefangen, das öftere Blutlaſſen einzuführen, und wollte ſogar den Waſſerſüchtigen Blut abzapfen, welches ihm der große Boerhaave nach der Zeit ſehr verdacht hat. Stahl hielt das Blutlaſſen für ein Mittel wider die Vollblütigkeit, und, weil er alle Krankheiten von der Vollblütigkeit herleitete, ganz natürlicher Weiſe für ein Mittel wider alle Krankheiten. Seine Gegner waren ſo tückiſch, zu beweiſen, daß das Blutlaſſen die Vollblütigkeit vermehre; und ärger konnte man wol mit ſeinem Todfeinde nicht umgehen. Nichts deſto weniger blieb Stahl ein Gönner des Blutlaſſens; denn welcher großer Mann wird wol auf bloße Einwürfe ſein Syſtem fahren laſſen? In Frankreich zapft man ſogar Kindern und Greiſen das Blut ab, und dieſe Mode geht ſchon bis Norwegen. Man ſollte alſo glauben, daß man nach und nach darüber einig geworden ſeyn müſſe, was das Blutlaſſen zur Geſundheit nutzen könne. Allein, es ſcheint, daß man vielmehr niemals darüber einig werden wird. Dieſer ſagte, es müſſe die Vollblütigkeit vermindern; denn was war natürlicher, als daß des Bluts weniger werden mußte, wenn man ein Pfund aus der Ader herauslaufen ließ? Jener behauptete, es müſſe die Vollblütigkeit vermehren; denn da das überflüßige Fett auch eine Art der Vollblütigkeit iſt, und Liſter beobachtet hatte, daß die Kälber, denen zuweilen Blut gelaſſen wird, am allerfetteſten werden, ſo war nichts natürlicher, als dieſe Wirkung des Blutlaſſens, von der ich auch ſchon im 65ſten Blatte S. 204 ꝛc. gehandelt habe. Einige glaubten, daß das Blutlaſſen die Theile ſtärkte; und dieſes

war darum glaubhaft, weil die allzu vollen Adern die in der Nähe liegenden Nerven und Muskeln drückten, und in ihrer Verrichtung hinderten; da ihnen hingegen das Blutlassen die vorige Freyheit, sich zu bewegen, wieder herstellte, und also die Kräfte vermehrte. Hingegen meyneten wieder einige, daß das Blutlassen die Theile schwächte, weil mit dem Blute die Lebensgeister hinweggenommen würden, und Moses gesagt hatte, daß des Menschen Seele im Blute wäre. Einige glaubten, daß das Blutlassen die natürlichen Ausführungen und Absonderungen beförderte, weil es dem Blute, das in dem Leibe zurückbleibt, einen freyern Umlauf gestattete. Andern schien es die Ausführungen und Absonderungen zu hindern, weil es die Bewegung des Blutes langsamer machte. Wenn die eine Parthey sagte, daß man beym Blutlassen das schönste Geblüt hinwegnähme, und das schlechteste zurückließe, welches nothwendig dick werden müßte; so fanden andere, daß das Blut nach dem Blutlassen dünner werde, weil es desto stärker in den Adern herumläuft und zerrieben wird, und der nachher entstehende Durst das Geblüt durch den Zuguß vieler Getränke verdünnet. Noch vor wenig Jahren bewies Herr Quesnay in Paris, daß durch das Blutlassen der rothe Theil des Blutes vermindert werde, welches ein Theil der Aerzte für gut, der andere für böse halten kann. Wie läßt sich bey dieser Uneinigkeit wol hoffen, daß der wahre Nutzen des Blutlassens jemals werde ausgemacht werden?

Es ist inzwischen noch nicht alle Hoffnung verlohren, und die Verwirrung ist in der Lehre vom Blutlassen nicht größer, als in der von den Speisen und Getränken, und von allen Lebensregeln. Man muß sich in solchen Fällen bloß an den Augenschein halten, und hernach in seinen Schlüssen den Elephanten nachahmen, welche den einen Fuß nicht eher weiter fortsetzen, als bis der andere erst recht vest steht.

Das

Das Blutlassen vermindert die Menge des Blutes nach den Gründen der Subtraction. Nichts ist unstreitiger. Aber dem ungeachtet kann nach demselben das Blut wol desto schneller wieder zunehmen, je mehr es den Grad der Gesundheit und des Appetits vermehret. Genug, die unmittelbare Wirkung des Blutlassens ist eine Verminderung der Menge des Blutes, und insofern ist es ein untrügliches Mittel wider die Vollblütigkeit. Vermöge dieser Wirkung erleichtert es die Arbeit des Herzens, das Blut umzutreiben, indem es den Widerstand desselben vermindert. Das ganze System der Blutgefäße, welches vom überflüßigen Blute zu stark ausgedehnt wird, und das eine beständige Bemühung anwendet, sich zusammen zu ziehen, wird von seiner Ausdehnung befreyet, und fällt zusammen. Folglich verschwinden nach dem Blutlassen alle die Ungelegenheiten, welche natürliche Wirkungen der Vollblütigkeit, des gehinderten Umlaufs des Bluts, und der allzu großen Ausdehnung der Blutgefäße sind. Die Erfahrung wird am besten entscheiden können, was dieses für Ungelegenheiten sind; und ein wenig Nachdenken kann uns begreiflich machen, wie sie aus ihrer Quelle herfließen.

Die Vollblütigen sind den empfindlichsten Goldwagen ähnlich, welche zwar allerdings im Gleichgewichte stehen können, aber doch fast immer hin und her wanken, weil sie das kleinste Sandkorn schon nöthigen kann, einen Ausschlag zu geben. Ein Vollblütiger kann allerdings gesund seyn; denn die Vollblütigkeit ist der Zustand, worinn die Menge unserer natürlichen und gesunden Säfte so groß ist, daß sie nicht erreget oder aufgewiegelt werden können, ohne die natürlichen Verrichtungen unserer Theile zu verletzen. Es ist also möglich, daß ein Vollblütiger, so lange sein Blut nicht erreget und ausgedehnt wird,

gesund sey; und dann steht er in seinem Gleichgewichte. In diesem Zustande sieht er munter und blühend aus, speiset und trinkt mit Appetite, und hat einen guten vesten und ruhigen Schlaf. Sein Puls ist aber allezeit, auch in diesem Zustande der Ruhe, groß und voll. Allein, wie lange kann wol ein Mensch im Zustande der Ruhe leben? Ein Vollblütiger wankt schon aus seinem Gleichgewichte, wenn er auch nur aufsteht, um seine täglichen Geschäfte zu verrichten, welche doch sonst sein Blut in keine merkliche Unordnung oder Aufwallung bringen würden. Die geringste Anstrengung seiner Leibes- oder Gemüthskräfte, ja sogar schon die warme Luft des Sommers oder eines geheizten Zimmers, wiegelt das Blut in seinen Adern auf, und diese Erregung zieht alsobald die Ungelegenheiten und Gefahren der Vollblütigkeit nach sich. In diesem Zustande schleichet der ächte Schlaf den Federpfühl vorbey, und der Unruhige wirft sich auf seiner Lagerstätte hin und her, und observiret nicht ohne Verdruß, den Gesang des Nachtwächters. Der leichte flüchtige Schlaf, der sich zuweilen auf seine Augenlieder herabläßt, ängstiget ihn mit schweren Träumen, worinn er bald herculische Arbeiten verrichtet, bald mit Alpen kämpfet, bald Berge hinanklimmt, bald durch Flüsse schwimmet, bald Donner höret, bald blutet oder verwundet wird. Das erregte Blut dehnet sich aus und wird dünner, es treibt die Adern mit großer Gewalt auf, und dringt bis in die kleinsten Gefäße unter der Haut, die sonst kein Blut führen. Daher sieht man die Adern am Halse und Haupte strotzen, und eine unnatürliche Röthe färbet das ganze Gesicht. Die ausgedehnten Gefäße drücken die benachbarten Nerven, wodurch sich die Glieder regen, und hemmen die freye Verrichtung des Gehirns, wodurch die Gedanken der Seele dem Körper gleichsam eingefleischt werden. Daher entsteht eine Schwierigkeit der

Glie-

Glieder bey allen Handlungen, eine Schläfrigkeit des Gemüths, und, bey der geringsten Bewegung, ein Schwindel, welcher die Seele verwirret. Das Gefühl selbst und alle äußerliche Sinne verlieren ihre Schärfe, und der geringste Druck der Glieder macht, daß sie erstarren und einschlafen. Eine jede ungewohnte Bewegung ermüdet schnell, und die Rebellion des Blutes verräth sich in allen Theilen. Es erfolgt Herzklopfen und kurzer Athem, besonders beym Treppensteigen. Beym Bücken schießet das Blut stark zum Kopfe, und bey jeder schnellen Wendung entsteht ein betäubender Schwindel. Nach der Arbeit sind die Glieder wie zerschlagen, und nach der Erhitzung jucket die Haut. Ein Sausen vor den Ohren; ein Nebel und Funken vor den Augen; eine stete Neigung zu Flüssen; öfteres Bluten, und tausend verschiedene Krämpfe begleiten die Blutbewegungen der Vollblütigen, und setzen sie in Gefahr, die schnelle Hinfälligkeit der Gesundheit, nach dem Ausspruche des Hippocrates, zu erfahren, wenn sie auf ihren höchsten Grad gestiegen ist.

Es ist leicht zu begreifen, daß die Vollblütigkeit, das ist: der Ueberfluß guter Nahrungssäfte, ehe man gut verdauet, durch vielen Schlaf und Gemüthsruhe, und Mangel der Leibesübung, wodurch die Verdünnung, Verzehrung und Ausdünstung des überflüßigen Geblütes verhindert wird, und endlich auch durch das öftere Blutvergiessen selbst. Ich habe die Beweisgründe von diesem allen in meinem 59sten Stücke, besonders aber davon, daß öfteres Blutlassen mäste, im 65sten Stücke S. 104 ꝛc. ꝛc. umständlich erörtert, und werde sie um deswillen hier nicht wiederholen.

Wie soll man es aber wol anfangen, um der Vollblütigkeit abzuhelfen, da man doch ein für allemal in diesem

Zustande ohne Furchtsamkeit keine Sicherheit findet? Ich antworte: man muß Blut lassen. — Allein, das Blutlassen vermehret ja die Vollblütigkeit? Wird es uns also nicht immer tiefer in die Gefahren hineinführen, die wir dadurch zu vermeiden hoffen? Ich antworte wiederum: Man muß sich des Blutlassens so bedienen, daß es die Vollblütigkeit nicht vermehren kann.

Dieses ist das nützliche Geheimniß, welches billig Jedermann wissen sollte, wer sich zum Blutlassen entschließt; es ist die einzige Bedingung, unter welcher das Blutlassen zur Präservation einen vernünftigen Grund und wahren Nutzen hat; und meine Leser werden sich selbst eine Wohlthat erzeigen, wenn sie meine heutigen Lebensregeln von mir annehmen.

Man muß allerdings Blut lassen, um die Vollblütigkeit zu vermindern; denn dieses Mittel ist das kürzeste, natürlichste und sicherste. Kaum ist es geschehen, so sind alle Beschwerlichkeiten der Vollblütigkeit gleichsam verschwunden; geschiehet es nicht, so wird uns die Natur mit Trieben und Träumen selbst dazu auffordern, und bey fortdaurender Weigerung sich selbst endlich die Blutbahn brechen, und ihren Ueberfluß mit Ungestüm von sich jagen. Das Blutlassen ist also der Natur gemäß, und das künstliche ist mehrentheils sicherer, als die natürlichen Blutausführungen. Diese erfolgen oft zur Unzeit, an gefährlichen Orten und in großem Uebermaaße; die künstlichen hingegen stehen in unserer Gewalt. Die übrigen Mittel, der Vollblütigkeit vorzubeugen, sind bey schon vollblütigen Leuten nicht angebracht: denn man muß bedenken, daß ich das Blutlassen nicht empfehle, um der Vollblütigkeit vorzubeugen, sondern nur um sie zu curiren. Die Leibesarbeit beuget ihr vor; aber diese würde einen Vollblütigen in desto größere Gefahr stürzen, je mehr sie

sein

Digitized by Google

ſein Blut erreget. Das Wachen und Nachdenken, die Sorgen und Traurigkeit beugen ihr vor, wie auch das Faſten; allein bey Vollblütigen wirken dieſe Mittel zu langſam und zu unkräftig. Die Unterlaſſung des Blutlaſſens beuget ihr vor, weil man vom Blutlaſſen vollblütig wird; aber die Vollblütigen curiret das Blutlaſſen. So gewiß iſt das, was ich ſchon immer geſagt habe, daß ein geſunder Menſch, der nichts zu klagen hat, nicht mediciniren, keine Präſervationscuren gebrauchen, auch nicht einmal Blut laſſen müſſe; und ſo viel kommt bey dieſer Frage, die ſo viel Streit erreget hat, auf den Unterſchied an, ob das Blutlaſſen zur Präſervation der Vollblütigkeit vorbeugen oder ob es ihr abhelfen ſoll? Es kann ihr keinesweges vorbeugen: nein! es bringt ſie vielmehr hervor; allein es iſt kein Mittel, ihr abzuhelfen, als dieſes. Der Herr van Swieten beſtätiget dieſe Wahrheit, indem er ſaget, daß die Gewohnheit der geſunden Leute, einigemal im Jahre aus Vorſicht Blut zu laſſen, nicht zu loben ſey, weil dadurch der Körper geſchwächt, und deſtomehr zur Vollblütigkeit geſchickt gemacht wird. (Non videtur ergo adeo laudabilis hæc conſuetudo, qua ſæpies in anno *ſanis hominibus* cautelæ gratia ſanguis mittitur; debilitatur enim inde corpus & ad faciliorem repletionem diſponitur.)

Die vollblütigen Leute ſind für kranke zu achten; denn ſie werden augenblicklich krank, ſo bald die geringſte Urſache ihr Blut erreget. Sie führen dieſe Urſache ihrer Kränklichkeit bey ſich; und dann iſt allezeit eine Präſervationscur vernünftig. Nur aber beſteht beym Blutlaſſen der Vollblütigen die Vorſicht nicht in der Verhütung, ſondern in der Verminderung der Vollblütigkeit, und iſt ſie ſolchergeſtalt eine wahre Cur.

Die Jünglinge, die in ihrem besten Wachsthume sich stark nähren; die Müßiggänger, die ihre Säfte nicht durch Arbeit und Ausdünstung vermindern, und doch täglich eine Menge neuen Blutes aus Speisen und Getränke dem alten zuführen; die Trägen, die sich durch Schlaf mästen; die Schlucker, die immer guten Appetit haben; die Leute, die im Winter durch die üble Witterung abgehalten worden sind, Leibesübungen anzustellen, und wenn das Frühjahr heran kommt, alle Plagen vollblütiger Leute empfinden; alle diese und mehrere, die sich für völlig gesund halten, sind wirklich krank, sind vollblütig, und müssen Blut lassen, um sich zu curiren, und um sich nicht vor der Vollblütigkeit, die sie schon haben, sondern nur vor ihren Folgen zu präserviren. Nunmehr will ich zeigen, wie dieses auf eine solche Weise geschehen müsse, daß das Blutlassen den Körper nicht schwäche, und ihn noch mehr zur Vollblütigkeit disponire.

Nichts stärket den Leib und verhütet die Vollblütigkeit besser, als die Leibesübungen. Vollblütigen sind sie aber verboten. Man vermindere also zuerst die Menge des Bluts, und dann bediene man sich der Leibesübungen zur Präservation der neuen Vollblütigkeit, die man vom Blutlassen zu befürchten hat. Der gefräßigste Mensch wird nicht leicht vollblütig, wenn er stark arbeitet. Es ist also ein Hauptgesetz, daß ein jeder, der aus Vorsicht Blut gelassen hat, von derselben Zeit an, alsobald die täglichen Leibesübungen unternehme; und weil hierzu die Witterung im May zuerst recht günstig wird, so hat das Blutlassen im Frühjahre einen besondern Vorzug; wozu noch die Nothwendigkeit kommt, weil nach dem Beschlusse des Winters die meisten vornehmen und bequemen Leute, aus langem Mangel der Leibesübungen, vollblütig geworden sind.

Das

Das Nachtwachen, das Fasten, besonders aber der Genuß solcher Speisen, die die Vollblütigkeit nicht vermehren, sind nach dem Blutlassen als gute diätetische Präservationsmittel zu empfehlen. Die Suppen, die weichen, sehr nahrhaften und leicht verdaulichen Speisen, nähren zu schnell, und Dodart hat angemerkt, daß 16 Unzen Blut, die aus der Ader gelassen worden, bey einem gesunden und nicht geschwächten Menschen, nach 5 Tagen schon völlig wiederhergestellt sind. Nach dem Blutlassen dienen vielmehr härtere, nicht zu nahrhafte, schärfere und wohlgewürzte Speisen, welche doch insgesammt schädlich seyn würden, wenn nicht vorher die Cur der Vollblütigkeit durchs Blutlassen geschehen wäre, oder nach demselben die Leibesarbeit bey dieser harten Diät nicht täglich und gesetzmäßig (S. mein 30stes Stück) zu Hülfe genommen würde.

Bey dieser Lebensordnung und noch mehrern solchen Maximen, welche die Vollblütigkeit verhüten, und wovon mein 59stes Stück voll ist, muß man auch selbst das Blutlassen in Betrachtung ziehen, weil es die Vollblütigkeit ernähret. Die gesunde Vernunft lehrt jedermann, wer von den Wirkungen dieser Operation wohl unterrichtet ist, daß man das Blutlassen mehr und mehr abzuschaffen suchen müßte, je mehr man die Vollblütigkeit zu fürchten hat. Dieses kann aber nicht auf einmal geschehen, weil die Gewohnheit ihr Recht haben will. (S. das 114te Stück.) Weil aber durch öfteres Blutlassen der Körper dazu gewöhnt wird, zu viel Blut zu machen, worauf dem ungeachtet alle Folgen der Vollblütigkeit unmittelbar entstehen, wofern man die Menge nicht mindert: so ist kein anderer Rath, als daß man das Blutlassen, bey dringender Vollblütigkeit, zwar fortsetze, aber doch nach und nach seltener anstelle und vermindere. Dieses kann

ohne

ohne alle Gefahr geschehen; und auf solche Weise muß ein vorsichtiger Mann unaufhörlich trachten, seinem Chirurgo nach und nach sein tägliches Brod zu entziehen.

Wenn ich bedenke, wie vielen allgemein eingeführten Vorurtheilen und Gewohnheiten alle diese Gesundheitsregeln vom Blutlassen widersprechen, so gebe ich alle Hofnung auf, sie jemals befolget zu sehen. Jedermann läßt in der Absicht Blut, die Vollblütigkeit zu verhüten; und wenn er diesen Zweck am gewissesten zu erreichen hofft, so macht er sich vollblütig. Niemand will sich getrauen, das Blutlassen zur Präservation wieder abzuschaffen, wenn er es einmal angefangen hat. Niemand nimmt nach dem Blutlassen mit Speisen fürlieb, die wenig Nahrung geben; vielmehr quälet er seine Köche und Köchinnen zu keiner Zeit mehr, ihm die allernahrhaftesten Speisen zuzubereiten, als nach dem Blutlassen. Zu dieser Zeit glaubt man auch am wenigsten der Leibesübungen zu bedürfen; denn man bildet sich ein, daß sie das Blutlassen genug ersetze. Kurz, man geht in keiner Sache, die die Gesundheit betrifft, verkehrter zu Werke als beym Blutlassen. Wie mag dieses zugehen? Es ist doch so leicht, sich zu überzeugen, daß die itzt vorgeschlagene Regeln die einzigen vernünftigen sind, die man beobachten muß, wenn man mit einem Mittel, welches unstreitig die Vollblütigkeit vermehret, den Folgen derselben vorbeugen, und dennoch die Ursache derselben nicht zugleich vermehren will. Da man fast in allen Punkten wider diese Vorschrift zu sündigen pflegt, so ist es gar nicht zu bewundern, warum man vom Blutlassen noch täglich so widersprechende Erfolge vernimmt, und warum die wenigsten Menschen die Absicht dadurch erreichen, welche sie sich davon vorstellen. Ich bilde mir ein, daß ich mich heute um meine Leser besonders verdient gemacht habe, da ich

ihnen

Digitized by Google

ihnen in einer Sache, worinn fast Jeder irrt, diejenigen Erläuterungen gegeben, welche uns zu wissen allein nöthig sind, um darinn niemals zu irren.

Von dem Gebrauche des Blutlassens in Krankheiten finden ganz andre Urtheile statt, als die ich hier, blos von dem Blutlassen aus Vorsicht, angeführt habe: allein sie würden meinen Lesern unnütz seyn; und so gelehrt muß niemand in der Arzeneykunst werden, als wer ein Arzt von Profeßion ist. Glücklich genug! wenn nur die meisten Aerzte von Profeßion in ihrem ganzen Leben so gelehrt würden!

* * *

Unter dem Titel:

Privilegium für die Armen,

ist mir folgende Erzählung eingesendet worden, und ich habe nichts dagegen.

Ein Reisender, der sich in einem Walde verirret hatte, sahe um Mitternacht zwischen den Bäumen den Schein eines kleinen Lichts, welchem er nachgieng. Er gelangte auf einem schmalen Wege zu einer Höhle, worinn er einen Einsiedler antraf, den er in seinen Andachtsübungen stöhrte. Andächtiger Bruder, redete er ihn an, erschrick nicht vor einem Fremden, der in der Irre umher geht, und genöthiget ist, dich um ein Nachtlager zu ersuchen. — Erschrick nicht! sagst du? erwiederte der Einsiedler. Kann auch in einem Herzen noch Furcht wohnen, das sich freywillig entschließt, diese schreckliche Einöde zur Wohnung zu erwählen? Tritt näher, setze dich in diesen Winkel auf jenen Stein, welcher mein Schlafbett ist, und erwarte den Anbruch des Tages. — Dieser Stein ist dein Schlafbett? versetzte der Reisende. Wie ist es möglich,

auf

auf einem so harten Sitze zu ruhen? — Das ist möglich, weil ich dem Schlafe nie nachgehe, sondern erwarte, bis er selbst kommt, und mir die Augen zudrückt. — Auf solche Weise wirst du sehr unordentlich schlafen, wie ich dann mit Verwunderung sehe, daß du um Mitternacht in dieser Einöde noch wach bist. Du wirst vermuthlich oft aus dem Tage Nacht, und aus der Nacht Tag machen. — Wie kann man ordentlicher schlafen, als wenn man schläft, weil es die Natur fordert? — Wann speisest du aber? — Wann mich hungert. — Wann verrichtest du deine Geschäfte? — Wann ich mich satt gegessen und satt geschlafen habe. — Wenn nun aber diese Zeit auf die Nacht fällt? — So verrichte ich das, was sich bey Lichte thun läßt. — Wenn dich aber zu solcher Zeit hungert, woher nimmst du deine Speise, davon ich doch keinen Vorrath bey dir sehe? — Keinen Vorrath? Siehe, hier vor meiner Thür stehen Wurzeln genug, die ich im Finstern finden kann, und dieser Bach rinnt Tag und Nacht vor meiner Höhle vorbey. — Ist es möglich, daß du bey dieser Kost und Lebensart gesund bleiben kannst? — Gesund? In den zwölf Jahren, die ich hier wohne, weiß ich noch nicht was Krankheit sey: — Gesetzt aber, daß dich eine Krankheit überfiele, würdest du nicht hülflos umkommen müssen? — Würde dann aber an mir etwas verloren seyn? — Wenigstens würdest du ein Leben verlieren, das du dir zu erhalten schuldig bist. — Glaubst denn du, daß ich mein Leben erhalten könnte? — Allerdings, durch Arzeney und gute Pflege. — Wer sollte mir die geben? — Dein Arzt und deine Freunde! — Wo sind aber in der Welt Aerzte? Wo sind Freunde? — Aerzte in den Städten, und Freunde auf dem Lande. — Ja? Siehst du denn in den Städten und auf dem Lande die Menschen nicht sterben? Was nützet ihnen also Arzeney und Pflege? — Dieses: daß sie sehr oft dem Tode entrinnen; daß sie seltener krank werden; in ihren Krankhei-

heiten weniger leiden, und endlich mit weniger Elend und ohne Verzweifelung aus der Welt gehen können. — O, glaube mir, mein Freund, so viele Menschen durch Arzeney und Pflege dem Tode entrinnen, so viele werden ihm auch dadurch übergeben. Betrachte die Bauren und Wilden, die ohne Arzeney und Pflege weit seltener erkranken, als die Reichen; bedenke, wie viele Menschen durch Arzeney mehr, als durch ihre Krankheiten gepeiniget werden, und wie sie die gute Pflege verzärtelt und weichlich macht, daß sie von kleinen Uebeln unendlich mehr leiden, als andere von den größten; und wisse endlich, daß niemand mit mehr Gram und Verzweifelung aus der Welt gehe, als wer in der Einbildung steht, daß ihm das Leben hätte verlängert werden können; und wer alles besitzt, um es sich leicht und angenehm zu machen. — O, Freund! was sind dies für Grundsätze! Und was sollte aus der Welt werden, wenn alle Menschen so dächten, als du? Würde dann nicht das ganze gesellschaftliche Leben aufhören? Würde nicht die Welt zur Wüsteney werden? — Nein, ein jeder würde auf seine Erhaltung denken; das Land bauen, und übrigens sein Schicksal der Vorsicht übergeben. Allein, ich verlange nicht, daß alle Menschen so denken sollen, als ich. Was dann aus der Welt werden würde, das bekümmert den nicht, der sich so von ihr absondert, als ich. Könnte sie nicht bestehen, so würde doch der Himmel bestehen, den ich allein suche. Wer die Welt zu erhalten sucht, der mag anders denken. Genug, du siehest aus meinem Beyspiele, daß kein Stand, keine Lebensart, kein Mangel in der Welt, so viel Elend bey sich führe, daß man nicht Gründe finden könnte, sich dabey zu beruhigen. Glaube mir, daß es mitten im Tumulte der Menschen Elende genug giebt, die an allem eben solchen Mangel leiden, als ich; die eine eben so armselige Lebensart führen müssen, die eben so verlassen, und doch dabey eben so vergnügt sind, als ich. Müßten diese

armen

armen Leute nicht verzweifeln, wenn sie nicht eben so dächten, wie ich denke? Aus der Gleichgültigkeit, aus der Ruhe, womit der Arme sein Elend erträgt, aus der Freude, womit er seinem Schicksale sorglos entgegen geht, siehest du, daß auch die Maximen eines Einsiedlers, die dir so übertrieben scheinen, nöthig sind, um den größten Theil der Menschen zu beglücken, und daß sie es wirklich alleine sind, die es thun. Nimm demnach diese Regel mit dir aus dieser Höhle, daß es dein Beruf nicht sey, den Armen und Elenden im ruhigen Besitze seiner Zufriedenheit zu stören; gesetzt auch, daß sie auf lauter Irrthümern und Chimären beruhen sollte. — Ich erkenne den Wehrt deines Rathes, und werde ihm um desto gewisser folgen, je weniger ich von Natur geneigt bin, Unglücklichen ihr Elend zu demonstriren. Mögen sie doch in ihrer Einbildung glücklich seyn, und das, was sie nicht besitzen können, verachten! Wer Gemächlichkeit, Umgang, Pflege und Arzeney haben kann, wird allezeit Reichthum, Freunde, Pfleger und Aerzte für große Geschenke des Himmels halten; und wer sie nicht haben kann, muß demonstriren lernen, daß sie es nicht sind.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert zwey und zwanzigstes Stück.

von Hagedorn.

Was liebenswürdig iſt, zu lieben,
Hat uns die paarende Natur
Mit unſerm Blut ins Herz geſchrieben;
Und das entfällt dem Alter nur.

Ich habe vor einem Jahre in meinem 70ſten Stücke erwähnt, daß der Maymonat für den Monat der Liebe gehalten werde. Daher kann ich keine gelegenere Zeit erwählen, meine Leſer einmal von dieſer gewaltigen Leidenſchaft zu unterhalten, als die gegenwärtige. Weil ich aber wol weiß, daß viele Leute nicht gern von ihr reden hören, und daß beſonders das Frauenzimmer vor dergleichen Erörterungen einen natürlichen Abſcheu hat, ſo muß ich bey dem gegenwärtigen Blatte den traurigen Seufzer eines gewiſſen Dichters thun, der mir gewiß ſehr nahe geht.

Was ſonſt mein liebſter Wunſch geweſen;
Was meine Müh vergalt, das wünſch ich mir itzt nicht.
Sonſt wünſcht ich, würde meine Schrift
Von ſchönen Augen doch geleſen!
Itzt wünſch ich, würde meine Schrift
Von ſchönen Augen nicht geleſen!

Die Leidenſchaft, von der ich handeln will, iſt von der, die in der Metaphyſik die Liebe genennt wird, ziem-

Digitized by Google

lich verschieden. Die Seelenlehrer verstehen darunter ein Vergnügen, das wir aus den Vollkommenheiten anderer schöpfen. Es giebt in der That einen solchen edlen Affekt, und daran ist kein Zweifel. Allein, es giebt auch einen ganz andern, von welchem die Seelenlehrer nichts sagen, und den sie fast gar nicht an sich kommen lassen zu wollen scheinen.

Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,
Beschreiben sie uns, wie man lieben soll,
Fast so, als ob sie nichts von diesem Triebe wüßten.

Wenn aber alle Liebe bloß in dem Vergnügen bestünde, das wir aus den Vollkommenheiten anderer schöpften, so würde man viel metaphysische Spitzfindigkeit anwenden müssen, um zu erklären, warum uns die Vollkommenheiten anderer im Maymonate mehr Vergnügen verursachten, als in andern Jahrszeiten? und warum uns nur die Vollkommenheiten des andern Geschlechts in solche Hitze setzen?

Es ist besser, daß wir gerade zu bekennen, was wir empfinden; und daß wir uns eines Triebes nicht schämen, noch ihn verleugnen, der eine Sache von der Natur ist.

Als die Natur das Thierreich schuf, so legte sie allen Thieren gewisse Triebe bey, die den gemeinschaftlichen Zweck hatten, diese von ihr bewerkstelligte Schöpfung in ihrem Flore zu erhalten, damit sie nicht alsobald wieder ins alte Chaos zurückfiele,

wo unbenemtes Zeug in seiner Ursach schläft.

Da auf die Erreichung dieser Absicht alles ankam, wenn nicht die ganze Schöpfung einem Blitze ähnlich seyn sollte, der eben so bald wieder verschwindet, als er entstanden war;

Digitized by Google

war; so wollte die Natur dieses große Werk weder auf wandelbare Umstände, noch auf freywillige Entschließungen der Geschöpfe ankommen lassen; sondern sie legte die Triebe zur Erhaltung des Thierreichs so tief in ihr Wesen, und machte sie im ganzen Gebiete der Triebe so allmächtig, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt ein jedes einzelnes Thier unter den Gehorsam ihrer Absichten bringen, und es zwingen mußten, alles andere, so lieb es ihm auch war, diesen natürlichen Pflichten aufzuopfern. Diese Triebe sind von dreyerley Art. Der erste ist der Trieb zur Selbsterhaltung. Jedes Thier wird durch Hunger, Durst und Müdigkeit, zum Essen, Trinken und Schlafen gezwungen, um sich selbst zu ernähren, und durch die Ruhe zu stärken. Wider diese Triebe hilft kein Vernunftschluß, keine Sittenlehre, keine Gewohnheit. Der andere ist der Trieb der Selbstvertheidigung. Jedes Thier hat seine natürliche Waffen, um sich gegen alle äußerliche Gewalt vor dem ihm gedroheten Untergange zu schützen; und sobald uns diese Gefahr dräuet, wiegelt entweder der Schmerz, oder die Empfindlichkeit des Herzens alle Kräfte der Natur zu ihrer Vertheidigung auf, und der Zorn oder Schmerz greift alsobald zu den Waffen. Auch dieser Trieb wirkt in großen Gefahren unwiderstehlich, und spottet aller Entschließungen der Vernunft, die sich eine Ehre daraus zu machen scheint, ihn zu bekriegen. Der Iroquese, der sich aus eigensinnigem Stolze vest vorsetzet, bey allen Martern, die ihm angethan werden, nicht das geringste Zeichen von Schmerz, Rache, Zorn oder Gegenwehr zu geben, verfällt dennoch zuletzt, wenn ihm der Schmerz aufs Leben geht, in Verzückungen, und schäumt mit dem Munde, zerbeißt sich die Zunge, und verräth die natürliche Wuth durch Krümmen, Winden, und andere Bewegungen, über die sein stolzer Vorsatz nicht Meister werden kann. Der dritte

Trieb der Natur ist endlich der zur Erhaltung der Gattung, oder zur Fortpflanzung derselben, um deswillen sie das ganze Thierreich in zweyerley Geschlechter abgetheilt hat. Wenn dieser Trieb mit seiner großen Gewalt zu wirken anfängt, so entsteht daraus diejenige Leidenschaft, welche ich als ein Arzt, mit Erlaubniß aller Seelenkenner, die, ohne sie, nie in die Welt gekommen seyn würden, die Liebe nenne. Sie ist ein eben so allgemeiner, eben so natürlicher, eben so unabhängiger Trieb von der Vernunft, als die beyden vorhergehenden.

Der Liebe Macht ist allgemein;
Ihr dient ein jeder Stand auf Erden.

Ja, man kann eine natürliche Ursache finden, warum dieser Trieb unter allen vorigen mit der stärksten Gewalt über alle andere gebietet. Die Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung interessiren ein jedes Thier selbst, und gründen sich auf die Eigenliebe, welche der Quell aller ihrer Entschließungen ist. Allein, die Erhaltung des Geschlechts war eine Sache, woran der Natur mehr liegen mußte, als uns. Wir sehen es an den Hagestolzen und Mönchen, daß wir mehr Muth und Neigung haben, diesem Gebote der Natur ungehorsam zu seyn, als denen, die unsere Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung angehen. Es giebt lange so viel Leute nicht, die sich todt hungerten, oder sich, ohne zu murren, oder ohne alle natürliche Gegenwehr todt martern ließen, als es Leute giebt, die es für unnöthig halten, sich fortzupflanzen. Um deswillen wendete die Natur bey diesem Gesetze noch mehr Gewalt, als bey den übrigen an, um es unserer Eigenliebe selbst interessant zu machen. Sie verband mit dem Gehorsame gegen dieses Gebot, eine Entzückung, wogegen alles andere Vergnügen Tand war; und jeder

Ver-

Verliebter gerieth durch dieſe Entzückung in eine kurze, aber völlige Gleichgültigkeit gegen die ganze Welt, und ſagte, wie Voltaire zu ſeiner Geliebten:

Heureux cent fois le mortel amoureux,
Qui tous les jours peut te voir et t' entendre,
Que tu reçois avec un ſouris tendre,
Qui voit ſon ſort écrit dans tes beaux yeux;
Qui meurt d' amour, qui te plait, qui t' adore,
Qui pénétré de cent plaiſirs divers,
A tes genoux oubliant l' univers,
Parle d' amour et t' en reparle encore.

Außerdem aber legte ſie den Trieben, die uns zu dieſem Gehorſame zwingen ſollten, eine ſo wütende Stärke bey, daß Sinne, Vernunft, ja ſelbſt die Liebe zum Leben ſchweigen mußten, ſobald ſie erwachten. Ein Verliebter zeigt ſich in allen Stücken, als ein Menſch, der in einer fremden Gewalt iſt; als eine Maſchine, die nichts mehr ſelbſt thut, ſondern bloß ſo handelt, wie ſie dirigirt wird. Wenn ihm die Sinne mit widrigen und ſchmerzhaften Empfindungen, die Vernunft mit kühlen Sittenlehren, und ſelbſt die Eigenliebe mit ihren ſonſt mächtigen Reizungen widerſtehen will; ſo beweiſet ihm die mächtigere Liebe, daß ſie ihn zwingen kann, alle ſeine Empfindungen zu verleugnen, alles ſchön zu finden, was ihm, bey kaltem Blute, eckelhaft oder beſchwerlich geweſen ſeyn würde, bey guter Vernunft ein Thor zu werden, und das, was er ſelbſt für höchſtunſinnig erkennet, in der Hitze der Leidenſchaft dennoch zu thun, und ſogar die wahrſcheinlichſten Gefahren des Lebens für nichts zu achten; ſondern ſich mit offenen Augen in die Abgründe der Wolluſt zu ſtürzen, die ihn verſchlingen. Man gehe das ganze Thierreich durch, ſo wird man überall dieſe unumſchränkte Macht der Liebe finden; und da ſie uns auch

nicht, als Menschen, sondern als Thieren gegeben ist, wobey die Vernunft nichts zu sagen hat, so kann ich es dem Bayle nicht verdenken, wenn er uns diese Leidenschaft, als Philosoph, ganz anders schildert, als er sie uns, wenn er ein Dichter gewesen wäre, geschildert haben würde. „Man kann die Ausschweifungen der Liebe „nicht genugsam beweinen,„ sagt er: „Sie ist eine thie„rische Leidenschaft, welche alle Regungen der Dankbar„keit und der Großmuth erstücket. Man findet Leute, „welche für keine Schätze der Welt ihren Freund um den „Werth eines einzigen Pfennings bringen würden; sie „würden eine unerträgliche Gewissensangst empfinden, „wenn sie sich vorzuwerfen hätten, denselben in dem ge„ringsten Dinge hintergangen zu haben; die allerschön„ste Großmuth erhält sich in ihrer Seele, in Ansehung „aller andern Dinge. Allein, sie machen sich im gering„sten kein Gewissen daraus, seine Ehegattinn, oder seine „Tochter zu verunehren.„

Da ich nicht berufen bin, aus diesem Tone eines Sittenrichters von der Liebe zu reden, so erspahre ich den Verliebten manche empfindliche Anmerkungen, die nur allzu wahr sind, und wobey der Ruhm des Charakters der Menschlichkeit leidet. Es ist mir genug, unsern natürlichen Beruf zur Liebe aus seiner ersten Quelle hergeleitet zu haben; und nun werde ich meinen Vortrag verändern. Ich setze nur dieses noch hinzu, daß es eine eben so unbillige Forderung sey, wenn uns die Alten, die Weltweisen, die Mönche und Unvermögenden aus der Liebe überhaupt ein Verbrechen machen wollen, als wenn die ausschweifenden Wollüstlinge begehren, daß man ihnen in diesem Vergnügen gar keine Schranken setzen, sondern es, als ein Werk der vorsorgenden Natur, auch bis in seine ungebundensten Ausschweifungen, befördern, oder wenig-

Digitized by Google

wenigstens entschuldigen soll. Dieses letzte ist die gemeine Zuflucht der Wollüstigen, womit sie ihre niedrige lasterhafte Neigung beschönigen. Allein, sie müssen bedenken, daß alle natürliche Triebe, wenn sie uns nicht schädlich werden sollen, in gewissen Schranken gehalten werden müssen. So natürlich uns Hunger und Durst, und Schlaf und Ruhe sind, so kann man doch nie ungestraft zu viel essen, sich betrinken, zu viel ruhen, und sich zu sehr der Gemächlichkeit ergeben. So natürlich uns die Selbstvertheidigung durch den Zorn ist, so habe ich doch in meinem 107ten Stücke gezeigt, daß uns dieser Trieb ums Leben bringe, wenn man ihm nicht Zaum und Gebiß anleget. So natürlich uns demnach auch die Liebe ist, so sehr müssen wir doch ihre Ausschweifungen fliehen. Wenn ich meinen Lesern die Wirkungen dieser Leidenschaft in unsern Körper beschrieben haben werde, so zweifle ich nicht, daß sie von dieser Wahrheit auf das vollkommenste überzeugt werden werden. Alsdann wollen wir die Mittel suchen, wodurch man diesen Ausschweifungen vorbeugen kann.

Es ist merkwürdig, daß der Affekt der Liebe allen Thieren so lange unbekannt bleibet, bis sie in dasjenige Alter gelangen, da sie der Absicht der Natur ein Genüge leisten können; und daß er, sobald der Körper dieses Vermögen wieder verlieret, gemeiniglich auch wieder verschwindet. Kinder und Greise wissen sehr wenig davon; und wie augenscheinlich beweiset dieses nicht, daß diese Leidenschaft ein vorher bestimmtes Werk der Natur sey, das uns zu einer Pflicht zwinget, welche wir sonst vielleicht vergessen würden.

Wenn ein Verliebter die Macht seiner Leidenschaft zuerst fühlet, so fängt sein Herz mit großer Heftigkeit an zu

schlagen; sein Geblüt wird erhitzt, und schäumet in seinen Adern; die Lunge wird damit überhäuft und geängstiget, und tiefe Seufzer müssen den Umlauf desselben durch die Brust befordern und erleichtern. Alles dieses sind die Wirkungen eines jeden sehr heftigen Verlangens, und jeder heißen Sehnsucht; daher man auch die Seufzer mit Recht das Unterscheidungszeichen der Sehnsucht nennet. Das erhitzte Blut erreget im ganzen Körper eine Art von Fieberhitze, welche auf eine langsame Weise die Säfte und Lebenskräfte verzehret.

Me lentus Glyceræ torret amor meæ,

sagte Horaz, dieser große Kenner der Liebe; und eben so sagte die verliebte Sappho:

Kaum seh ich dich, so kommt kein Wort zum Munde:
Die Zunge stirbt, ein Feur schleicht ohne Ruh
Durch Mark und Bein — Ein Schaur befällt die Glieder,
Ein kalter Schweiß bedeckt mich, —
Ich werde blaß, wie ein verwelkend Kraut,
Ja athemlos und fast entseelt geschaut.

Das Gemüth der Verliebten ist in einer grausamen Unruhe, ja wirklich in einem Anstoße von Verrückung; und dieses ist so allgemein, daß man von den Arzeneyen, welche eine Verrückung verursachen, bemerkt hat, daß sie zuweilen die Wollust bey kaltsinnigen Leuten erzwingen, weshalb der Abschaum der Wollüstigen dieselben zu Liebestränken gebraucht. Selbst an den Leuten, die von andern Ursachen verrückt werden, bemerkt man eine große Neigung zur Wollust, und eine ganz viehische Unenthaltsamkeit; und wenn je Liebestränke ihre Wirkung gethan haben, so ist es gewiß auf keine andere Weise geschehen, als daß diese Gifte die Leute toll machen. Borellus erzählt

zählt von einem Geistlichen, daß er, nach einem solchen Gifte, in eine mordsüchtige Wuth verfallen, und daß viele andere Beyspiele entweder eine dadurch verursachte Hirnwuth, oder eine gänzliche Dummheit bewiesen haben. Heinrich ab Heer kannte einen geschickten Knaben von 14 Jahren, welcher nach einem bekommenen Liebestranke in eine schwere Krankheit verfiel, und kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab. Nachdem er aber wieder zu sich selbst gekommen, sahe man die Gewalt des ihm beygebrachten Giftes an den großen Verwandelungen, die mit ihm vorgiengen. Seine ganze Haut, alle seine Haare und Nägel fielen ihm ab, und wuchsen von neuem. Sein ganzes Gedächtniß war so seltsam zerrüttet, daß er sich seines vorigen Lebens nicht im geringsten mehr erinnern konnte, ja nicht einmal seinen Namen wußte. Er mußte das A B C, das Buchstabieren und Lesen von neuem lernen, da er doch zuvor schon ein guter Dichter gewesen war. Kurz er war ein ganz neugebohrner Mensch, der zum andernmale ins Leben kam.

Man findet unter den Beobachtungen der Aerzte sehr viele, da eine heftige Liebe Raserey, Melancholey, Schlaflosigkeit, völlige Enthaltung vom Essen und Trinken, rasende hitzige Fieber, langsame auszehrende Krankheiten, ja auch eine lange Sprachlosigkeit, Schlagflüsse und endlich den Tod nach sich gezogen hat. Solche Wuth kann eine heiße Sehnsucht verursachen, und so werden die Lebensgeister von einer Leidenschaft verwirret, die doch nur bestimmt ist, Leben zu geben; und eine unentbehrliche Pflicht der Natur durch süße Belohnungen und die angenehmsten Empfindungen zu vergüten.

Ich würde eine thörichte und vergebliche Arbeit thun, wenn ich meinen Lesern den Rath gäbe, die Liebe zu mei-

den. Nein, nein, das ganze Geschlecht der Thiere und Menschen soll und muß lieben. Es findet ein jeder seinen Gegenstand, woran früh oder spät seine Blicke hängen bleiben, und der sein Herz wie ein Donner rührt, und es lieben lehrt, noch ehe es die Vernunft darüber zu Rathe ziehen kann.

So stand das ausgeschaffne Bild
Pygmalions, mit starren Blicken,
Schon eh die Gottheit es erfüllt,
Voll Leidenschaft und voll Entzücken;
So sah es sich erstaunt und neu,
Als es dem Gott vergnügt entgegen lachte;
So ungewohnt der süßen Sklaverey,
Fühlt es bestürzt, was Liebe sey!

Nur vor den Ausschweifungen dieser gefährlichen Leidenschaften kann ich mit Vernunft meine Leser und Leserinnen warnen; ob ich gleich eben keinen großen Reichthum von Mitteln vorzuschlagen weiß, welche sie davor beschützen könnten.

Es ist gewiß, daß man die Raserey der Liebe würde vermeiden können, wenn man nur kein Vergnügen darinn fände, sie rasen zu lassen. Eine große Zerstreuung des Gemüths, die Wahl anderer Arten von Vergnügungen, eine tugendhafte Erziehung, alles kann etwas dazu beytragen, daß ein Mensch nicht in das Elend verfällt, wie eine Bestie zu lieben. Inzwischen sind dennoch oft diese Mittel nicht hinlänglich, und selbst Hunger und Durst, Wassertrinken und strenge Arbeit, vermögen nicht zu allen Zeiten etwas gegen diese grausame Sehnsucht. Die Arzeneyen sind fast durchgängig verwerflich und schädlich, oder doch wenigstens unkräftig. Ein einziges Mittel ist vor-

vorhanden, welches diese Krankheit sicher, geschwinde, glücklich und noch dazu auf eine angenehme Weise, heilet. Man wird mir dafür verbunden seyn müssen, wenn ich es, aus **Krügers Lebensordnung**, hier abschreibe. „Dieses ist es: Wer das Unglück hat sich heftig zu ver„lieben, dem kann nicht besser geholfen werden, als wenn „er — was denn? als wenn er den Gegenstand seiner „Wünsche heirathet. Niemals ist wol ein Recept so kurz „und zugleich so kräftig gewesen, als dieses: denn es be„steht nur aus einem einzigen Worte, und heilet gleich„wol eine Krankheit, bey der die Bemühung der größten „geistlichen und leiblichen Aerzte öfters ganz fruchtlos ist. „Man wird antworten, daß dieses ein sehr bekanntes „Mittel sey: aber man wird auch einräumen, daß öfters „die gemeinesten und bekanntesten Dinge die größte Kraft „besitzen. Derjenige ist glücklich, welcher weder unver„nünftig genug ist, sich von den Affecten foltern zu lassen, „noch auch so vernünftig ist, sich durch seine Betrachtun„gen in eine Schlafmütze zu verwandeln.„

Die Liebe soll also ein Opfer haben; denn alle andere Vorschläge sind eitel, und helfen zu wenig.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

In diesem Opfer liegt das natürliche Mittel wider die Raserey der Liebe verborgen. Denn, so wie die Natur die Erhaltungstriebe befeuret hat, bis sie ihre Absicht erreicht haben, so ist auch in der Vollendung dieser Absicht die Sättigung und Entkräftung derselben schon enthalten. Der heftigste Hunger verwandelt sich in Ekel, sobald wir so viel Speise genossen haben, als nöthig war, uns zu erhalten. Die schläfrigste Müdigkeit verwandelt sich durch den Schlaf in Munterkeit; und die hitzigste Sehnsucht erkaltet im Genusse. Die Ehe ist der Zweck, und

zu-

zugleich das Gegengift der Liebe. Celsus wußte schon, daß die Hagestolzen von der Natur mit Trägheit und Untüchtigkeit zu ihren Geschäften, bestraft werden; und Galenus versicherte, daß diese Leute, an statt, wie sie glauben, ihre Kräfte zu schonen und zu sparen, sich durch eine weise und gemäßigte Liebe vielmehr stärken würden. „Wem ist unbekannt, sagt Hoffmann, daß heftig Ver„liebte, Manns- und Frauenspersonen, wenn sie ihres „Wunsches nicht gewähret werden können, von der Zeit „an, in schwere Zufälle, ungemeine Mattigkeit der Glie„der, Ohnmachten und unaufhörliche Schlaflosigkeit ge„rathen: wobey die Gesichtsfarbe ganz blaß wird; der „Appetit sich verlieret; zuweilen ganz furchtsam werden; „und zur andern Zeit ganz irre, und von nichts als Lie„bessachen reden? Und gewiß, dergleichen Leute sind „sehr schwer zu curiren, zumal wenn nicht das rechte „Mittel, nämlich die Erhaltung ihres Gegenstandes, „und die Ehe zugelassen werden kan.„

Man kann in der That, wie schon oben Krüger sagte, nicht behaupten, daß dieses Mittel neu erfunden sey. Es ist vielmehr den meisten Menschen nur allzubekannt, und viele finden ihr Vergnügen darinn, daß sich die Krankheit schnell wieder erneuret, damit sie den Versuch, sie zu curiren, nur wieder erneuren können. Sie scheuen sich nicht vor der grausamen Leidenschaft, die so viele Narren und Kranke macht; sie fliehen das Joch nicht, das ihnen die Natur für die Nachwelt auferlegt hat. Kurz, die Liebe wird ihr Zeitvertreib und ihre Ausschweifung, wie andern das Schmausen und das Saufen.

Man hatte vor Zeiten gar die Gefälligkeit gegen das Laster, daß man der Jugend zu ihren Ausschweifungen Gelegenheit machte: Tacitus schreibt, daß in Rom öf-

fent-

sentliche Häuser dazu gehalten worden, von welchen die Obrigkeit einen besondern Zoll genommen. Durfte sich nicht Terenz gar unterstehen, auf offener Bühne die Wollust zu lehren?

Non est flagitium, mihi crede, adolescentulum
Scortari.

Allein, es hat immer weisere Leute gegeben, welche den Schaden, den selbst die Republik von diesen Unordnungen leidet, eingesehen haben. Ich will nur den einzigen **Valerium Maximum** anführen. „Ii demum pena„tes, sagt er, ea civitas, id regnum, æterno in gradu „facile steterit, ubi minimum virium veneris pecuniæ„que cupido sibi vindicaverit. Nam quo istæ generis „humani pestes penetraverint, ibi iniuria dominatur, „infamia flagrat.„

Wir selbst wüten gegen uns, wenn wir einen Trieb, den die Natur schon sehr hoch getrieben hat, aus Uebermuth noch schärfer anspannen. Wie sehr diese Art der Ausschweifungen den Körper schwäche, und zu auszehrenden Krankheiten den Grund lege; und daß, mit einem Worte, die Wollust eine schmeichlerische Sirene sey, welche die Sterblichen, die ihr die Hand bieten, mit einer lachenden Miene an die Stuffen des Grabes führet, und hernach auf einmal verschwindet, ist mehr als zu bekannt; und man sollte vielmehr froh seyn, wenn uns nicht zu viel Gegenstände zu dieser Leidenschaft reizen, als daß man noch gar auf Mittel denkt, sie zu reizen und zu vermehren. Alle Schriftsteller, vom Hippocrates an bis auf unsere Zeiten, haben beobachtet, daß keine Ausschweifung die Kräfte des Lebens mehr schwäche, als diese; und sie halten sie hierinn für viel nachtheiliger, als die stärksten Verblutungen. Caspar a Reies sagt insbesondere von ihr, „daß sie die Kräfte aus dem Grunde

„weg-

„wegnehme, die Lebensgeister erschöpfe, die natürliche „Wärme ausdämpfe, die Kraft des Lebens vermindere, „das Gehirn und die Nerven schwäche, und die Augen, „alle Sinnen und alle Gemüthskräfte und Gliedmaßen „ohnmächtig mache.„ Timäus von Güldenklee hat auf diese Ausschweifung eine Erschöpfung der Kräfte, Verdunkelung der Augen, Schwindel, Zittern der Glieder und Ohnmachten erfolgen sehen; und andere bezeugen, daß der Ausgang solcher Laster zuweilen gar tödtlich sey. Maimonides klaget davon vornehmlich wegen der Nachwelt, als welche desto schwächlicher und hinfälliger werde, je mehr sich die Aeltern durch die Ausschweifung ihrer Jugend erschöpft haben. Daher konnte Tacitus mit Grunde von den alten Deutschen rühmen: Sera iuvenum Venus, ideoque inexhausta pubertas: Denn, „die alten Deutschen blieben, „ nach dem Ausdrucke des Pomponius Mela, „lange Knaben, „ welches Isaac Vossius vernünftig so ausleget, daß sie sich lange Zeit der Werke der Wollust enthalten haben. Wir sehen die große Erschöpfung und Abzehrung in den Beyspielen der Thiere, welche doch darinn noch glücklicher sind, daß sich bey ihnen dieser Trieb nur zu gewissen Zeiten reget, da er hingegen bey uns immer wachet.

Ich weiß nicht, ob ich den Grund dieser bösen Folgen, mit dem Maimonides, darinn suchen soll, „weil wir „den Stoff der Opfer, die wir der Liebe bringen, von dem „Orte her bekommen sollen, wo der Verstand ist, nämlich vom Gehirne.„ Allein, es läßt sich hier nicht viel disputiren, wenn alle Erfahrungen das große Elend zeigen, in welches uns die Unmäßigkeit im Gehorsame der Natur stürzet.

Bey so bewandten Sachen, da nicht allein die Sehnsucht der Liebe eine unbändige Leidenschaft ist, die unsere Na-

Natur zerrüttet, sondern auch die Ausschweifungen derselben uns gerade aufs Herz gehen, und uns den Untergang dräuen, kann ich meinen Lesern und Leserinnen die Warnungen und Vorschläge nicht dringend genug empfehlen, welche ich ihnen schon vor dem Jahre mitgetheilt habe, (S. das 70ste Stück, S. 282 ꝛc.) um sich ihrer bey der gegenwärtigen gefährlichen Jahrszeit aufs beste zu bedienen. Zu unserm Frauenzimmer habe ich die beste Hofnung. Sie bedienen sich ihrer Schönheit sehr wenig zur Liebe. Zu Lesbos und Tenedos waren vor Zeiten ordentliche Gerichtspersonen bestellt, deren Amt darinn bestand, die Streitigkeiten wegen des Vorzuges der Schönheit zu entscheiden; und noch zu den Zeiten des Athenäus war in einer Stadt im Pelopones ein jährlicher Wettstreit der Schönen. Ja, Theophrastus behauptet gar, daß auch die Mannspersonen selbst, zu Elea, einen solchen Wettstreit der Schönheit gehalten haben. Wenn bey uns die Verliebten, nach einem solchen Wettstreite, die Wahl ihrer Herren und Gebieterinnen anstellen sollten, so glaube ich, daß die Richter nichts weiter als die Rechenkunst verstehen dürften, um zu entscheiden, welche Person das würdigste Capital besäße, um es zu heirathen. Ich freuete mich, als ich las, daß Carl Ogier, in seiner Dänischen Reisebeschreibung, die Sittsamkeit unsers nordischen Frauenzimmers so sehr zu erheben Ursache gefunden hatte. Denn er sagte: „ das Dänische Frauen„zimmer,„ (folglich auch vermuthlich das Hamburgische,) „sey so ernsthaft und sittsam, daß es denen, die mit ihm „umgiengen, nicht das geringste hoffen ließe; es lege den „Augen keine Fallstricke, es zeige weder Brust noch Haar, „und habe nichts Verbuhltes, weder in seinem Gange noch „Gebehrden.„ Diese glückliche Zeit war im Jahre 1634. Allein, meine Freude hat sich ein wenig geschwächt, nachdem ich gefunden, daß 45 Jahr später der Ritter Beau-

jeu

jen eben dieſes nordiſche Frauenzimmer ſchon etwas freygebiger gefunden. „Es iſt nichts außerordentliches, ſagt „er, ſchöne Frauenzimmer in Dännemark zu ſehen. Die „Bäurinnen ſind daſelbſt gemeiniglich wohl gebildet, und „die meiſten jungen Mägdgen haben ein ungezwungenes „Anſehen, luſtige Manieren, und eine feine Geſichtsbildung u. ſ. w. Die Tugend des Däniſchen Frauenzimmers, (wie? folglich vermuthlich auch des Hamburgiſchen?) ſcheinet für ihre Schönheit gemacht zu ſeyn, das „heißt: daß ſie derſelben Genuß erlaubet, und nicht zugibt, daß ſie ein unnützer Schatz ſeyn ſollte. Dieſes iſt „bey ihnen nicht ſtets eine laſterhafte Neigung. Es iſt „eine leichtſinnige Unempfindlichkeit; und ich bin überzeugt, daß ſie nur ſündigen, weil ſie nicht die Stärke „haben, ſich gegen die Mannsperſonen zu vertheidigen.„ So war das nordiſche Frauenzimmer im Jahre 1679. Seitdem ſind 82 Jahre verfloſſen; und wie mag es denn nun wol ſeyn? In der beſten Hoffnung, daß ein Reiſender, von 1761, unſer Frauenzimmer rühmen werde, daß es mit keinen andern Waffen, als mit Gelde, buhle, und keine andere **Venus** kenne, als die ihre Opfer in Leinenzeuge, Kanten und hamburgiſch grob Courant annimmt, will ich die Warnungen meines 70ſten Stückes, blos wegen der Malignität des Monats, nur noch einmal obenhin empfehlen.

Der Arzt.

Hundert drey und zwanzigstes Stück.

von Logau.

— — — Was macht sie werth?
Ihr Werth nicht, sondern das, daß man sie so begehrt.

Beleeft Madamm oock grote Boonen? Diesen Ausruf wird man bald in allen Straßen hören. Derselbe erinnert mich im voraus an meine Nachläßigkeit, da ich in meinem 76sten Blatte, worinn ich von verschiedenen Gartenfrüchten gehandelt, die Bohnen fast ganz vergessen hatte. Ich nehme mir daher vor, den Fehler in diesem Jahre zu verbessern; und ich werde also heut von den Bohnen handeln.

Als Ceres nach Griechenland kam, so belohnte sie diejenigen, welche ihr Opfer brachten, dadurch, daß sie sie lehrte, allerley Getreide zu säen. Allein, den Anbau der Bohnen lehretey sie sie nicht. Daher hielten die Griechen, und verschiedene andere Nationen, nach dem Berichte des Pausanias, die Bohnen für eine unreine Speise, und genossen sie niemals. Es ist nicht zu glauben, daß die Erfinder dieser Fabel bloß aus Eigensinne den Genuß der Bohnen verboten haben sollten; und noch weniger läßt sich dieses von dem Weltweisen Pythagoras behaupten, von welchem Diogenes Laertius versichert, daß er diese Speise verabscheuet, und allen seinen Schülern verboten habe.

Es war in den alten Zeiten gebräuchlich, daß man dem großen Haufen der Menschen den natürlichen Grund der Gesetze und Verbote verhelete, welche man ihm vor-

zuschreiben für gut fand; und daß man ihm dagegen allerley Fabeln und Mährchen erzählte, welche weit mächtiger auf den Gehorsam des abergläubischen Volks wirkten, als alle Gründe der Vernunft zu thun vermögend gewesen seyn würden. Daher findet man auch in den alten Schriftstellern eine große Menge abergläubischer und ungereimter Meynungen von der Ursache des Verbots der Bohnen. **Plinius** leitete dieses Verbot davon her, weil man sie für ein Symbolum des Todes gehalten, und bey den Leichenbegängnissen gebrauchte; denn man streuete bey denselben Bohnen aus, und schüttete sie auf die Gräber der Todten, um durch dieses Opfer die bösen Geister zu besänftigen, und die verstorbenen Seelen zu beruhigen, von welchen man glaubte, daß sie in die Bohnen hineinführen. Auf diesem alten Aberglauben beruhet noch die heutige Gewohnheit in Italien, daß man am Tage aller Seelmessen, Bohnen speiset, und seinen Freunden und Anverwandten damit Geschenke macht. Die Veranlassung dieser Chimäre scheinet die gewesen zu seyn, weil sich auf den Bohnen verschiedene Flecken zeigen, die gewisse Buchstaben vorstellen, welche von den Griechen für traurig gehalten wurden. Besonders siehet man auf ihnen das **Theta** der Griechen, welches **Martial** Mortiferum nennet, weil es der erste Buchstab des Wortes **Thanatos**, Todt, ist, und dieser Buchstabe das Handzeichen war, womit die Todesurtheile unterschrieben wurden. Diese Herleitung ist desto wahrscheinlicher, da man eben denselben Grund auch bey andern solchen ungereimten Verboten gebraucht hat. **Plutarch** sagt z. E. daß auch die Kichern den Pythagoräern aus keiner andern Ursache verboten gewesen, als weil sie im Griechischen **Lathiron** oder **Erebintos** heißen, folglich den Begriff des Todes mit sich führen, welcher im Griechischen **Lethe** und **Erebos** genennet wird.

Ariſto-

Aristoteles soll, nach dem Berichte des Diogenes Laertius, noch ganz andere Ursachen von dem Verbote der Bohnen bey den Pythagoräern angegeben haben, welche mit denen, die wir hin und wieder im Lucian lesen, und mit denen, die Origenes dem Chaldäer Zares, welcher der Lehrer des Pythagoras war, zuschreibt, sehr überein kommen. Sie sind aber alle abgeschmackt. Man sahe die Bohnen für Sinnbilder des ersten Ursprungs aller Dinge an, weil sie einen ganz besondern Geruch von sich geben und eine schändliche Figur vorstellen; man verabscheuete sie, weil sie nur einigen Personen unter vielen günstig waren, indem man sie bey den Wahlen gebrauchte; und endlich so fand man gar, daß sie den Höllenpforten ähnlich wären, weil sie keine Biegungen noch Gelenke haben. Man kann von diesem allen in einer sehr gelehrten Abhandlung des P. Carmeli, von den abergläubischen Gebräuchen mit den Bohnen, ausführliche Nachrichten und Untersuchungen finden.

Ich halte, wie gesagt, die wahre Absicht des Verbots der Bohnen, insbesondere bey den alten Weltweisen, für weit besser in der Natur der Sache selbst gegründet, als sie in diesen elenden Herleitungen angegeben wird. Die Aegypter verboten den Wein dem Volke aus politischen Absichten, und beredeten es, daß er Teufelsblut wäre. Die alten Philosophen verboten ihren Schülern die Bohnen unter dem Scheine und Vorwande abergläubischer Vorurtheile. Allein, der wahre Grund war wol unstreitig dieser, weil diese Speise für die Schüler der Weisheit sehr ungeschickt ist, und sie am Nachdenken hindert. Ich werde dieses um desto lieber beweisen, da es meinen Lesern zugleich erklären wird, was sie vom Genusse der Bohnen für Wirkungen zu erwarten haben.

Es ist zuförderst zu beobachten, daß die alten Philosophen überhaupt, nicht nur die Bohnen, sondern auch Erbsen, Linsen, Kichern, kurz alle Hülsenfrüchte ver-

mieden, weil sie wegen ihrer groben aufsteigenden Dünste die Seele verdunkelten und dem Verstande schadeten. Daß dieses eine Eigenschaft aller Hülsenfrüchte sey, bestätigen die Beobachtungen und Aussprüche aller Aerzte. Sie sind schwer zu verdauen und machen viel Blähungen. Daher können sie nur harte und starke Naturen und grobe Körper vertragen, die schwere Arbeit verrichten, und den Kopf nicht gebrauchen. Die Gelehrten, die zärtlichen Leute und das Frauenzimmer hingegen werden davon hypochondrisch, von Dünsten geplagt, traurig, schwermüthig, und aller Gemüthsarbeiten unfähig. Ein Gericht Erbsen oder Bohnen kann einen Algebraicum unvermögend machen, auch nur das Einmaleins zu erweisen, so lange sein Magen an diesem schweren Argumente arbeitet. Boerhaave lachte über die Gelehrten, daß sie glaubten, es stünde in ihrer Gewalt, was sie denken wollten. „Die „Speise ganz allein, sagt er, kann diese particulam auræ „divinæ, dieses hohe Vermögen der Seele bey ihnen ver„nichten; und ein Geometer, der vor der Mahlzeit die „schwersten Aufgaben aufzulösen im Stande gewesen, wird „von einer starken Mahlzeit stumpf und schläfrich.“ Friedrich Hoffmann sagt, daß er in seiner Jugend schon angemerkt habe, daß, wenn man den Kindern Bohnen und Erbsen zu essen gegeben, sie ihre Lectionen nicht so fertig als sonst behalten und hersagen können. Außerdem ist es auch eine fast allgemeine Sage, daß man zur Zeit der Bohnenblüte weit mehr als sonst zum Schlafe geneigt sey, und daß jedermann zu dieser Zeit tiefer und vester schlafe. So viel ist gewiß, daß Leute, die sich in solchen Gegenden, wo ganze Felder voll Bohnen blühen, lange aufhalten, betäubt und schläfrig werden; und daß also diese Dünste wirklich die Empfindungen schwächen und die Seelenwirkungen hindern. Ohne mich bey dieser bekannten Sache lange aufzuhalten, will ich sogleich zu dem Beweise fortgehen, daß das Verbot der Bohnen bey den

alten

alten Schülern der Weisheit nichts anders, als dergleichen Beobachtungen zum wahren Grunde gehabt habe, da ſie geſehen, daß dergleichen Speiſen den Verſtand, den Witz, die Beurtheilungskraft, das Gedächtniß und alle Kräfte der Seele in ihren Verrichtungen hindern, und die Weltweiſen in ſolche Thoren verwandelten, wie noch itzt die hypochondriſchen Gelehrten ſind.

Plinius meynet, daß den Pythagoräern die Bohnen darum unterſagt worden, weil ſie vor Alters zu den Opfern gebraucht worden wären, weshalb man dafür gehalten hätte, daß ſie die Empfindungen ſchwächten, und des Nachts ſchwere Träume verurſachten. Er wußte alſo ſchon, daß dieſe Speiſe die Seelenwirkungen hinderte; und Varro nennet ſie eine grobe Koſt, welche die römiſchen Flaminen nicht hätten eſſen dürfen. Cicero ſagte noch deutlicher, daß ſich das Verbot des Pythagoras auf die Ruhe des Leibes und der Seele beziehe, welche durch die Bohnen geſtöret würde, weil ſie Blähungen erzeugten, die das Gemüth in der Nachforſchung der Wahrheit hinderten. (Ex quo etiam pythagoricis interdictum putatur, ne faba veſcerentur, quod habet inflationem magnam is cibus, tranquillitati mentis, quærentis vera, contrariam. De Divinat. lib. 1.) Dieſer Grund iſt der natürlichſte und vernünftigſte, den man von einem ſolchen Verbote angeben kann.

Auch in den Meynungen anderer Schriftſteller von dem Grunde dieſes Verbotes findet man, daß die Abſicht deſſelben auf ihren ſchädlichen Einfluß in die Gemüthskräfte gezielet habe. Die alten Philoſophen ſollten Helden, nicht nur in der Gelehrſamkeit, ſondern auch in der Tugend ſeyn. Pythagoras mochte vielleicht bemerkt haben, daß die mehlichten Speiſen einen zu groben Nahrungsſaft geben; und indem ſie den Trieb zur Weisheit einſchläferten, den ſinnlichen Wollüſten Veranlaſſung gäben, ſich der Philoſophie zu bemeiſtern. Wenigſtens

Digitized by Google

ſcheint dieſes daraus zu erhellen, weil **Lucian**, in der Auction der Leben, den **Pythagoras** ſagen läßt, er habe die Bohnen unter andern darum verworfen, weil ſie zu ſehr zur Liebe reizten. Man könnte zwar dieſer Meynung des **Lucians** des **Theophraſts** ſeine entgegen ſetzen, welcher glaubet, **Pythagoras** habe die Bohnen darum verboten, weil er angemerkt hätte, daß die Hühner, welche oft Bohnen eſſen, wie auch die nahe bey den Bohnen wachſende Pflanzen, unfruchtbar würden. Allein, es iſt allzu wahrſcheinlich, daß **Theophraſt** im Texte des **Ariſtoteles**, auf welchen er ſeine Meynung gründet, das griechiſche Wort, agonon, welches unfruchtbar bedeutet, für *agonaton* geleſen habe, welches etwas Unbiegſames, das keine Gelenke hat, anzeiget.

Dem ſey nun aber wie ihm wolle, ſo kann man doch ohne Umſtände annehmen, daß **Pythagoras**, weil er den Weltweiſen die Bohnen verboten, entweder dieſe Abſicht, ſie zum Studio der Weisheit geſchickt zu erhalten, wirklich gehabt habe, oder ſie doch vernünftiger Weiſe hätte haben ſollen; denn in der That ſind dieſe Hülſenfrüchte keine Speiſe für ſtudirende Leute. Wer ſeines Kopfs nicht bedarf, der kann ſich an ihnen ergetzen ſo viel er will; und doch wird er, um ſeine Verdauungskräfte zu ſchonen, einige Vorſicht dabey anwenden müſſen.

Bey uns iſt die Gewohnheit, die Bohnen ſehr jung zu ſpeiſen; und in dieſer Abſicht habe ich ſie ſchon in meinem 76ſten Stücke für eine unſchädliche und angenehme Speiſe erklärt. Sobald ſie etwas älter geworden ſind, hat man ihre Hülſen gar ſehr zu fürchten, weil ſie ganz unverdaulich und blähend ſind; und dann müſſen ſie auch ſehr weich gekocht werden. Man bemerkt, daß auch dieſes die Alten ſchon angemerkt haben. Wenigſtens glauben die Critici, daß das Sprichwort: Hæc in me cudetur faba, dieſes Unglück wird mich treffen, von dem Gebrauche der Alten herzuleiten ſey, da ſie einem Koche, wenn

wenn er Bohnen auftrug, die noch nicht völlig gar gekocht waren, gleichſam zur Strafe eine Bohne mit einem Steine auf dem Kopfe zerknirſchten. Dieſe löbliche Gewohnheit ſollte beybehalten worden ſeyn; denn es iſt keine ſchwerere und unverdaulichere Speiſe, als alte Bohnen, die noch zu hart ſind. Von allen alten Hülſengewächſen müſſen die Hülſen abgeſondert werden; und zärtliche Leute von ſchwacher Verdauung ſollten auch von den jungen großen Bohnen die Hülſen bey Seite legen.

Es ſcheint aber überhaupt, daß das Verbot der Hülſenfrüchte bey den Alten, mehr getrocknete Hülſenfrüchte, als junge, zarte und friſche betroffen habe. Von dieſen letztern läßt ſich ein ganz gelindes Urtheil fällen; und da ich gar nicht Willens bin, meine Leſer in ihren unſchuldigen Vergnügungen zu ſtöhren, ſo wünſche ich vielmehr, anſtatt aller überflüßigen mediciniſchen Warnungen, daß ſie zu ihren jungen Erbſen und Bohnen nur allezeit den ſchönſten Lachs und die vortrefflichſten neuen Heringe möchten ſpeiſen können.

* * *

Die vornehmen Leute bedienen ſich des Balſams von Mecka ſo häuffig, und ihre Critik über die Güte deſſelben iſt ſo unbeſtimmt, daß ich ihnen, durch die Mittheilung folgender Nachrichten von demſelben, einen Dienſt zu leiſten hoffe. Der gelehrte Herr Haſſelquiſt, welcher ſelbſt in Aſien gereiſet iſt, beſtimmet die Unterſcheidungszeichen des ächten folgendermaßen. „Seine Farbe iſt „gelblich und durchſichtig; er riecht ungemein ſtark, har„zigt, balſamiſch, aber dabey ſehr angenehm. Er iſt „ſehr zähe, klebt die Finger zuſammen und läßt ſich in „lange Fäden ziehen. Die Sonnenhitze des heißen Na„toliens iſt nicht einmal vermögend ihn zu ſchmelzen. „

Digitized by Google

„Ich bekam dergleichen Balsam bey einem türkischen „Bader zu sehen, der ihn unmittelbar aus Mecka mitge„bracht hatte. Ich erfuhr, daß ihn die Türken für die „beste Magenstärkung und für das allervortreflichste „Wundmittel halten, das die gefährlichsten Wunden hei„len soll, wenn man nur etliche Tropfen hineingöße. In „Cairo sahe ich, wie ein italienischer Kaufmann, der „schon 30 Jahre da gewohnt hatte, ihn probirte, ob er „rein, ächt und unverfälscht war. Er ließ in eine Tasse „voll reines kaltes Wasser einige Tropfen von dem Bal„sam eintröpfeln. Wenn sich diese nun in dem Augen„blicke, da sie ins Wasser fielen, über demselben in ein „Häutchen ausbreiteten, und wenn dieses Häutchen ganz „eben, rein und ohne alle Bläschen war, so war dieses „ein Zeichen seiner vollkommenen Güte und Reinigkeit. „Wenn es aber einige Zeit daurete, ehe der Balsam „das Wasser überzog, und wenn das Häutchen uneben „und voller kleiner Bläschen war, so konnte man sicher „glauben, daß er verfälscht und mit andern Dingen ver„mischt seyn müßte. Wenn man das Häutchen mit ei„nem Strohalme, mit einem seidenen Faden, ja mit ei„nem Haar aufheben und zusammenwickeln konnte, ohne „daß es riß, oder etwas öligtes auf dem Wasser nach„ließ, so war auch dieses ein Zeichen seiner Aufrichtigkeit. „Wenn sich aber das Häutchen nicht aufziehen ließ, son„dern sich in viele Stücke theilte, und eine Menge fettig„ter und farbigter Theile auf dem Wasser zurück ließ, so „war er unächt. Ich sahe beyde Proben, sowol mit ver„fälschtem als aufrichtigem, machen, und fand sie gegrün„det. Das Unächte, was man unter den Balsam mischt, „um seine Menge zu vermehren, aber seine Güte zu min„dern, ist Sesamöl, das in Aegypten sehr häufig ge„preßt wird, cyprischer Terpentin und Straußenfett; „nicht alles zusammen und auf einmal, sondern einzeln, „was der Verfälscher eben bey der Hand hat. Auf diese

„Weise

iſe iſt faſt aller Balſam verfälſcht, welcher zum Ver-
ausgeboten wird; und ſogar ſelbſt an dem Orte,
r geholt wird. Die Türken halten es daher ſelbſt
chwer, ſolchen zu bekommen, der die obigen Pro-
aushält; und kaum wird man ihn irgendwo ganz
finden, als beym türkiſchen Kayſer und bey großen
ren, die ihn als ein koſtbares Geſchenk, von Rei-
en bekommen, die Mecka beſucht haben.„

Will man gewiß ſeyn, daß man dieſe theure Waare
ichtig bekomme, ſo muß man um die Zeit, wann
Pilgrimme nach Mecka gehen, einen Türken zu ge-
ien ſuchen, daß er ſein Wort von ſich gebe, ſie ihm
rfälſcht aus der erſten Hand zu verſchaffen. In
m Falle kann man ſich darauf verlaſſen, daß er rein
und den herrlichen Nutzen haben werde, den unend-
Verſuche bey den morgenländiſchen Völkern be-
n.„

Von allen die bisher vom Opobalſamum, oder vom
ſam von Mecka geſchrieben, weiß kein einziger ſeine
unft recht. Daß er von Mecka komme, weiß je-
ann, und daß er in der Nähe dieſer Stadt erzeu-
erde, iſt eine eben ſo allgemeine Sage. Wir ha-
Reiſebeſchreiber, die uns dieſes erzählen, und die
den Gärten um Mecka herum, in denen die Bal-
äume ſehr ſorgfältig gezogen werden, von dem
te, das der türkiſche Kayſer habe, den beſten Bal-
für ſich zu behalten, und von der Wache, die die
en um die Bäume hielten, damit nichts wegge-
t werde, viel Redens machen. Dieſes haben ſie
dem erſten Erfinder dieſer Nachricht nachgeſpro-
, damit ſie doch etwas zu ſagen hätten. Die Ge-
te des Balſambaumes verdiente eine Reiſe an den
, wo er wächſt, wenn ſolches einem Europäer frey
e. Allein, da eine dergleichen Reiſe bisher un-
lich geweſen, und es auch künftig bleiben wird, ſo

„muß man ſich mit den Nachrichten behelfen, die man „von den glaubwürdigſten Reiſenden haben kann, deren „Religion ihnen dieſe Reiſe erlaubet. Ich habe in Aegy„pten zuverläßige Leute geſprochen, welche in Mecka ge„weſen. Sie verſicherten mich, dieſer Baum wäre um „Mecka herum eben ſo unbekannt, als in Aegypten und „in der Türkey; und dieſes verſtünde ſich nicht nur von „der Nähe um Mecka, ſondern auch viele Meilen da her„um. Sein Vaterland iſt viele Tagereiſen davon ab, in „das ſteinigte Arabien hinein gelegen. Hier wachſen „dieſe Bäume auf bergigten Stellen, und werden „von gewiſſen arabiſchen Familien, als ein koſtbarer „Schatz, beſeſſen. Die Araber führen den Balſam nach „Mecka, und verkaufen ihn um die Zeit, wann die Ca„ravane aus Aegypten und der Türkey da iſt. Durch „dieſe wird er hernach nach Damas und Cairo, und in „die ganze Türkey, und wenn er noch weiter kommen „kann, verbreitet; welches letztere doch von dem aufrich„tigem Balſam, der in ſehr geringer Quantität nach „Mecka kommt, ſchwer zu glauben iſt. Der türkiſche Kay„ſer hat kein Recht, ſich denſelben vorzubehalten. Die „Araber ſind ein freyes Volk, ſie verkaufen ihre Waare „an wen ſie wollen. Doch hat allezeit ein angeſehener „Mann in Mecka Commißion, jährlich eine gewiſſe „Menge Balſam für den türkiſchen Kayſer einzukaufen; „er kann alſo wohl verſichert ſeyn, daß er ihn aufrichtig „bekömmt. Die den Baum geſehen haben, verſichern, „daß ſeine Blätter den Blättern des Myrthenbaumes „ſehr gleich kämen, nur daß ſie etwas größer wären. „Herr Linnäus vermuthet, daß er eine Fiſtacia ſey, „und alſo mit dem Maſtix- und Terpentinbaume in näch„ſter Verwandtſchaft ſtehe.„ So weit Herr Haſſelquiſt.

In den Hannöveriſchen Beyträgen von 1759 verſichert ein Herr von Brocken, welcher ſelbſt einen Balſam von Mecka beſitzt, der die Probe hält, daß ſeine großen und

gerühm-

ugenden und Wirkungen blos in der Einbil-
n, und daß ihm nur seine Seltenheit und
n Werth gebe. Der weiße indianische, der
ıdianische Balsam, und der venetianische
ollen eben die Tugenden haben, als er. Er
·lichen Wunden einige Dienste; was man
ı gegen Lungengeschwüre, innerliche Ver-
ınd Bluthusten rühmet, soll zuverläßig in
ldungen bestehen. Er setzet das Blut in
ıg und ist sehr hitzig.

ıabe vor einem Jahre bey dem Herrn G. M.
)ten Balsam von Mecka gesehen, und die
damit angestellet, welche er vollkommen
)ie Beschreibung des Herrn Hasselquists
·at. Damals wünschten Se. Excellenz
achrichten von diesem Balsame zu erfahren;
ß, daß Sie den Arzt lesen, so wünsche ich,
zuverläßigen Hasselquistischen Anmerkun-
ı mögen.

* * *

Herr,

en ohne Umstände bekennen, daß ich ein Nati-
bin, ob ich gleich wohl gemerket habe, daß Sie
ſt wenig halten. Da ich aber sehe, daß Sie
sätze in Ihre Blätter einrücken, die wider Ihre
gen sind, so hoffe ich, daß Sie das Vorurtheil
Wissenschaft nicht abhalten werde, dem Publico
Entdeckung von mir mitzutheilen, die mir unend-
nd Aufmerksamkeit gekostet hat. Ich habe längst
die Lebensprognostica, welche man in unsern be-
über die in jedem Monate des Jahrs gebohrnen
Mägdlein lieset, nicht allerdings hinlänglich

und

Digitized by Google

und genau genug wären, um ſich gewiß darauf zu verlaſſen. Es lehret die geſunde Vernunft, die wir bey unſern Prophezeyhungen zum Grunde legen, daß der Monat keinen ſo beſondern Einfluß in die Geburtsſtunde eines Menſchen haben könne, als der Tag, und daß die Kinder mehr nach dem Tage, als nach dem Monate gerathen müſſen, gleichwie ſie den Aeltern mehr nacharten, als den Großältern; denn die Geburtsſtunde iſt ein Kind des Tages, und nur ein Enkel der Woche und Urenkel des Monats. Hiervon rühret es her, daß die Lebensprognoſtica, die nach den Monaten geſtellet ſind, bey vielen nicht recht genau eintreffen. Um deswillen habe ich es der Mühe werth geachtet, ſie nach den Tagen zu ſtellen, um dem Publico einen ſehr wichtigen Dienſt zu leiſten; denn nunmehr kann man ſich auf dieſe Prognoſtica ſo gewiß verlaſſen, wie auf die Leichenreden, obgleich in jenen der Lebenslauf einer Perſon vorher beſchrieben, in dieſen aber nur aus dem Gedächtniſſe wiederholt wird. Ich theile Ihnen dieſe Entdeckung mit, welche nach allen Regeln unſerer Kunſt gemacht iſt; und weil alle Menſchen an einem von den ſieben Tagen der Woche gebohren ſind, ſo kann ein jeder gleich den Augenblick, ſo bald er eine Prophezeyhung lieſet, an ſich ſelbſt verſuchen, ob ſie wahr oder falſch ſey. Was dieſes zur allgemeinen Glückſeligkeit der Menſchen beytragen werde, können Sie ſelbſt erachten; und ſollte ſich jemand finden, der ſich von mir, für ſeine Perſon insbeſondere, die Nativität wollte ſtellen laſſen, ſo kann er dieſes Glücks für 6 Reichsthaler theilhaftig werden. Ich wohne auf dem Hamburgerberge, wo mein Schild aushängt. Auswärtige dürfen mir nur ihre Hand, in Leim abgedrückt, oder nur einen Portugalöſer zuſenden, den ſie ſo lange vorher in der Hand gehalten haben, daß er durch und durch von ihrem natürlichen Lebensfeuer (Calido innato,) erwärmt worden iſt. Es liegt nichts daran, daß er im Briefe wieder kalt werden möchte; denn der Erfinder verſteht die Kunſt, ihn für ſich immer warm genug zu halten.

Höchſt-

Höchſtmerkwürdige Lebensprognoſtica.

☉ Sonntag.

Ein Knäblein am Sonntage gebohren, iſt feurig und trocken, unſteten Sinnes, wild, hitzig, iſt wohlgelitten beym Frauenzimmer, und ſieht Geſpenſter. Er wird viele Weiber bekommen; liebet ſie inbrünſtig, und hält ſie ſchlecht. Iſt des Sonntags ehrgeitzig. Bringt alle Geheimniße an den Tag; doch im Alter wird er verſchwiegen, wo er nicht jung wegſtirbt. Geht fleißig zur Kirche, aber ſchläft; geht hinein mit dem Degen; in der Woche aber trägt er ihn nicht.

Ein Mägdlein, an bemeldtem Tage gebohren, iſt rund von Geſicht; choleriſch und großmüthig; leidet nicht, daß man ihr widerſpreche; widerſpricht ſich ſelbſt; iſt gegen jedermann offenherzig; was ſie denket im Herzen, das thut ſie nicht; iſt ſcharf von Sinnen; zu allen Künſten, die einem Weibe nöthig thun, geneigt; verſteht das Spiel, die Schminke, den Putz, die Etiquette und die Theorie von den Dirnen. In ihrem hohen Alter kommt ſie zu guten Dingen.

☽ Montag.

Ein Knabe, gebohren am Montage, iſt am Kopfe gezeichnet; bekommt krauſe Haare, und keinen Verſtand; liebt die Muſik und die Hetze; kommt zu Ehren durch ſeine Frau; lernet in ſeinem Alter noch leſen und ſchreiben; bleibt ein Feind der Füchſe und Haſen; er wird viel Pulver unnütz verſchießen. Nach 80 Jahren kommt er zur Ruhe. Seine Kinder erleben noch Freude an ihm.

Ein Mädchen am Montage gebohren, hat leichte Geburten, iſt zärtlich, liebet ihren Hund, und iſt mehr als einem Manne getreu. Sie leidet viele Nachrede und Verfolgung; verlieret aber nicht die Geduld; iſt braunen Angeſichts; weibiſcher Sitten; unſtät; wankelmüthig; ſtehet des Nachts auf; wird lieb gehalten, und kommet zu Reichthum. Sie wird drey Männer bekommen, die ſie wohl halten. Hat im Alter weder Unehre noch Schande zu befürchten.

♂ Dienstag.

Ein Männlein am Dienstage gebohren, wird der Natur nach, bald heiß, bald kalt; gemischter Couleur des Angesichts; fruchtbar; zum Kriege geneigt; kann kein Blut sehen; ist flink zu Fuße; ist dem Spiel und Weine ergeben; flucht arg; ist herrlich bey dem Frauenzimmer; wagt sich in viele Gefahren; wird aber nicht erschoßen. Er ist trockener und barmherziger Complexion; freygebig und arm; schreitet ins Bette der Ehren und entkommt glücklich. Seine Frau wird seinen Tod in Ehren halten, und seine Kinder versorgen.

Ein Weiblein am Dienstage gebohren, ist warm und feucht, männlich, schönen Leibes; hält auf Zucht und Zank, ist wohlredend, von Natur wohl bewaffnet, und hält ihren Mann übel. Sie nimmt und giebt gleich bereitwillig Ermahnungen, Warnungen, Schläge, Spott und Schande; liebt die gymnastischen Künste, als Tanzen, Ringen, Kämpfen, Reiten, den Ehestand und das Wochenbette. Im Alter hat sie viel Krankheiten, doch auch gute Pflege zu erwarten, aber nicht lange.

☿ Mittwoch.

Ein Söhnlein am Mittwochen gebohren, ist von Natur sanguinisch, zärtlich, feinen Angesichts, gelehrt und unverständig, zänkisch, neidisch und stolz; hat Lust zum Müßiggange; kommt durch Präsente zu Ehren; schreibt Bücher; wird nicht gelesen; und legt sich auf Humaniora, als besonders Historie, Geographie, Sprachen, Stehlen, Aesthetik, Dichtkunst, Unzucht; ist dem Trunke ergeben. In seinem höchsten Alter stirbt er jung, und wird vergessen.

Ein Töchterlein, gebohren am Mittwochen, ist fröhlichen Muths, flink zu Fuße, lügenhaft, schön von Ansehen, lang von Beinen, erfindsam; was sie erfindet, sind Flügelhauben, Fächers und Moden; ist schön von Augen; bindet die Herzen der Männer mit Bändern; nach 40 Jahren bekommt sie Geschmack, lieset schlechte Bücher, und erwirbt sich Ruhm in der Gelehrsamkeit.

24 Donnerſtag.

ohn, am Donnerſtage gebohren, wird von Natur ve-
trocken, fruchtbar; groß und hübſcher Augen; klei-
ünner Waden; hat viel Geſchmack und wenig Ver-
ebet die Leute, und hilft ihnen fort. In ſeinen Reden
g; giebt aber bald nach. Sonſt iſt er von majeſtä-
nſehen; aber ſeine Frau trauet ihm auf kein Haar.
ochter, gebohren an bemeldetem Tage, iſt züchtig,
lt auf Ordnung; verhütet allen böſen Schein; iſt
ugendſam, ehrwürdig; bekommt nicht leicht einen
e ſie nehmen, werden von viel Unheil errettet; im
iſt ſie gebieteriſch, herrſchſüchtig, eiferſüchtig; lau-
uf, und macht ſich böſe Tage.

♀ Freytag.

be, gebohren am Freytage, wird der Natur nach
galant; iſt an den Ohren gezeichnet; ſchöner ge-
lugen; rother Couleur; rühmet ſich ſelbſt gerne;
elbe vom Ey; und iſt geſchickt, die Wiſſenſcha-
uenzimmers zu lernen. Er wird nie klug; nach
ren aber wird er mager; lieſet gute Bücher; beſ-
r nicht; kann aber nicht mehr, und vertrocknet

lein an dieſem Tage gebohren, wird hübſch von
at ſchöne Haare; iſt etwas verbuhlt, und kommt
gen. Sie wird angebetet; donnert die Liebhaber
ſetzt viele in Lebensgefahr; tödtet aber keinen.
ren nimmt ſie keinen Mann; nach dieſer Zeit
ner. Ehe ſie ſtirbt, vermacht ſie dem Wayſen-
rige.

♄ Sonnabend.

r, am Sonnabend gebohren, iſt phlegmatiſch,
zu Flüſſen, Catarrhen und zu den höhern Wiſſen-
legt. Er zürnet mit Verſtand; liebt mit Vernunft
mit Ueberlegung. Wenn er ſich fühlen will, muß

er

er sich in Affekt setzen; ist geneigt Sittenlehren zu schreiben; nimmt keine Frau, will ihn auch keine. Im höchsten Alter stirbt er nicht, sondern er bleibt nur todt.

Ein Töchterlein, gebohren am letzten Tage der Woche, wird der Natur nach eißkalt, feucht, zähe, häßlichen Angesichts, runzlich, unreinlich und guter Dinge; bleibt bis ins höchste Alter unversehrt; vergiftet mit ihren Blicken; ist kühlend in ihren Umarmungen; schwimmt auf dem Wasser. Bey den Feueranstalten der Liebe hat sie zum Löschen bestellt. Gelb, zahnlos, finnigt; riecht und redet übel von jedermann; ist entweder ihrer Lüste mächtig, oder hat keine.

Dieses sind meine Prognostica. Sie werden finden, daß sie mit weit mehr Vernunft abgefaßt sind, und durch die Erfahrung besser bestätiget werden, als die man bisher nach den Monaten gestellt hat. Es ist allezeit wahrscheinlicher, daß eine Nativitätstellung besser gerathe, wenn sie in die Zahl sieben eingeschränkt, als wenn sie auf zwölf Monate eingetheilt ist.

Mein lieber Herr Arzt. Sie werden ohne Zweifel an einem von den sieben Tagen in der Woche gebohren seyn. Versuchen Sie doch einmal an sich selbst mein Prognosticon; denn da ich, Kraft meiner Kunst, ob ich Sie gleich von Person nicht kenne, leicht schließen kann, daß Sie schon über die 60 hinaus seyn, und also Ihren Lebenslauf bald vollbracht haben müssen; so muß mein Prognosticon bey Ihnen schon größtentheils in Erfüllung gegangen seyn. Ich weiß nicht, ob ich mich irre. Allein, wo mich nicht alle Zeichen trügen, so ist Ihr Geburtstag der Sonnabend; und so müssen Sie das Schicksal der Knäblein, an diesem Tage gebohren, bis auf den letzten Artikel schon erfahren haben, der Ihnen nun bald bevorsteht.

Mölln, den 1sten April,
1761.

D. Faustus Imperceptibilis
Dämoniack.

Der Arzt.

Hundert vier und zwanzigstes Stück.

von Hagedorn.

— War es nicht dies Kraut, das damals ihn beschützte?

Mein Herr Arzt,

Da Sie uns in Ihrem 108ten Blatte den rechten Gebrauch der Hausapotheken gelehret haben, und, wie ich sehe, kein Verächter der Hausmittel sind; so muß ich Ihnen melden, daß ich in meiner Hausapotheke unter den Mitteln, welche die Verdauung stärken sollen, eine kleine Schachtel mit ganzen weißen Pfefferkörnern habe; und da ich nicht völlig gewiß bin, ob diese Arzeney den großen Beyfall mit Rechte verdiene, den ich ihr gebe, so hoffe ich, daß Sie, zum Nutzen vieler Leser, den wahren Gebrauch und Nutzen dieses bequemen Hausmittels willig entscheiden werden. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen vorher erzähle, wie ich zu dieser Arzeney gekommen bin.

Ich war von meinem 20sten bis 25sten Jahre mit vielen hypochondrischen Zufällen gequält, welche von schwacher Verdauung herrührten. Sie bestanden hauptsächlich in dem schärfsten Sodbrennen, Uebligkeiten, öfterm Erbrechen, Mangel des Appetits, oder auch unnatürlichem Hunger, und darauf folgender übler Verdauung, Durchläufen, Blähungen und krampfhaften Bewegungen im Unterleibe. Die Bewegungen auf die güldene Ader, welche ich für eine Erbkrankheit von meiner Mutter halte, hatten vielleicht den Hauptantheil an diesen Zufällen. Alle Arzeneyen, welche mir geschickte Aerzte verord-

neten, fruchteten nichts; auch das Wassertrinken erleichterte mich nicht lange, und die Leibesübungen, die mir die beste Linderung verschafften, konnte ich damals nach meinen Umständen nicht immer haben.

Ich erzählte meine Zufälle einem gewissen ehrwürdigen Greise auf dem Lande, welcher sie aber gegen diejenigen für Kleinigkeiten hielt, die er selbst in meinem Alter bis in sein 36stes Jahr ausgestanden hatte. Nachdem er halbe Apotheken vergeblich ausgebraucht hatte, und schon als ein ausgezehrtes Gerippe aussahe, so bekam er, wie er mir erzählte, Gelegenheit, einen gewissen vornehmen und betagten Mann in B.. zu sprechen, welcher sich, seines schlechten Ansehens wegen, nach seinem Elende erkundigte, und ihm, nachdem er alle Umstände vernommen, das Beyspiel seiner eigenen Cur zur Nachahmung pries, weil er sich dadurch ehedem selbst von allen diesen Zufällen befreyet hätte. Ein sehr verständiger geschickter und uneigennütziger Arzt, zu welchem der alte Herr damals seine Zuflucht genommen, hatte ihm gerathen, alle seine bisher gebrauchte balsamische Pillen, Magentropfen und Viscera-Elixire eine Zeitlang wegzusetzen, und sich dagegen, im Anfange etwas anhaltend, und, wo nicht täglich, doch immer um den zweyten Tag, der ganzen weißen Pfefferkörner dergestalt zu bedienen, daß er zur ersten Dose sieben Stück einnähme, und sie, nach Befinden, bis zu 11 und 13 Stück erhöhete; daß er die größten und nicht wurmstichigen, noch schwarz fleckigten Körner dazu erwählte, und daß er dieselben entweder eine Stunde vor der Mittagsmahlzeit, oder beym Essen, oder zwo Stunden nachher, oder auch bey Schlafengehen, in Wasser, Biere oder ein wenig Franzweine genösse. Der Arzt fuhr hierauf weiter also fort: „Ueberwinden Sie das gemeine Vorur„theil, daß der Pfeffer Hitze und Wallungen im Geblüte mache. „In der That macht der übermäßige Genuß des fein gestoße„nen Pfeffers bey schwachen Naturen einige Wallungen, und „geht mit ins Blut über. Allein, der ganze Pfeffer thut die„ses

„ſes nicht. Er theilt nur den Magen eine gehörige Wärme mit, „und ſtärkt ihn, und löſet den Schleim auf. Dieſes thut er nicht „bloß im Magen, ſondern auch in den Gedärmen. Die Kör„ner gehen ganz und unaufgelöſet wieder aus dem Körper her„aus, nachdem ſie ihre heilſamſte Quinteſſenz darinn zurück„gelaſſen haben. Nehmen Sie dieſen Rath an, den Ihnen „nicht jeder Arzt geben würde, weil ich Sie verſichere, daß „viele ein Arcanum daraus machen. In vier Wochen wer„den Sie die gute Wirkung erfahren.„ Dieſes geſchahe. Der kranke Herr ward in vier Wochen ein ganz anderer Mann. Nach der Zeit gebrauchte er dieſe Körner ſeltener, und ſo that er es noch in ſeinem 75ſten Jahre, da ihn der damals noch junge Freund auf dem Lande ſprach, und ſich alſobald deſſelben Mittels mit ſolchem Erfolge bediente, daß ſein bis dahin ſo elend geweſener Magen einer der beſten von der Welt ward, und es noch itzt in ſeinem 81ſten Jahre iſt, ohne jemals Magentropfen zu gebrauchen.

Mein Freund war damals 64 Jahre alt, als er mir die Cur ſeines Gönners und ſeine eigene durch die Pfefferkörner erzählte, und mir empfahl, ein gleiches zu thun. Anfangs getrauete ich mich nicht, ein Mittel zu verſuchen, das mir ſehr hitzig und deſperat zu ſeyn ſchien, und das ein junger Menſch, deſſen Blut voll Feuer, und täglich in Wallung iſt, und den güldenen Adern mit einem Durchbruche drohet, gewiß nicht ſo leicht gut finden möchte, als ein kalter Greis, der in ſeinen jüngern Jahren vielleicht nicht auf die übeln Wirkungen dieſer Pferdearzeney genug Acht gegeben haben konnte. Allein, nach zwey Jahren, ſeitdem ich mein Hülfsmittel erfahren, und ins äußerſte Elend gerathen war, verfiel ich in die glückliche Verzweifelung, daß ich nicht mehr Schlüſſe wider Erfahrungen machte. Ich ſahe, daß die ganze Familie meines Greiſes Pfefferkörner nahm, und daß ſogar die zarten Enkel deſſelben bey verdorbenem Magen dergleichen verſchluckten, und davon nicht verbrannten. Ich fing es alſo endlich bange und

furchtsam mit zwey bis drey Körnern an, und empfand davon weder Nutzen noch Schaden. Nach und nach ward ich dreister, und nahm 7 bis 9 Stück in den obbeschriebenen Terminen. Als ich sahe, daß kein kalter Brand im Magen davon erfolgte, so hielt ich mit dem Gebrauche an; und gottlob! — ich kann mich seitdem mit meinem ehrwürdigen Greise aller der guten und glücklichen Folgen aus eigener anhaltender Erfahrung rühmen, welche der Gebrauch des ganzen weißen Pfeffers bey ihm und seinem ersten Rathgeber gehabt hat. Was hierbey eine besondere Aufmerksamkeit verdienet, ist dieses, daß der Fluß der güldenen Ader bey mir dadurch in die beste Ordnung gerathen, und oft so unmerklich und gelinde vonstatten geht, daß ich wenig oder gar keine Beschwerden davon habe. Zeigen sich ja zuweilen einige unangenehme Empfindungen im Unterleibe, so greife ich nicht mehr nach balsamischen Pillen, sondern ich nehme 13 Stück Pfefferkörner beym Schlafengehen. Ich schlafe darauf so ruhig, als nach einem niederschlagenden Pulver. Die Krämpfe und Schmerzen in den Gedärmen oder Eingeweiden verlieren sich, und des Morgens sind meine Menses da. Diesen Versuch habe ich bereits viele hundertmal gemacht, und weiß gewiß, daß ich mich dabey nicht übereilt, oder selber hintergangen habe. Man pflegt zwar den Fluß der güldenen Ader zuweilen auch durch einige Gläser Burgunderwein zu befördern, und ich selbst habe dieses ehedem versucht. Aber wie ungleich ist die Wirkung davon in Ansehung des Pfeffers! Der Wein erhitzt zugleich das ganze Blut, und erregt sehr oft, Statt der fließenden, die blinde güldene Ader; hingegen vom Pfeffer habe ich nicht ein einzigesmal innerliche Hitze verspüret.

Als ich vor einigen Jahren in einer großen Gesellschaft erzählen hörte, der verstorbene weltberühmte D. Stahl habe die Gewohnheit gehabt, anstatt einer Schnupftabacksdose, beständig eine Dose mit ganzen Pfefferkörnern bey sich zu tragen, und fast täglich bey der Mittagsmahlzeit davon zu gebrauchen,

auch

auch diese Erzählung, nach eingezogenen nähern Nachrichten bey seinen mir so lieben und würdigen Nachkommen, ganz gegründet und wahr befand. O, um wie viel reizender ward mir da mein Pfeffer! Wie freuete ich mich noch mehr, als ich im Leben des römischen Kayſers, **Marcus Aurelius Antoninus**, las: **Galenus**, ein Vater der Aerzte, habe den sehr schwachen Magen dieses Kayſers schon mit Pfeffer curiret. Wie klug kam mir nun der sonst dumme Pöbel vor, dessen Uraltern bereits gewohnt gewesen, sich das kalte Fieber mit Pfefferkörnern und einem Schlucke Branntewein zu vertreiben. Ich pries dieses Mittel allen meinen Freunden mit Zuversicht an, und fand bey sehr vielen Gehör, Beyfall und Glück; und wie oft habe ich nicht auf solche Weise das Vergnügen genossen, meinem elenden Nächsten wichtige Dienste zu leisten. Allein, bey vielen andern Freunden, worunter besonders ein Paar sind, die ich wie meine Seele liebe, finde ich noch immer einige unüberwindliche Vorurtheile wider dieses Gewürz. Sie nennen diese Körner feurige Carcassen, die im Leibe zerplatzten, und Verwüstung, Brand und Tod verursachen könnten. Sie wollen irgendwo gelesen haben, es sey in einer Provinz von Frankreich ein Körper geöffnet worden, in dessen Magenfalten sich ein Pfefferkorn verirrt und verschlungen gehabt, und der Patient habe bald darauf an einer Entzündung des Magens sterben müssen. Der Casus sey an die Akademie der Wissenschaften berichtet, und vieler Aufmerksamkeit gewürdiget worden. Dieses Unglück fürchten sie auch, und suchen sich also mit strenger Diät zu helfen, wobey sie aber so elend werden, daß ihr Magen auch sogar dem Brodte den Dienst versaget. Sie verabscheuen den Gebrauch aller Gewürze, auch sogar im kleinsten Maaße, und fliehen die Erwärmung des Magens, dem doch schon die Kunst seine natürliche Wärme unterhalten muß, als ob er dadurch vergiftet werden würde.

Eben um dieser Jonathans willen, **mein Herr**, welche Ihre Blätter mit Zutrauen lesen, ersuche ich Sie auf das in-

ſtändigſte, daß Sie eins Ihrer Blätter dem Nutzen oder Schaden des ganzen Pfeffers widmen. Sagen Sie mir zugleich, ob ich den Pfeffer in meiner Hausapotheke behalten, und ihn ferner anpreiſen ſoll, oder ob mich der Vorfall mit dem Korne, das eine Magenentzündung erregt haben ſoll, abſchrecken müſſe? ob der weiße oder ſchwarze Pfeffer zum Gebrauche der beſte ſey? und ob meine Freunde von dieſem Mittel ein gegründetes oder ungegründetes Vorurtheil haben?

Ich bin, ꝛc.

Ernſt Pfefferfraß.

N. S. Aus des berühmten Jacob Theodor Kleins verbeſſerten und vollſtändigen Vögelhiſtorie, welche zu Danzig 1760 in groß Quart herausgekommen, erſehe ich, S. 38, daß ich unter den ausländiſchen Vögeln einen Namensvetter habe. Er heißet auch Pfefferfraß, wie ich. (lat. Piperivorus.) Klein ſagt von ihm: Er freſſe nicht Würmer, ſondern allerley Saamen, inſonderheit von dem Pfeffer. Hier ſehen wir ein Beyſpiel, daß ſogar der bloße Naturtrieb mein Hausmittel einpfiehlet. Inzwiſchen will ich doch von ihm nicht lernen, mich im Pfeffer ſatt zu eſſen.

* * *

Dieſes Sendſchreiben, welches ich, mit Erlaubniß des Herrn Verfaſſers, abgekürzt habe, ohne doch einen weſentlichen Umſtand zu übergehen, erinnert mich an das längſt gethane Verſprechen, meinen Leſern nach und nach beſondere Abhandlungen von den verſchiedenen Arten der Gewürze zu liefern. Ich will heute den Pfeffer, als das gewöhnlichſte Küchengewürz, zu meinem Gegenſtande erwählen; und meine Leſer können den vorhergehenden Brief als eine gelehrte und vortrefliche Einleitung zu dieſer Abhandlung betrachten. Er iſt nicht erdichtet, und die

Digitized by Google

die Erfahrungen, welche darinn erzählt werden, sind von einem Zeugen, der in einer groſsen Residenzstadt einen wichtigen öffentlichen Posten bekleidet, und alle mögliche Glaubwürdigkeit hat. Ich bin ungemein gerührt, über die sehr gütigen Aeuſserungen, die ich mit Fleiſs verschwiegen habe, weil es eine ganz unvergebliche Eitelkeit seyn würde, wenn ich sie bekannt machte. Selbst diese Erwähnung wäre ein heimlicher Stolz, wenn es nicht die allgemeine Höflichkeit erfoderte, meinen Gönnern zu bekennen, daſs mich ihr Lob ermuntert, und nicht demüthig macht, wie nur allzu oft geschieht, wenn ich bey Erbrechung der meisten Briefe an mich seufzen muſs:

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch, wenn sie gar des Dummen Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Ach! wie liegt mir oft das verwünschte Ausstreichen im Sinne! — Doch ich habe heute Ursache, keine Ausschweifungen im Vortrage zu machen, damit ich den Befehlen genug thun könne, welche der vornehme Herr Verfasser des vorhergehenden Schreibens an mich ergehen läſst.

Der Pfeffer ist ein Gewürz, welches schon in den alten Zeiten bey den Griechen und Arabern eben so bekannt war, als es bey uns ist. Man unterscheidet drey Arten desselben, nämlich den schwarzen, den weiſsen und den langen Pfeffer. Der letztere hat eben keinen diätetischen Gebrauch; und daher werde ich bloſs den schwarzen und weiſsen Pfeffer, als Küchengewürze, in Betrachtung ziehen.

Der schwarze Pfeffer ist das getrocknete Saamenkorn der Lada, einer kriechenden Pflanze in Ostinden, beson-

Digitized by Google

ders auf den Inseln Java, Sumatra, und auf der ganzen Pfefferküste, Malabar. Der natürliche weiße Pfeffer ist aschgrau oder weißlicht. So wenig, wie man den Weinstock, der blaue Trauben trägt, von dem, der weiße trägt, unterscheiden kann, wenn nicht die reifen Trauben daran hängen, eben so wenig kann man die Pflanze des weißen Pfeffers von des schwarzen seiner unterscheiden. Indessen hat Stephan de Flancourt versichert, daß auf der Insel Madagascar eine gewisse Art weißer Pfeffer wachse; und man kann also wol nicht zweifeln, daß es eine besondere Pflanze gebe, welche den weißen Pfeffer erzeuget, und die nur in gewissen Gegenden von Malabar und Malaca gar selten angetroffen wird.

Der meiste weiße Pfeffer ist ein Werk der Kunst. Man verfertiget ihn, indem man den schwarzen Pfeffer in Seewasser weichet, wovon die äußere Schaale aufschwillt und sich öfnet, da man dann ohne Mühe das inwendige weiße Korn herausnimmt und trocknet. Geoffroy versichert, daß wir keinen andern, als diesen künstlichen weißen Pfeffer, erhalten, und daß er viel gelinder und besser sey, als der schwarze.

Der Pfeffer enthält ein häufiges, flüchtiges, öligtes Salz, von welchem seine Kräfte vornehmlich abhangen. Er erwärmet, trocknet, verdünnet, zertheilet und eröfnet. Er stärket die schlaffen Fäsergen der Gedärme, und vermehret den Umlauf und die innere Bewegung des Geblüts. Sein größter Nutzen äußert sich bey denen, die einen kalten und schwachen Magen haben, und mit Colikschmerzen behaftet sind. Er treibet und zertheilet die Blähungen, die sich in schwachen Gedärmen, aus Mangel der Kraft der Fäserchen, sie fortzutreiben, anhäufen; und da die Fehler der Verdauung zu mancherley Krämpfen und hypochondrischen Beschwerden im Unterleibe

An-

Digitized by Google

Anlaß geben, welche unordentliche Bewegungen auf die güldene Ader erregen, so kann in solchen Fällen der Pfeffer, indem er die Ursache dieser Unordnungen hebet, und die Verdauungskräfte stärket, allerdings ein hülfreiches Mittel seyn, um diesen Unordnungen abzuhelfen.

Bey allen sehr kühlenden Speisen ist der Pfeffer ein unentbehrliches Gewürz; und da er zugleich die zähen Säfte auflöset, so dienet er auch bey thierischen Speisen, welche viel zähe Gallert, wie auch bey denen, die vieles Fett haben, welches den Magen erschlaffet. Daher bedienet man sich desselben mit großem Vortheile bey Gurkensallate, Melonen, kühlenden Zugemüsen, geräuchertem Fleische, in den Sülzen, u. s. w. Und da die Leute von Stande und Gelehrsamkeit, wegen des Mangels der Strapazen und Ueberflußes der Speisen, stets einen schwachen Magen und schlechte Verdauung haben; so kann ihnen der Pfeffer leicht eben so unentbehrlich und nützlich seyn, als das gemeine Salz. Man fürchtet seine erhitzende Eigenschaft gemeiniglich mehr, als man Ursache dazu hat. Er ist bey weitem so hitzig nicht, als Zimmet, Gewürznelken und die meisten übrigen indischen Gewürze. Strahl, welcher niemals ein Freund hitziger Arzeneyen war, würde gewiß den Gebrauch des Pfeffers nicht gelehret, und durch sein eigenes Beyspiel autorisiret haben, wenn er nicht die besten Eigenschaften desselben erkannt hätte. Ueberhaupt ist der Pfeffer bey allen Völkern sehr im Gebrauche, die Brühen und Speisen zu würzen, sowol um den Appetit zu erregen, als auch die Verdauung zu befördern. Das gemeine Volk in Indien trinkt das Wasser, worinn eine große Menge Pfeffer infundirt worden, wider eine lange anhaltende Schwachheit des Magens. Zu eben diesem Zwecke machen sie aus dem frischen Pfeffer, der in Wasser gegohren hat, einen sehr feurigen Spiritum. Den langen und runden Pfeffer pflegen sie mit Salzwasser oder

Eßig einzumachen, und sie schaffen sich einen großen Vorrath davon an, um sich dessen als eines Leckerbißens täglich bey Tische, und besonders in den Regenmonaten, zu bedienen. Die vornehmen Leute bey uns bedienen sich an statt dessen der Acia, (Achiar,) welche ihre meiste Kraft dem Pfeffer und andern erwärmenden Gewürzen zu danken hat.

Wenn man den Pfeffer, ohne alle Gefahr, sich zu erhitzen, gebrauchen will, so muß man ihn ganz, und nicht in Pulver genießen. Damit es aber nicht scheine, als ob ich dieses bloß sagte, um meinem Herrn Correspondenten gefällig zu schreiben; so will ich die Gründe dieses Raths von ein paar angesehenen Aerzten entlehnen. Der erste ist der Professor Junker in Halle, welcher vom Pfeffer also schreibet: „Man giebt den Pfeffer entweder ganz, „oder nur zerschnitten; denn, wenn er zu Pulver zermal„met ist, so kann seine hitzige Kraft mehr ins Blut drin„gen, folglich wird er auf solche Weise nicht für so dienlich „geachtet.„ (Datur potissimum vel integrum vel dissectum, nam tenuiter comminutum effectum suum calefacientem magis in ipsam humorum massam edere, atque hinc non adeo prodesse iudicatur. *Junk.* Consp. Therap. Gener. pag. 233.) Mein zweyter Gewährsmann ist Herr Stephan Franz Geoffroy, und die ganze Stelle, die ich von ihm hierhersetze, wird hoffentlich meinem Herrn Correspondenten und dessen Freunden, die wegen des Gebrauchs des ganzen weißen Pfeffers noch so zweifelhaft sind, völlige Genugthuung geben. „Bey uns;„ sagt dieser gelehrte Mann im 2ten Theile seiner Materia Medica, S. 567 der Uebersetzung, „Bey uns „ist der Gebrauch des schwarzen Pfeffers gewöhnlicher; „der weiße hingegen, oder der abgeschälte, wird, seiner „gelindern Schärfe wegen, von denen mehr gesucht, die „ein wenig zärtlich sind. ... Einige behaupten, daß der pulve-

„pulverisirte Pfeffer erhitze, der ganze hingegen kühle;
„allein es ist falsch. So viel aber ist gewiß, daß der
„Pfeffer in Pulver sich an die innere Haut des Magens
„anhängt, und, wenn er sich in den Falten desselben lange
„aufhält, ein Brennen und eine Entzündung dieses Ein-
„geweides in gewissen Leibesbeschaffenheiten verursachen
„kann; welches nicht geschieht, wenn man die Körner
„ganz verschluckt, ob sie gleich ihre heilsame Wirkung
„nicht verlieren. Denn es ist bekannt, daß der Pfeffer,
„ganz mit den Speisen gekocht, oder macerirt, ihnen
„nicht weniger Schärfe giebt, als wenn er gestoßen, und
„fein zu Pulver gemacht wäre. Der Pfeffer, ganz genom-
„men, kühlet also keinesweges, sondern erweckt in den Ein-
„geweiden eine gelinde Wärme, die viel schwächer ist,
„als diejenige, so der Pfeffer im Pulver verursacht.„

Alle Worte dieser Stelle beantworten eine von den Anfragen meines Herrn Correspondenten, und kommen mit dessen eigenen Einsichten und Erfahrungen so vollkommen überein, daß schon diese Uebereinstimmung allein ein förmlicher Beweis für die Sicherheit und Nützlichkeit des Gebrauchs der weißen ganzen Pfefferkörner genennet werden kann. Was die Sorge betrift, daß sich ein Pfefferkorn in den Magenfalten verhalten, und eine Entzündung verursachen möchte; so wird sie, in Betrachtung der sehr gelinden Wirkung des weißen und unaufgelöseten, ungestoßenen Pfeffers, so geschwächt, daß man sie, in Absicht des Pfefferpulvers, für viel gegründeter halten kann, obgleich jedermann dieses Pulver in Ueberflusse, und ohne Brand im Magen zu fürchten, genießet. Wenn jemals ein Pfefferkorn solche Wirkung gethan hat, so müssen gewiß Umstände damit verbunden gewesen seyn, die sich unter Millionen Menschen nur bey einem befinden; und wenn sich unsere Furchtsamkeit so weit erstrecken sollte, so würden wir kaum eine Brodtrinde oder einen Tropfen

Wasser

Digitized by Google

Wasser verschlingen können, ohne den Tod davon zu befürchten.

Selbst wider die kalten Magenfieber ist das Hausmittel des Pfeffers kräftig genug, wiewol ich es niemanden rathe, weil bey der Cur dieser Fieber die Hauptschwierigkeit gar nicht darinn besteht, das Fieber zu vertreibeu, sondern ihm durch die Hinwegräumung seiner Ursache den Zunder zu benehmen. Der Pfeffer mit Branntewein thut in vielen Fällen das letzte nicht, und daher ist sein Gebrauch für einen, der kein Arzt ist, eben so unsicher und von eben so widersprechenden Folgen, wie der von der Quina, wenn sie ein unerfahrner oder ein Pfuscher gebrauchet.

Ich hoffe, daß in dem, was ich bisher gesagt habe, die völlige Auflösung aller Fragen meines Herrn Correspondenten werde gefunden werden. Der Pfeffer ist für eine schwache Verdauung, für kühlende und zähe Speisen, und für alle Folgen der geschwächten Verdauungskräfte ein vortreffliches Mittel. Er muß wirklich die Uebel heben, die im obigen Schreiben erzählt worden sind, so oft dieselben von schwacher Verdauung herrühren. Er ist nicht so hitzig, als andere Gewürze, die wir ohne Bedenken genießen. Der weiße Pfeffer ist gelinder, als der schwarze; und der ganze von viel sanfterer Wirkung, als das Pfefferpulver. Unter allem Gebrauche des Pfeffers ist der ganze weiße Pfeffer der sicherste. Ich selbst habe ihn vorlängst in dem geheimen Buche eines gewissen großen Holländischen Arztes, als ein Mittel wider den übeln Athem, der von der Schwachheit des obern Magenmundes herrühret, und wider die Mundfäule angepriesen gefunden. Meine Leser werden den größern Umfang des Nutzens der ganzen Pfefferkörner aus dem vorigen Sendschreiben zu ihrem Vortheile erkennen.

Mein

Mein Herr,

Ob Sie gleich in Ihrem 33sten Stücke S. 117 das Feuer als ein Mittel preisen, die Luft von pestilenzialischen Dünsten zu reinigen, so kann ich doch nicht mit Ihnen glauben, daß man um deswillen vor Alters die Leichen und ihre Kleider verbrannt habe, oder wenigstens, daß diese Vorsicht von sehr besonderm Nutzen gewesen sey. Es erhellet dieses aus der Stelle des Virgils, worinn er vom Fleische des von der Pest umgefallenen Viehes sagt:

— — Nec viscera quisquam
Aut undis abolere potest, aut vincere flamma. *Georg.* 559. 560.

Nach der besten Auslegung dieser Stelle, welche Herr Bourgeois in den Memoires de Trévoux, May 1756, mittheilte, heißt dieses gerade das, was ich beweisen will, nämlich: Das Wasser habe das Fleisch der Thiere nicht verzehren, noch das Feuer dasselbe nicht verbrennen können. Eben dasselbe sagt Virgil schon zuvor, *Georg.* 490, daß nämlich das Feuer der Altäre die Eingeweide der Opfer nicht habe verzehren können, die man während der Pest geschlachtet. Inde neque impositis ardent altaria flammis.

Der Dichter beschreibt uns die Anstalten, welche man wegen der Pest machte. Man warf die todten Thiere ins Wasser. Allein sie blieben darinn unversehrt, und dieses flüßige Wesen konnte sie weder zerstöhren, noch ihre Fäulniß hinwegnehmen; wodurch also täglich die Luft mehr angesteckt wurde. Weil nun das Wasser die verlangte Wirkung nicht that, so versuchte man das Feuer; aber auch dieses vergeblich. Die Körper wollten nicht brennen, und löschten die Flammen aus. Bey solchen Umständen blieb nur ein einziges Hülfsmittel übrig. Man entschloß sich, sagt der Dichter, die Leichname der Thiere, welche durch die Seuche umgekommen waren, in tiefe Gräber zu verscharren: donec foveis abscondere discant. So

bald

bald dieſes geſchahe, reinigte ſich die Luft, und die Seuche ließ nach.

Hieraus erhellet genugſam, daß unſre Art der Leichbeſtattung der Geſundheit am zuträglichſten ſey, nämlich die Körper zu begraben; und daß der Rath mißlicher wäre, die Leichname zu gefährlichen Zeiten zu verbrennen, wie ſolches einige gewünſcht haben. Man würde befürchten müſſen, daß das Feuer die Leichen entweder nicht hinlänglich verzehrete, oder doch zu viel faulende Dünſte davon unverändert in die Luft jagte. In der Erde hingegen iſt die Fäulniß noch nützlich, indem ſie das Land dünget, und darinn gehören die Todten zu Hauſe. Daher ziehe ich, auch ſogar in mediciniſcher Abſicht, das Begraben allen andern gekünſtelten Arten der Leichbeſtattungen, allen prächtigen Feuerwerken der Römer, und allen köſtlichen Einbalſamirungen der Aegypter vor; und da Sie uns bey gefährlichen Zeiten den Wein erlauben, ſo will ich, anſtatt meine Beſtattung nach dem Tode zu verbeſſern, lieber mit Gleim ſingen:

Es laſſen ſich die todten Fürſten balſamiren,
Um deſto länger todt zu ſeyn.
Mich ſoll man nicht im Tode balſamiren!
Ich balſamire mich mit Wein
Im Leben ein,
Um deſto länger lebendig zu ſeyn.

Ich verbleibe, ꝛc. ꝛc.

B. D. Ollenwieß.

* * *

Mein Herr,

Wegen der Ertrunkenen iſt mir eingefallen, ob die Aerzte nicht einige Kunſtgriffe ſollten entdecken können, wie man das Athemholen eine geraume Zeitlang ohne großen Scha-

den

den entbehren könnte; denn es ist nicht zu glauben, daß Leute, die ins Wasser fallen, alle ihre Sinnen und Erinnerungskraft augenblicklich sogar verlieren sollten, daß sie nicht noch etwas vornehmen könnten, sich zu helfen. Sollte ein solcher Kunstgriff wol ganz unmöglich seyn? Wie mußte es der bekannte Täucher zu Meßina, **Cola Pesce**, wol anfangen, daß er ganze Tage im Meere seyn konnte, wo er sich mit rohen Fischen ernährete, und öfters den Schiffern im größten Sturme begegnete, und mit ihnen redete? Er blieb, als er einstmals in den sicilianischen Strudel hinabfuhr, in Gegenwart des Königs, drey Viertelstunde unter dem Wasser, und brachte endlich den in den Strudel hineingeworfenen Becher wieder zurück. Ich lese von den Perlenfischern, „daß sie bisweilen „eine Viertelstunde und länger unter dem Wasser aushalten „müssen. Um sich hierzu geschickt zu machen, essen sie vorher „trockenes Fleisch, aber nur sehr wenig. Im Wasser kneipen sie sich die Nase mit einem hörnernen Instrumente zusammen. Andere nehmen Oel in den Mund; diese können „aber, ohne Athem zu holen, nicht lange unter dem Wasser „dauren. Einige verstehen die Kunst, den Mund unter die „Achsel zu bringen, und auf solche Art können sie zwey oder drey„mal unter dem Wasser Athem holen.„ So etwas von dieser letzten Art müßte es seyn, worauf man zu sinnen hätte. Die Aerzte sollten sich die Mühe geben, in dieser Kunst von Täuchern oder guten Schwimmern, die unter das Wasser gehen, zu lernen. Schämte sich doch **Boerhaave** nicht, die Zeichen einer starken und dauerhaften Leibesbeschaffenheit von den Werbern und Matrosenpressern zu lernen; und wenn endlich auch kein solches Mittel erfunden werden könnte, das Athemholen unter dem Wasser entweder zu verrichten oder zu entbehren, so würden doch gute Schwimmer vielleicht Anleitung geben können, wie sich ein Untergesunkener wenigstens dann und wann bis an die Oberfläche des Wassers wieder erheben, und einmal Luft schöpfen könnte. Die Fische bewerkstelligen dieses dadurch, daß sie ihre Luftblase, die sie im Leibe haben, ausdehnen.

dehnen. Sollte nicht ein Mensch auch Mittel haben, sich im Wasser leicht zu machen?

Die gröſte Schwierigkeit würde wol freylich die seyn: Ob man vor Schreck und Betäubung solche Kunstgriffe würde versuchen können? Sie müßten um deswillen ganz einfach und leicht zu bewerkstelligen seyn. Sollte man nicht auch für Schiffer, Fischer, und solche Leute, die fast immer auf dem Wasser leben, ein Kleidungsstück, eine Tracht, oder irgend etwas, das sie ohne alle Unbequemlichkeit bey sich tragen könnten, zu ersinnen wissen, welches sie am Untersinken hinderte; und das sie, gleichsam als ihr Arbeitskleid, oder als ein Handwerksgeräthe, immer am Leibe haben könnten, so lange sie auf dem Wasser sind? Sollte ein Gürtel, oder eine unter dem Halse beveſtigte Haube von Kork, ein — doch ich will nur bloß fragen, und nicht antworten.

Ich bin,

Dero

M. Quäro.

Druckfehler

im hundert ein und zwanzigsten Stücke des Arztes.

Pagina 263 von oben Z. 20 lieſet man: Es ist leicht zu begreifen, daß die Vollblütigkeit, das ist der Ueberfluß guter Nahrungssäfte, ehe man gut verdauet. Es muß aber heißen: Es ist leicht zu begreifen, daß die Vollblütigkeit, das ist der Ueberfluß guter Nahrungssäfte, durch nichts leichter hervorgebracht werde, als durch nahrhafte Speisen und Getränke, welche man gut verdauet.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert fünf und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Das lautre Wasser rinnt voll flüßiger Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergoldet seinen Lauf;
Es raucht durchs welke Gras, und seine Fluthen wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf.

Es sind nun zwey Jahre, als ich in meinem dritten Blatte den Gesundbrunnentrinkern die Vortheile anzeigte, deren sie sich durch diese Curen theilhaftig machen. Dieses Jahr will ich mit den Badegästen ein Wort reden.

Das Baden scheint ein natürlicher Trieb vieler Thiere zu seyn. Viele Vögel und vierfüßige Thiere, ja gar Insekten, die in der Luft leben, suchen zuweilen das Wasser, um sich zu reinigen und zu erfrischen; und auch die Menschen haben von je her die Gewohnheit gehabt, sich bald im kalten, bald im warmen gemeinen Wasser zu baden. Es war nicht bloß die Reinlichkeit, sondern selbst die Gesundheit die Absicht dieser Bäder; denn man kann den Bädern ihren großen Einfluß in die Gesundheit unmöglich absprechen. Tacitus sagt von den alten Deutschen, daß sie sich im Sommer im kalten, im Winter aber im warmen Wasser gebadet haben. Wenn im Winter die Schweißlöcher von der Kälte verschlossen wurden, und sich die Ausdünstungen in den verschlossenen Gefäßen anhäuften, so eröffnete das warme Wasser dieselben, indem es sie schlaffer machte, und sauberte die Haut von den Unreinigkeiten, die sie verstopften. Wenn hingegen im Sommer die Ausdünstung allzu heftig war, und den Körper

ermattete, so zog das kalte Wasser die allzu schlaffen Gefäße wieder zusammen, hinderte den allzu starken Schweiß, und stärkte die Gefäße und vesten Theile. Hierdurch beugte man allen den Krankheiten vor, die von einer in Unordnung gebrachten Ausdünstung herrühren, und deren fast unzählige sind. Die warmen Bäder waren wider die mit Krämpfen besetzten Gefäße und Eingeweide eben so zuverläßige Mittel, als die kalten wider die erschlafften. Wenn von der Verstopfung der Gefäße unter der Haut der Widerstand des Umlaufs so groß wurde, daß das Herz mit unnatürlicher Gewalt arbeiten mußte, um den Umlauf zu unterhalten; so konnten ihm die warmen Bäder die Mühe erleichtern, indem sie die kleinsten Gefäße von ihren Verstopfungen befreyeten, und die Ausdünstung wieder herstelleten. Daher priesen die Aerzte dergleichen Bäder in Fiebern, und die Aegypter bedienten sich ihrer wirklich in diesen Krankheiten. Man fand, daß die warmen Bäder die Verstopfungen hoben, die zähen Säfte auflöseten, die scharfen ausspühleten, die Krämpfe und Schmerzen stilleten, die natürlichen Ausführungen des Bluts, des Schweißes und Urins beförderten, und magern, trocknen, melancholischen Personen, besonders wenn sie sich zugleich reiben ließen, ungemein vortheilhaft waren. Sogar der natürliche Tod, welcher bey Alten von der Steifigkeit der vesten Theile und von der Austrocknung herrühret, konnte durch die anfeuchtende und erweichende Kraft der warmen Bäder verzögert und entfernt werden; und Ovidius erwähnt von dem Bade der Medäa, daß es den Aeson wieder jung gemacht habe. In dieser Absicht konnte Philostratus behaupten, daß die Leute alt würden, welche viel badeten.

Die kalten Bäder vermehrten die Kräfte des matten Herzens und der vesten Theile, und stärkten die schlaffen Gefäße. Sie befreyeten das Herz von der Erdrückung, worunter es von der Last des ihm zuströmenden Bluts

hätte

hätte erliegen müssen, wenn nicht das kalte Bad allen Fäserchen durch die Zusammenziehung überwiegende Kräfte gegeben hätte, den Umlauf des Blutes zu fördern. Daher kann Eustachius Recht haben, wenn er das griechische Wort βαλανεῖον davon herleitet, weil das Bad die Angst aus dem Herzen vertreibe. Um dieser Eigenschaft willen, die Lebenskräfte zu stärken, tauchten die Lacedämonier, die alten Deutschen, die Celten und noch itzt die Tartarn ihre Kinder ins kalte Wasser, um ihre Körper zeitig zu härten; und Johann Floyer glaubt gar, daß seit der Zeit, da die Kinder nicht mehr durchs Eintauchen getauft werden, nämlich seit 1600, in England zuerst die englische Krankheit der Kinder entstanden sey, deren beste Cur die Bäder des kalten Wassers sind. Seneca bildete sich recht etwas auf den Namen eines Psychroluten ein, und rühmte sich, wie einer, der auf seine gesunde und starke Natur pochet, daß er der große Psychrolute wäre, der im Jenner in den Euripus stiege. Was noch itzt die Russen thun, wenn sie aus dem heißen Bade in den Fluß springen, welcher voll Eis schwimmt, um sich zu härten, das thaten schon vor Zeiten die Römer, und Galenus mißbilligte diesen Gebrauch nicht. Der Arzt Anton Musa scheint denselben in Rom zuerst eingeführt zu haben; denn nachdem er den Augustus, welcher stets mit Catarrhen geplagt war, durch ein kaltes Bad wieder hergestellt hatte, so wollte er alle Krankheiten mit solchen Bädern heilen. Auf seinen Rath verließ Horaz die warmen Bäder zu Bajis, weil sie seinen entzündeten Augen schädlich waren, und gieng nach Clusium und Gabios, um daselbst mitten im Winter allen Einwohnern ein Anstoß zu werden, und das dasige kalte Bad zu gebrauchen. Diese Mode war nachher so gemein, daß man zu Plinii Zeiten alte Consuls sahe, welche, wie er sagt, die Prahlerey so hoch trieben, bis sie von der Kälte erstarreten.

Digitized by Google

Alles dieses war übertrieben, und man muß, wie ich meyne, der Regel des Alpinus folgen, welcher verlangt, daß man sich durch stets lauere Grade nur nach und nach an die ganz kalten Bäder gewöhnen soll. Durch allmählige Angewohnheit kann man in der That mit kalten Bädern große Dinge thun, oder man muß auch im kalten Bade so arbeiten, daß man darauf schwitzet. Dieses geschieht durchs Schwimmen; und gewiß ist die beste Art, sich kalter Bäder zu bedienen, die, daß man in einem Flusse schwimme. So waren die kalten Bäder der alten Deutschen beschaffen, von welchen **Pomponius Mela** nicht nur ihre Unermüdlichkeit, sondern auch ihre besondere Wissenschaft im Schwimmen rühmet; und dieser hatten sie es unstreitig zu danken, daß sie die Flüssen so robust machten.

Wären sie stets bey diesem Gebrauche geblieben, und hätten sie sich nie die wollüstigen warmen Bäder gefallen lassen, so würde sie **Marius** nicht bey den lustigen warmen sextilischen Wassern geschlagen haben, wo er sie theils im Bade, und theils beym Gastmahle antraf. Allein, so geht es mit allen nützlichen Dingen, daß man sie endlich zu Wollüsten macht, welche verursachen, daß sie ganz abgeschafft werden müssen. Die Ueppigkeit der Deutschen dauerte bis auf **Carl den Großen**, welcher in seinen letzten Jahren zuweilen seine Familie und wol über hundert andere Mitgenossen im warmen Bade bey sich hatte. Ein solcher Uebermuth hat nach und nach den Gebrauch der Bäder abgebracht. Die Griechen und Römer verfielen in eben dieselbe Ausschweifung; und das Baden, das sonst ein Schutz ihrer Gesundheit gewesen war, ward bald eine bloße Gewohnheit, eine Vergnügung, eine üppige Mode und eine übertriebene Pracht. Man badete täglich, ohne es nöthig zu haben, und ohne zu wissen, warum? Wenn eine allgemeine Trauer oder Noth einfiel, so wurden die Bäder verschlossen, und das Baden ward alsdann

dann für einen Frevel gehalten. Auch die Juden unterließen es bey gemeiner Gefahr, wie der letzte Vers im 3ten Kapitel des Buchs Nehemiä beweiset. Die Bußfertigen durften sich weder baden noch waschen; und also war das Baden als eine Feyerlichkeit und Vergnügung zu betrachten. Zuletzt ward sie eine ausschweifende Wollust und verderbliche Pracht. Der Kayser Titus ruinirte sich damit; dahingegen Augustus seiner Schwächlichkeit wegen das öftere Baden klüglich einstellete.

Weil den Menschen nichts schwerer wird, als die Mittelstraße zu halten, so sind sie allezeit von einer Ausschweifung in die andere gerathen; und wie man vor Zeiten die Bäder im Uebermaße gebrauchte, so bedient man sich itzt derselben zu wenig. Das Bad des gemeinen Wassers ist bey uns ganz aus der Mode gekommen. Aber es ist doch noch ein Rest der alten Gewohnheit übrig geblieben, und das ist der Gebrauch der Bäder von mineralischem Wasser, welche noch itzt jährlich von vielen vornehmen Kranken besucht werden. Ich muß von diesen Bädern nothwendig auch etwas sagen.

Obgleich die meiste Kraft der Bäder im Wasser besteht, so kann doch dasselbe auch, indem es in die kleinsten Gefäße der Haut eindringet, dem Körper einige darinn aufgelöste fremde Theile von Mineralien, Pflanzen und Thieren zuführen, welche in ihm ihre Arzeneykräfte äußern. Ich will von allen dreyen Arten der Badewasser insbesondere handeln.

Unter den mineralischen Wassern, welche zum Baden gebraucht werden, enthalten einige hauptsächlich Salze, andere schwefelichte, und noch andere metallische Theile. Ich verstehe hier unter den salzichten, schwefelichten und metallischen Wassern solche, in welchen einer von diesen Bestandtheilen das Uebergewicht hat, ob ich gleich wohl weiß, daß die meisten aus mehrern solchen Theilen zu-

Digitized by Google

sammengesetzt sind, in welcher Verhältniß der Mischung ich sie aber hier nicht betrachten kann.

Zu den salzichten Wassern gehören zuerst diejenigen, in welchen das Seesalz das Uebergewicht hat. Das Bad in Seewasser wird in verschiedenen Krankheiten der Haut, besonders der Krätze und dem Aussatze, wie auch bey Geschwulst und Schmerzen der Glieder, und vornehmlich im Wasserabscheue angepriesen, welche letzte Krankheit Herr Morin an einem zwanzigjährigem Mägdchen durch das Bad in Seewasser glücklich curirt hat. Diese Bäder reinigen auch die faulen Geschwüre, stillen die Krämpfe, und beleben die betäubten und gelähmten Theile wieder.

Andere Wasser enthalten ein Salz, das kalisch ist, und dem Weinsteinsalze gleichet, und diese werden gemeiniglich salpetrische Wasser genennet. Die warmen salpetrischen Bäder zertheilen die Geschwulst und Verhärtung der Drüsen, eröffnen die verstopften Nerven, und curiren die Lähmung. Man gebraucht sie nicht nur zum Waschen, sondern auch als Tropfbäder, da sie von einem hohen Orte warm auf die kranken Glieder herabträuffeln.

Die schwefelichten mineralischen Wasser werden äußerlich ebenfalls bey Krankheiten der Haut, bey Zittern der Glieder, bey der Schwindung derselben und bey Lähmungen, insbesondere aber bey der englischen Krankheit der Kinder gut gefunden.

Unter den metallischen Wassern sind die eisenhaltigen die gemeinsten, und man bedient sich ihrer Bäder besonders zur Stärkung der Glieder, und in allen Krankheiten, die von einer Schwäche herrühren.

Man sieht leicht, daß der Gebrauch aller mineralischer Wasser eigentlich nur für Kranke bestimmt sey, und daß ihr diätetischer Gebrauch in keine sonderliche Betrachtung komme. Wenn man sich also derselben mit Nutzen und ohne Gefahr bedienen will, so muß man die besondern Eigenschaften der Wasser, die man sich zum Gebrauche erwählet,

erwählet, mit den eigenen Umständen eines Kranken in Vergleichung stellen, und es gehört ein ziemlich großer Umfang von Einsichten dazu, um die wahrscheinliche Wirkung der verschiedenen Bäder bey einzelnen Kranken gründlich zu vermuthen. Dieses ist die Ursache, warum ich vom Gebrauche der mineralischen Bäder in meinen Blättern weiter nichts mit Nutzen sagen kann, als daß sie in manchen Krankheiten große Arzeneykräfte besitzen, und daß man über ihren Gebrauch den Ausspruch eines wohlerfahrnen und scharfsichtigen Arztes vernehmen muß. Weil die meisten mineralischen Wasser einen subtilen Geist bey sich haben, welcher ihre Wirkung oft fast allein wesentlich bestimmet; so lassen sie sich durch die Kunst nicht so glücklich nachmachen, als es Herr Geoffroy in seiner Materia Medica glaubet. Ich werde also auch mit diesen Vorschriften zurückhalten, und gehe lieber zu andern Arten der Bäder fort, die nicht bloß als Arzeneyen betrachtet werden müssen, sondern vielmehr auch einen diätetischen Gebrauch haben. Dergleichen sind die vegetabilischen und die thierischen Bäder.

Eben so, wie ich im 108 Blatte bewiesen habe, daß man sich in der Lebensordnung zuweilen einiger Arzeneyen bedienen könne, die zu der Hausapotheke der Gesunden gehören, so kann es sich auch zutragen, daß man zuweilen, durch ein medicinisches Bad, die Folgen gewisser Unpäßlichkeiten verhüten kann, welche zu förmlichen Krankheiten werden würden, wenn man sie nicht gleich bey ihrer Quelle erstickte. Da die Bäder überhaupt einen diätetischen Nutzen haben, den ich zu Anfange dieses Blattes ihnen zugestanden habe, und dieser Nutzen durch die Umfließung des Wassers dem Körper gewährt wird; so läßt sich auch leicht begreifen, wie man die eigenthümliche Kraft des Wassers oft durch den Kunstgriff vermehren könne, daß man ihm die Kräfte gewisser Pflanzen noch einverleibet, und es mit neuen Tugenden bereichert, die sich für

die besondern Umstände eines einzelnen Menschen schicken. Wer sich des Wasserbades bedienet, um die Ausdünstung der Haut wiederherzustellen, der kann den Zufluß der Säfte nach dem Umfange des Körpers vermehren, wenn er das Wasser mit Asche oder Küchensalze salzt; wodurch die Haut mehr gereizt, und durch eine kleine Aetzung der Zufluß der Säfte nach ihr hingelockt wird. Wenn es auf die Reinigung der Haut ankommt, so dienet in das Bad eine Seife, welche den ölichten Schmuz desto leichter mit dem Wasser verbindet. Ist es uns um die Stärkung der Glieder zu thun, so können wir das Badewasser mit großem Nutzen mit stärkenden Kräutern abkochen; und dieses war das Geheimniß des Dampfbades, womit vor wenig Jahren der Herr von Reitzenstein bey uns, bloß um Gotteswillen, und ohne Geld und Arzeney, so viel Ansehen machte. Will man durchs Bad die geringen Krankheiten der Haut vertreiben, welche von einer feinen Schärfe der Säfte herrühren; so kochet man das Wasser mit balsamischen Kräutern, wie die Chamillenblumen und so viel andere bekannte Gewächse sind. Auf eben die Weise kann man mit erweichenden Kräutern die krampfstillende Kraft der Bäder vermehren, und die zusammengezogenen Gefäße desto besser eröfnen, und die verhärteten Häute erweichen. Man kann mit zusammenziehenden und stärkenden Mitteln, mit Branntewein, mit Wein, mit glühendem Eisen, welches im Wasser gelöscht, oder mit herben Kräutern, welche darinn gekocht worden, die schlaffen Gefäße stärken, und den schwachen Gliedern ihre Kräfte wiedergeben. Man kann durch auflösende Kräuter die Kraft des Bades, die Säfte in den kleinesten Gefäßen zu verdünnen, und durch solche, die eine Gerinnung machen, die gegentheilige Kraft, sie zu verdicken, vermehren. u. s. w.

Wenn ein Theil des Körpers vor andern der Wohlthat des Bades bedarf, so kann man die Wirkung des Wassers

sers durch eben solche Mittel stärken. Die Fußbäder mit Asche und Salz ziehen die Säfte mit weit mehr Gewalt von den obern Theilen herab, als das bloße Wasser. So nützlich das gemeine Wasser zum Händewaschen beym Ausschlage der Haut ist, so ist doch Tabackswasser, und das mit specifischen Mitteln wider die Krätze abgekochte Wasser, weit wirksamer. Wenn wir den Hals mit reinem Wasser ausspühlen, so vertreiben wir damit die Bräune nicht so geschwind, als wenn wir eben dieses Wasser mit den Arzeneykräften der Kräuter bereichern, die diese Krankheit verjagen. Der Hypochondrist badet seine Gedärme, zu seinem großen Vortheile, mit Zuckerwasser; hingegen schaffen andern Kränklichen ganz andere Clystiere gleichen Nutzen. Ein nüchterner Gnatho spühlet seinen vollen Magen mit Wasser aus; hingegen ein dürrer Papefiguier nimmt dazu das fette Getraidewasser des Brauers; und ein schwacher Purganti, den stärkenden Saft der Reben. Kurz, so wie die Badecuren eine der allgemeinsten Methoden in der Lebensordnung sind, so würden sie eben so untauglich seyn, wie alle Universalarzeneyen, wenn man nicht bey allen das Wasser bloß zum Vehiculo nähme, und ihm durch eine künstliche Zubereitung größere Arzeneykräfte einverleibte, als es von Natur besitzet.

Doch vielleicht ist dieses zu viel gesagt. Die Natur bereitet uns wirklich in den Thieren ein Badewasser, das in gewissen Absichten größere Tugenden besitzt, als wir ihm mit allen Spezereyen des Gewächs- und Mineralreichs einverleiben können. Die thierischen Säfte sind aus der nächsten Verwandtschaft der unsrigen; sie brauchen keine so große Verarbeitung, als die mineralischen und vegetabilischen, um sich in die Art unsers Körpers zu verwandeln, und werden also den schwächesten, ältesten und hinfälligsten Menschen dienlich seyn, deren Kräfte sich schon an des Leibes Nahrung und Nothdurft zunichte

arbeiten. Ich habe schon im 95sten Blatte S. 683 erzählt, was einige Aerzte von der Vertauschung des Bluts junger Thiere mit dem an Lebensgeistern verarmten Blute der Greise gehofft haben. Allein, weil es scheint, daß man bey dieser Operation die Greise zu tief in dieses Blutbad tauche, so will ich nur erwähnen, daß es einige Tyrannen gegeben, die junge und gesunde Leute haben ermorden lassen, um sich in ihrem Blute zu baden, weil sie wohl wußten, daß dieses Bad ein Mittel sey, ihre Kräfte zu vermehren. Man kann eben diese Wirkung mit weniger Tyranney von dem Blute der Thiere erhalten, und auch dieser Mord ist unnöthig, weil die Milch der Thiere, und die Ausdünstungen junger Leute eben dasselbe thun können. Verulamius hat wohl angemerkt, daß alte Leute gestärkt werden, wenn sie bey jungen schlafen, und wir haben ein sehr altes Beyspiel von der stärkenden Wirkung dieser thierischen Dampfbäder an dem Könige David. (1 B. der Könige 1. Cap.) „Denn, da „der König David alt war, und wohl betagt, konnte er „nicht warm werden, ob man ihn gleich mit Kleidern be„deckte. Da sprachen seine Knechte zu ihm: Lasset sie „meinem Herrn, dem Könige, eine Dirne, eine Jung„frau, suchen, die vor dem Könige stehe, und sein pfle„ge, und schlafe in seinen Armen, und wärme meinen „Herrn, den König. Und sie suchten eine schöne Dirne „in allen Grenzen Israel, und funden Abisach von Su„nem, und brachten sie dem Könige. Und sie war eine „sehr schöne Dirne, und pflegete des Königes, und die„nete ihm; aber - - !„ Die Ausdünstungen der Knaben werden zu eben diesem Zwecke geschickt seyn können; wenigstens lesen wir von dem 150jährigem Clodius Hirpanus, daß er sich mit den Ausdünstungen derselben gestärkt habe. Sogar die Dünste lebendiger oder frischgeschlachteter Thiere beweisen eine solche stärkende und belebende Kraft. Außer dem Beyspiele, welches schon in

mei-

meinem 32sten Stücke S. 112 erzählt worden, wissen alle Aerzte; daß man gelähmete Glieder damit curiret, wenn man sie in ein lebendig aufgeschnittenes oder frischgeschlachtetes Thier steckt; daß man Krämpfe und die Colick lindert, wenn man junge Hunde, oder aufgeschnittene Thiere auf den schmerzhaften Theil leget; daß man den Wahnsinnigen lebendig aufgeschnittene Thiere auf den Kopf leget; daß man die reißenden Gliederschmerzen mit dem Dampfbade solcher Thiere curiret; daß die Blutbäder die Krankheiten der Haut heilen, und daß die Priester dem Constantino Magno für seinen schlimmen Aussatz riethen, sich in dem warmen Blute junger Kinder zu baden. Daß dieses alles keine leeren Einbildungen seyn, kann man daraus urtheilen, weil die Hunde das Podagra bekommen, wenn sie bey einem Podagristen schlafen, oder dessen Füße lecken.

Vom Milchbade kann man eben so große Dinge hoffen. Die Aegypter bedieneten sich der Milch von Cameelen, von Eseln und von Ziegen zu Bädern. Von der Eselsmilch glaubte ehedem Poppäa, und wie der verdiente Herr Professor Richter in Göttingen, von dem ich hier vieles entlehne, saget, so glaubte sie es nicht ohne Grund, daß sie die Haut glätte, sie entrunzele zart mache, und sie glänzend erhalte; weshalb sie auch auf ihren Reisen immer eine Heerde von 500 Eselinnen bey sich führete, in deren Milch sie ihren ganzen Leib badete, und täglich 700mal ihre Haut wusch. Herr Richter hat diese Tugenden der Eselsmilch zur Verschönerung der Haut bey einigen Frauenzimmern selbst bewährt erfunden; und vielleicht wird diese Kraft die Milchbäder weit beliebter machen, als ihre vortreffliche Eigenschaft, die Schärfe und Hitze der Säfte zu dämpfen, um derentwillen Ettmüller sagte, daß sie seit den Zeiten Galeni die berühmteste Zuflucht der hectischen und schwindsüchtigen Leute gewesen wären. Er selbst versprach vieles von ihnen in der scorbuti-

butiſchen Auszehrung; und Jacutus Luſitanus curirte, mit dem lauen Milchbade einen von unmäßigen Wollüſten ganz erſchöpften Jüngling. Sylvius verſprach von warmen Fußbädern aus Kuhmilch denen, die bey ausbrechenden Blattern verhüten wollen, daß ſie nicht im Geſichte zu häufig zum Vorſcheine kommen, eine gute Wirkung; und wenn nur nicht durch unvorſichtige Erkältung, bey dem Gebrauche dieſer Bäder, die untern Theile verwahrloſet werden, ſo ſcheint die erweichende Kraft derſelben allerdings den Ausbruch der Blattern an den Füßen zu befördern, und das Geſicht zu befreyen; obgleich Diemerbroeck in einem paar Beyſpielen gerade das Gegentheil beobachtet haben will. Dieſer Vortheil wäre nicht allein wegen der Erhaltung der Schönheit, ſondern auch um deswillen höchſtſchätzbar, weil Sydenham gelehret hat, daß alle Gefahr der Blattern nur allein nach der Menge derſelben im Geſichte zu ſchätzen ſey. Man kann indeſſen wol nicht zweifeln, daß, zur Verhütung der vielen Blattern im Geſichte, die Blaſenpflaſter von ſpaniſchen Fliegen an den untern fleiſchigten Theilen eine viel zuverläßigere Wirkung haben.

Ich will unter den thieriſchen Bädern die Lohbäder der Gärber, womit Schröck eine gichtiſche Lähmung curirt hat, und die erweichenden und ſchmeidigenden Bäder von den Gartenſchnecken übergehen, weil ſie nicht in ſo allgemeinem Rufe und Gebrauche ſind, als die Ameiſenbäder, die in der Lähmung und laufenden Gicht zuweilen große Hülfe leiſten, und die Kranken eben ſo ſchleunig, wie ehemals das Bad im Teiche zu Bethesda, wiederherſtellen. Von dieſem wunderbaren Teiche ſelbſt muthmaßet der Herr Profeſſor Richter, aus ſehr gelehrten Gründen, daß er ein thieriſches Bad geweſen ſey. Dieſes Waſſer war wahrſcheinlicher Weiſe eine Sammlung desjenigen, womit die Eingeweide ſo vieler tauſend Opferthiere im Tempel abgewaſchen wurden, und das man in dieſe

dieſe dem Tempel benachbarte Laache hineinleitete. Wenn dieſes Fleiſchwaſſer der friſchgeſchlachteten Thiere in den Teich gelaſſen wurde, und zu deſto beſſerer Vermiſchung umgerührt wurde; ſo curirte daſſelbe, ſo lange es noch warm war, die lahmen und verdorreten Glieder, welches eine gemeine Wirkung der thieriſchen Bäder iſt. Weil es aber ſeine Wärme gar bald wieder verlohr, und hernach unkräftig und faul wurde, ſo empfanden nur diejenigen ſeine Kräfte, welche zuerſt in den Teich ſtiegen. Wenn nicht viel Opfer auf einmal geſchlachtet wurden, ſo konnte die Wirkung des Waſſers nicht erheblich ſeyn; daher war ſeine Tugend nicht immer, ſondern nur, wie Cyrillus ſchreibet, an den hohen Feſten, da viele Opfer geſchlachtet wurden, zu ſpüren. Was den Engel betrift, welcher das Waſſer umrührete, ſo verſtehet Hammond darunter einen Bedienten, welchen die Prieſter zu dem Ende heraus ſendeten, und der es den daherum liegenden Kranken anzeigte, daß es nun Zeit wäre, in den Teich zu gehen. Sanus non ſim, ſagt Thomas Bartholinus, ſi ex toto contextu veri angeli mentio exſculpi poſſit. Zudem verſichert auch Johann Millius, daß die Stelle, wo des Engels gedacht wird, in vielen uralten Handſchriften nicht zu finden, in einigen griechiſchen aber nur am Rande beygeſchrieben ſey. Ich ſtelle dieſe ganze Sache an denjenigen Ort, wo alle Gelehrte ihre Sachen hinſtellen, nämlich an ihren Ort; und empfehle denen, die ſie genauer erörtert zu leſen wünſchen, die ſchöne Abhandlung des berühmten Herrn Profeſſor Richters, de balneo animali.

* * *

Pot-Pourri.

Um einen Pot-Pourri zu machen, wodurch man die Luft der Zimmer wohlriechend und erquicklich machen kann, muß man eine gute Portion recht trockenes und auf dem Feuer geröſtetes Salz haben, damit man ſo, wie die Blumen

men und Kräuter ankommen, jederzeit einen guten Theil davon dazwischen werfen kann. Auch muß man anfänglich etliche Hände voll davon auf den Boden des Gefäßes werfen, worinn der Pot-Pourri soll gemacht werden.

Außer den Pommeranzenblüthen, welche ganz gelassen werden, müssen alle Blumen von ihren grünen Kelchen abgepflückt, und die Kräuter abgestiehlet werden. Zu einem Gefäße, das etwa einen Eymer Wasser halten könnte, nimmt man zuerst im Anfange des Jahres ein bis zwey Pfund Veilchenblumen, oder, wenn diese nicht zu haben wären, ein halbes Pfund gestoßene Veilchenwurzeln; welche letztere aber nachher zwischen die andern Kräuter und Blumen gestreuet werden müssen. Hierzu gehören sechs gute Hände voll schöne Rosenblätter; und kann man die dunkeln Sammetrosen haben, so kann auch von diesen etwas dazu genommen werden. Von den Pommeranzenblüthen müssen wenigstens sechs Hände voll, oder auch mehr genommen werden, indem der Topf desto besser wird, je mehr davon hineinkommt. Ferner nimmt man sechs Hände voll dunkelrothe einfache Nelken, eben so viel jungen Majoran, Lavendelblüthe und Ysopblätter, auch Rosmarinblüthe und Blätter, Quendel, Satturey, Stabwurz, kleine Myrtenblätter, von jedem vier Hände voll; Basilicum, Krausemünze, Melisse, Salbey, von jedem zween Hände voll; Poley, Calaminth, von jedem eine Hand voll; ein halbes Pfund gestoßenen Zimmet, Benzoe, Storax, von jedem vier Loth; und zwey Loth gestoßene Würznelken. So wie man nun obige Sachen haben kann, werden sie in den Topf, und jederzeit eine gute Quantität Salz dazwischen geworfen. Anfänglich muß der Topf etliche Monate täglich gut umgerührt werden. Im Monate August wird er zu Zeiten eine Stunde zugedeckt, in die Sonne gesetzet, damit die Sonne die überflüßige Feuchtigkeit verzehre. Im September kann man ihn nur alle acht Tage einmal umrühren, und zu-

letzt

letzt nicht weiter, als wenn man einen guten Geruch damit im Zimmer machen will. Außerdem aber muß er gut zugedecket gehalten werden. Ein solcher Topf hält sich viele Jahre lang gut; doch kann man von den Sachen, deren Geruch man am meisten liebet, alle Jahr etwas weniges frisches hinzuthun.

* * *

Mein Herr Arz.

Was für einen Schrecken haben Sie mir ingeiacht mit Ihren 112ten Stücke, ich wolte das ich daß Blaht mein Lebetage nicht hätte geleſen. Iſt denn daß warhaftich Ihr Ernſt, das die Toden noch höhren können, nun ſo hat mein ſehliger Mann noch alle den Spittakel gehöhrt den ich und meine Tögter machten, wie ebent die arme Seehle von ihm gegangen war. Mein Troſt iſt das ich nix darſür kann: denn er hatte zu meiner äldſten Togter ohne mein Vorwiſſen geſagt, kind, wenn ich tod bin, ſo laß deine arme Mudter nicht an Sark kommen, ſie mügte onmägtig werden vor Schrecken und Grahm. Und ich tencke, Lenore will mich nur darum nicht nein laſſen, weil ſie albert, und da ich nein komme, und ſie mirs ſagen, was der Vater geſagt hätte, und wollen mich fortreißen, ſo ſag ich in Eiver. Sün jü wol dull? meen jü datt ick noch mien Leevtag keen toden Keerl ſehn heff? Sie ließen aber darüm nicht nach und zerten mich ſo viel und ruften immer mehr, Moder jü ward ohnmächtig! daß ich entlich wohl zu ſchlagen muſte. Da ruften ſie denn überlaut: Ach datt Gott erbaarm! Tiß doch onſen Vader ſien letzte Will. Ich prügelte immer mehr zu und ſagte: da ſü! datt iß dien Vader ſien letzte Will! Hierüber entſtund nun ſo ein Lärm, daß alle Nachbarn zuſammen geloffen kamen, aber ich ging doch hin zum toden Manne, und ſagte noch wohl viermal; Iß he tod? nu, wat ißt mehr. Ick heff ie wol ehr en toden Kerl ſehn.

Nun

Nun können Sie alſo denken, wie ich erſchrocken bin, wie ich Ihr Blatt geleſen hatte: denn wo er das gehört hat, daß hat er ſich gewißlich von mir nicht vermuth, denn er meinte nicht daß ich eine Minuhte nach ihn leben könte, und ich hätts ſelber nicht getacht, aber der libe Gott hats anderſt beſchloſſen, und ſo wundre ich mich nur, daß er ſich nicht gleich wider hat gerecollgirt und hat ſich gewuntert, daß ich ſage, ich wolte wohl ein toden Kerl ſehn können. Nun! Wenn ers nur nicht hat mit in die Ewigkeit genommen, ſo iſts allgut, ſonſt hätt ich ihn ia leicht den Gefallen thun können und fallen bey ihn in onmagt. Wolle Gott, weil ers doch gehört hatt, daß ers nun auch noch leſen könte, erkennt meine Hant wohl, damit das ers doch ſähe, daß ichs nicht auß Boßheit auf ihn gethan habe: denn den Tahg hätt ich doch nicht in Onmagt falln können und wenn mirs mein Leben hätte koſten ſollen. Adjeu.

Ida Heelgood.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert sechs und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Uns soll die Wissenschaft zum Zeitvertreibe dienen.

Mein Herr Arzt,

Ich nehme das gern an, was Herr **Vinosius** in Dero 118ten Stücke S. 217 erzählet, daß der Fingerwurm (Panaritium) glücklich curirt werden könne, wenn man das kranke Glied in die heiße Lauge von Weinrebenasche hineinstecket. Allein, ich glaube nicht, daß die Lauge der Reben zu dieser Cur mehr beytrage, als die Hitze des Feuers. Es ist bekannt, daß viele Curen durchs Brennen verrichtet werden, und Sie selbst haben uns in Ihrem 104ten Stücke verschiedene derselben erzählet, worunter auch die Cur des Fingerwurms, ohne die Weinrebenasche, begriffen ist. Herr **Homberg** hat nämlich versichert, daß die Javaner, wenn ihnen ein Nagel am Finger abschwäret, den Finger zu verschiedenenmalen, doch aber nur einen Augenblick, in siedendes Wasser stecken, und er selbst hat sich auf diese Weise curirt. Es ist also wol mehr das Feuer, als die Rebenlauge, welche diese Cur bewerkstelliget. Indessen will ich gern eingestehen, daß das Brennen des Fingerwurms mit Rebenlauge vorzüglicher seyn könne, als das mit siedendem Wasser.

Bey dieser Gelegenheit will ich noch einer andern Cur des Fingerwurms Erwähnung thun, welche uns der P. **Labat** folgendermaßen beschreibt: „Ich hatte einen Zufall an einem „Finger der linken Hand, woran ich große Schmerzen aus„stand. Der Wundarzt sagte mir, daß es der Fingerwurm

„wäre. Ich glaube, daß es eben das Uebel sey, das man „zu Paris un Mal d'Avanture (einen Finger von heiler Haut) „nennet. Er wollte mir anfangs den Finger schneiden. Allein, „da ich mich nicht gern zerschneiden lasse, so bat ich ihn, diese „Mühe zu sparen, und wollte lieber ein unschuldiges Mittel „versuchen, das man mir wider dieses Uebel gerathen hatte. „Ich nahm ein frischgelegtes Ey, das ich mit einem hölzernen „Spatel zerstoßen ließ; denn es darf kein Eisen daran kom„men, und muß auch der Finger mit keinem Eisen berührt „werden. Nachdem das Ey zerbrochen, und die Schaale in „zween Theile getheilt war, so sonderte man das Weiße davon „ab, und behielt das Gelbe allein in der einen Schaale. Man „rührt es mit zweymal so viel klein zerstoßenem Salze an, „als man nehmen würde, wenn man das Ey essen wollte, „und rührt es mit dem Spatel wohl um, damit das Salz „schmelze, und das Gelbe recht flüßig werde. Alsdann streicht „man es auf gezupfte Leindwandfasern, womit man den gan„zen kranken Finger umwickelt, und eine Compresse und einen „Verband darum leget, doch so, daß der Finger nicht zu stark „gedrückt werde. Dieses Mittel bleibt 48 Stunden unge„stöhrt liegen, nach welcher Zeit man findet, daß der Wurm „ein kleines Loch in der Haut bekommen hat, woraus die „scharfe und fressende Materie, die den Schmerz verursachte, „heraus fließt. Alsdann legt man ein wenig Rosensalbe „(unguentum rosatum) darauf, und in zween bis dreyen „Tagen ist alles heil. Ich bediente mich dieses Mittels so „glücklich, daß meine Schmerzen in wenig Augenblicken nach„ließen; und als ich nach zween Tagen den Verband abnahm, „so war ich so viel besser, daß ich nicht einmal Salbe, son„dern nur Leinwand auflegte. Ich rieth dieses Mittel nach „der Zeit vielen Leuten, denen es eben so gute Wirkung that.„

Um aber wieder auf die Feuercuren zu kommen, so muß ich Ihnen in Erinnerung bringen, was der Ritter **Temple**, in seiner Abhandlung von der Gesundheit und dem langen Leben, bey Gelegenheit der Gichtcur durch das Feuer der Mora

saget,

saget, daß nämlich vor Alters in Aegypten und zu itziger Zeit in der Barbarey das Brennen mit einem glühendem Eisen das gemeinste Heilungsmittel bey den meisten Krankheiten gewesen, und daß man daher an den Leibern der barbarischen Sklaven viele Narben finde, welche von dergleichen Curen nachgeblieben sind. Außerdem, was E.r von dergleichen Curen in Ihrem 118ten Blatte schon angeführt haben, fällt mir noch die Feuercur des Bisses von tollen Thieren ein, welche schon Boyle angepriesen hat, und die auch in Deutschland bekannt ist, wo die Jäger, sobald sie von giftigen Thieren gebissen worden, Schießpulver auf die Wunde streuen, und es anzünden, ohne sonst das geringste weiter zu unternehmen. Diese Cur, welche Boyle mit einem heißen Eisen veranstaltete, hat in den neuesten Zeiten an dem Londonschen Chirurgo, Herrn Ingram, einen neuen Gönner gefunden, der sie mit folgenden Worten empfiehlet:

„Sobald man von einem tollen Hunde gebissen worden ist, „muß man zuerst verhüten, daß der Gi.t nicht ins Blut gehe. „Daher muß man alsobald ein heißes Eisen an die Wunde „appliciren, das nicht dick, und etwan so breit ist, als der „Nagel am kleinsten Finger. Es braucht nur leicht applicirt „zu werden, damit nur die Haut oder der Grund der Wunde „gebrannt werde. Hernach muß man die ganze Stelle mit „gutem Oele reiben, und dann ein Digestivsälblein vom gel„ben Basilicum mit einem Verbande darum legen, und die „Eiterung der Wunde, sobald als möglich, beschleunigen, da„mit sich der Gift absondere und ausfließe. Diese ganze Ope„ration kann vollbracht werden, ohne die Bedeckungen oder „Häute im geringsten zu beleidigen. In den sechs Jahren, „die ich in Westindien zugebracht, habe ich bemerkt, daß die „Hunde bey großer trockner Hitze zur Wuth sehr geneigt wa„ren, und daß viele Negers von ihnen gebissen wurden. Es „wurden deren eines Tages zehn auf einmal gebrannt, und sie „genasen ohne die geringsten innerlichen Zufälle. In einem „andern Jahre waren an einem Tage zwanzig gebissen wor-

„den, und 19 derſelben wurden auf eben dieſelbe Weiſe ge„heilet. Der zwanzigſte, welcher die Operation nicht aus„ſtehen wollte, ward ſechs Wochen nachher krank, und ſtarb „in voller Wuth nach wenigen Stunden. Ich habe über „200 gekannt, die durch das Brennen curirt worden ſind. „Die Schwarzen ſind von dieſer Cur ſo überführt, daß ſie, „ſobald ſie gebiſſen worden, gleich nach Hauſe laufen, um „es ihren Herrn anzuzeigen, und zugleich unter Wegens bey „dem erſten Schmiede einkehren, damit er ihnen ein heißes „Eiſen auf die Wunde applicire.„

Finden Sie dieſe kleinen Anmerkungen der Bekanntmachung würdig, ſo räumen ſie ihnen, als einem kleinen nützlichen Miſtmaſche, eine von den Lücken ein, welche Sie in Ihren Blättern Ihren Correſpondenten übrig zu laſſen pflegen.

Ich bin, ꝛc.

N. Calor.

* * *

Mein Herr,

Bey der ſchönen Roſenblüthe erinnere ich mich eines Traums der ſchönen Aſpaſia, einer Beyſchläferinn des Cyrus, welche nachher Artaxerxes zur Beute bekam, und die, gleich der Ninon von Lenclos, noch in ihrem höchſten Alter rühren mußte, weil ſie nicht unter 80 Jahren ſeyn konnte, als ſie zur Dianenprieſterinn eingeweihet werden ſollte, um von den Mannsperſonen keine Anfechtungen mehr zu haben. Dieſes Mägdchen hatte einſtmals eine Geſchwulſt, welche ihr Arzt nicht heilen konnte; und der Traumgott erbarmte ſich ihrer, und zeigte ihr im Schlafe das Mittel zu ihrer Geneſung. Sie träumte aber, daß ſie einen der Venus geweiheten Roſenbuſch auflegen ſollte, und mit dieſer Arzeney curirte ſie ſich. Es iſt der Frage wol werth, ob die Roſen zu einer Cur der Geſchwulſt taugen? denn wir Gelehrten, wir ſind es, die unterſuchen, ob eine Sache möglich ſey, nachdem wir entdeckt

deckt haben, daß sie wirklich geschehen. Man pflegt zwar itzt die Rosen, welche man in der Arzeneykunst gebraucht, nicht mehr der Venus zu weihen. Allein, was die Aerzte nicht thun, das thun die Schönen und der May. Genug Anacreon hat sattsam bewiesen, daß die Rosenbüsche schon von Natur der Liebe geweihet sind. Gleichwie ich nun nicht zweifele, daß um dieser Ursache willen die heutigen jungen Rosen eben so kräftig seyn werden, als die zu des Cyrus Zeiten; so glaube ich auch, daß der natürliche Grund dieser Wirkung in der zusammenziehenden Kraft zu suchen sey, welche besonders die rothen Rosen gar merklich besitzen. Daß ihre Theile, auch beym äußerlichen Gebrauche, in die Nerven wirken, erhellet aus dem Niesen, welches der Schnupftaback, aus getrockneten Rosenblättern erreget. Wenn eine solche Arzeney auf entzündete, ausgespannte und empfindliche Theile gebracht wird, so kann sie allerdings durch ihr Zusammenziehen und durch den Reiz der Nerven eine heiße Geschwulst zertheilen; und daher findet man noch bis diesen Tag in den medicinischen Schriften eine Meynung, daß die Rosen den Rothlauf und gewisse Arten von Kopfschmerzen curiren sollen. Man kann etwas von ihnen erwarten, wenn sie, in Pulver zerrieben, trocken auf die Geschwulst gelegt werden. Allein, man muß desto mehr den Mißbrauch des gemeinen Mannes vermeiden, welcher den Rothlauf und andere hitzige Geschwulsten mit Rosensalbe und Oele verdirbt, und sich dadurch großen Gefahren aussetzet.

Nach dieser kleinen Untersuchung muß ich noch ein Paar Worte zum Lobe der Rosen sagen. Was ist schöner, als ihr Geruch und ihre Farbe? Was ist lustreizender im Frühlinge, als der Anblick der ersten jungfräulichen Rose, die, nach der Beschreibung eines Dichters, zu ihrer jüngern Nachbarinn hinlachet? Aber was ist hinfälliger, als diese Blüthe! Ich überlasse den Schönen diesen letzten gemeinen Gedanken zur noch gemeinern Anwendung auf den Reiz ihrer Jugend. Aber ich empfehle ihnen zugleich, die Anwendung so zu machen, daß sie bis zur bestimmten Stunde sagen können:

— Der Jugend süße Liebe
Raubt mir nichts, und nährt sich nur!

Amor würde sich nicht so oft in Rosenbüschen verstecken, wenn sie keine Herzstärkungen wären. Die Aerzte haben um deswillen ihren Blüthen unter den vier herzstärkenden billig einen Platz eingeräumt, und die Apotheker zermartern sie aus keiner andern Absicht so sehr, als um die belebenden Kräfte der Rosen das ganze Jahr hindurch zum Nutzen der Menschen auszutheilen. Sie entziehen ihnen ihren Geist durch die Gährung; sie destilliren ihr stärkendes und erquickendes Wasser zum Labsale der Kranken; sie verfertigen ihre Tinctur, um den, den die Hitze des Fiebers brennet, zu kühlen; sie vermischen den Rosenzucker mit den Herzstärkungen, die sie den Schwachen bereiten; und selbst ihr Roseneßig muß ihnen zur Erfrischung dienen. Vielleicht aber übertrifft nichts von diesem allem den dichten Rosensaft, der unter dem Namen der Rosenconserve die geliebteste Zuflucht der allerelendesten Menschen, der Schwindsüchtigen, der Abgezehrten, und aller derer ist, die Blut husten, oder mit Steinschmerzen und der Ruhr behaftet sind. Eine so edle Arzeney hätte schon längst Dero Lob und Empfehlung verdienet, und überhaupt lassen Sie die Gelegenheiten zu oft entwischen, da Sie was artiges sagen könnten, das entweder in die schönen Wissenschaften oder Mägdchen einschlägt. Ich hoffte alles von Ihnen, als ich die Ueberschrift Ihres 122sten Blattes las, worinn sie von der Liebe — ja! endlich einmal, im dritten Jahrgange, von der Liebe handelten. Aber mein Himmel, wie handwerksmäßig! Meynen Sie, daß die Absicht der zärtlichen Seelen, die sich verlieben, nichts höhers, nichts himmlischers sey, als die niederträchtige Sache, die sie angeben, und wobey uns andern wenigen Edlen eine verschämte Röthe ins Gesicht steiget? Nein, wissen Sie, mein Herr, daß wir ohne alle diese schmutzige Absicht lieben, und daß wir dabey an nichts weniger denken, als an die Nachwelt, oder ans Fleisch und die Sinnlichkeit. Ziehen Sie meiner Seele den tölpischen Körper aus;

lassen

lassen Sie mir nichts übrig, als das denkende Etwas; und dennoch, dennoch

Dulce ridentem *Lalagen* amabo,
Dulce loquentem.

Verzeihen Sie mir diese Kritik im Vorbeygehen. Es wird gewiß nicht die letzte seyn; denn jedermann wird Ihnen widersprechen, wenn Sie uns überreden wollen, daß wir uns um üppiger Absichten willen liebten.

Ich bin, ꝛc.

Rosa Syrupus.

* * *

Mein Herr,

Vor einem Jahre schrieben Sie in Ihrem 70sten Stücke, daß das Sonnenlicht einen ganz besondern Einfluß in unsern Körper habe, und daß ihm die Alten eine schöpferische Kraft beygelegt hätten, vermöge welcher es die todte Materie beleben, und die erstorbenen Geschlechter wiederherstellen könnte. Sie führeten zugleich eine Stelle von Friedrich Hoffmann an, S. 280. woraus erhellete, daß dieser neuere Arzt und Naturforscher eben derselben Meynung gewesen. Allein, Sie hätten damals eine noch deutlichere Stelle aus diesem berühmten Schriftsteller wählen können, wenn sie Ihnen vorgekommen wäre. Erlauben Sie mir, daß ich dieselbe hier anführe, um Ihre damalige Abhandlung in einer Kleinigkeit zu ergänzen. Der gelehrte Greis trägt vorher die bekannten Systemata von der wunderbaren Vermehrungskraft der thierischen Körper vor, und fährt hiernächst also fort:

„Wenn ich von dieser wichtigen Materie meine Meynung „frey eröffnen soll, so besteht sie darinn, daß diese Vermeh„rungskraft, welche Gott den thierischen Körpern, die durch „Bewegung aller innern Theile leben und wachsen, in der „Schöpfung beygelegt hat, vornehmlich von dem ersten und

„kräftigſten Elemente herzuleiten ſey; welches Gott am erſten „Tage geſchaffen, und Licht genennet wird. Von dieſem ur„ſprünglichen Lichte entſtehen zwar unter den Naturkündigern „verſchiedene Meynungen, abſonderlich, daß Gott daraus, „am vierten Tage der Schöpfung, die Sonne und Sterne be„reitet habe; welches jedoch ohne zureichenden Grund ange„nommen wird. Vielmehr iſt dafür zu halten, daß dieſes „Element, als der erſte Stoff und Anfangsgrund aller „Geſchöpfe, und als ein höchſt einfaches ausgedehntes flüſ„ſiges Weſen, alle Räume und übrige Elemente mit den dar„aus formirten Körpern durchdringe, und in ihnen die vor„nehmſte Bewegung verurſache. Die Naturkündiger nennen „es Aether, oder die Himmelsluft, welche Gott zuerſt in „Bewegung gebracht, und dieſe nachgehends durch die Sonne „unterhalten hat, daß auch noch itzt davon das Licht und die „Wärme herkommen. — Daß aber dieſe ätheriſche flüßige „Materie alle Körper, ja ſogar auch die lebloſen Dinge und „deren Zwiſchenräume, durchdringe, und in denſelben die Hitze „und das Feuer verurſache, kann man unter andern nur bloß „am Holze, Steine und Eiſen, wenn ſolches durch Schlagen „und Reiben heftig bewegt wird, oder wenn man zween Cry„ſtalle ſtark aneinander reibet, wahrnehmen, indem dieſe „letztern an einem dunkeln Orte lauter Licht und Funken von „ſich geben. Außerdem aber hat der weiſeſte Schöpfer dieſem „allgemein leuchtenden und wirkſamen Elemente annoch dieſe „Kraft beygelegt, daß ſich nicht allein darinn, wie in einem „Spiegel, die umſtehenden Körper nach ihrer Form und „Structur abbilden, ſondern daß es auch dieſelbe andern Kör„pern, die eine dazu geſchickte Verfaſſung haben, eben ſo mit„theilet. Dieſes erläutert die Kraft des Magneten, welcher „ſich in freyer Luft nach den beyden Erdpolen richtet, und „auf der einen Seite das Eiſen an ſich zieht, auf der andern „aber daſſelbe von ſich ſtößt. Da nun der Aether, vermöge „ſeiner ſchnellen Bewegung, auch durch dieſe Eiſenminer häufig „durchſtrömet, ſo nimmt er zugleich die Kraft deſſelben an

„ſich

„sich, also, daß, wenn man mit diesem Steine ein Stück Ei„sen, welches mit der Structur des Magnets, als einer Ei„senminer, ziemlich übereinkömmt, oder eine Stahlnadel be„streichet, dieselbe ebenfalls die Kraft bekommt, das Eisen an „sich zu ziehen, oder von sich zu stoßen, und sich nach den „Polen zu richten. Da wir nun solche vermehrende Kraft, „die auch andern Dingen von gleicher Art kann mitgetheilet „werden, an leblosen Dingen ersehen, warum sollte es nicht „möglich seyn, daß dergleichen kräftiges und in seiner Natur „ganz einfaches Element, wenn es durch einen noch weit künst„licher bereiteten lebendigen Körper, wie Pflanzen und Thiere „sind, durchdringet, auch ihre besondere Structur, daher „entstehende Wirrung und innerliche Bewegung annehme, und „andern Körpern, die fast einerley Natur und Beschaffenheit „haben, wirklich mittheile? welches denn absonderlich ge„schiehet, in der Materie zur Fortpflanzung, in welcher der „ganze Körper, wovon sie herkommt, kräftig abgebildet und „gleichsam eingedrücket wird; und zwar in der allersubtilsten „und unsichtbarsten Figur und Form, bis sie hernach, durch „gebührende Wärme und gehörigen Zufluß eines subtilen Nah„rungssaftes, sichtbar gemacht wird. Und hierinn beruhet „nun vornehmlich die wunderbare Vermehrungskraft, die Gott „bey der Schöpfung den lebendigen Creaturen beygeleget hat, „und die auch noch durch den beständigen und allgemeinen An„trieb Gottes unterhalten wird. Ja es scheint auch, daß „theils die uralten, theils auch einige neuere Weltweise, auf „so ein höchsteinfaches und in sich uneingeschränktes allgemei„nes Principium, welches aber bey Erzeugung der Pflanzen „und Thiere verschiedentlich bestimmt wird, ihre Gedanken ge„richtet, ob sie es gleich, aus Mangel genugsamer Erkennt„niß, nicht so deutlich beschrieben. Hippocrates nennte „das Principium des Wachsthums und der Fortpflanzung ei„ne unvergängliche Wärme, die allerhand Formen und „Gestalten an sich nähme. Aristoteles nennt es ein sich aus „und in sich selbst bewegendes Principium, welches eine Gleich-

„heit mit dem Elemente der Sterne hätte; und Helmontius „glaubte gar, daß die Seelen der Pflanzen und Thiere Lichter „wären, welche von Gott, dem Vater des Lichts, ihren Ur„sprung nehmen, wie sie schon Horaz particulas auræ divinæ genennt hatte.„

Ist nicht in dieser Stelle das völlige System der alten Dichter enthalten? und könnte man nicht, als eine Schlußfolge, die Stelle des Ovidius hinterhersetzen:

Ergo ubi diluuio tellus lutulenta recenti
Solibus æthereis altoque recanduit æstu,
Edidit innumeras species, partimque figuras
Reddidit antiquas, partim nova monstra creavit.

Ich wußte keine Anführung, die das, was Sie, mein Herr, im 70sten Stücke, S. 278. 279. 280. gesagt haben, augenscheinlicher bestätigte, als die obige. Leben Sie wohl.

A. Adde.

* * *

Mein Herr,

Ob ich gleich den Stolz der Aerzte wohl kenne, nach welchem sie ihrer Ehre Abbruch zu thun glauben, wenn sie zur Erhaltung und Cur eines Viehes ihren Rath mittheilen sollten; so ist doch so viel gewiß, daß vielen Leuten manche Thiere lieber sind, als ihre Angehörigen, und daß man davon nicht unehrlich wird, wenn man solchen Leuten den Dienst erzeiget, sie in der Wissenschaft, ihre Thiere wohl zu pflegen, zu unterrichten. Ich bin ein besonderer Liebhaber der Canarienvögel, und habe in einem lateinischen Gedichte des Herrn Clairambaut von diesen geliebten Thieren soviel nützliche Anleitung zu ihrer Diät gefunden, daß ich glaube, es würden Ihnen alle Liebhaber dieser schönen Vögel verbunden seyn, wenn Sie ihnen den folgenden Auszug aus diesem Gedichte mittheilen, der Ihren Blättern eine Zierde, und Ihnen

nen keine Schande seyn wird, da Sie ja doch nur einen fremden Schriftsteller redend einführen:

Die Insel Canaria, wo ein beständiger Frühling herrschet, soll ehemals der Lustort der Venus gewesen seyn, wo sie, nebst den Liebesgöttern und Scherzen, ihre Wohnung aufgeschlagen, und sie Paphos selbst vorgezogen hat. Ihr Erdreich ist vortreflich und ungemein fruchtbar. Die Blumen wachsen daselbst unter den Füßen ohne Wartung; es wehen die angenehmsten Westwinde; die Luft ist stets mit wohlriechenden Dünsten angefüllt; das Land trägt alles, was die Dichter Angenehmes haben ersinnen können, und darum hat man ihr auch vorzüglich den Namen der beglückten Insel beygelegt.

Auf dieser Insel war ehedem eine Nymphe, die alle andere an Schönheit übertraf. Sie hieß Achantis, und hatte einen jungen Menschen, Namens Spinus, geheyrathet. Beyde waren von gleichem Alter, und beyde waren ihrer schönen Haare wegen merkwürdig, die auf ihren Schultern ausgebreitet lagen. Sie sungen, mit vieler Anmuth, Gesänge voller Zärtlichkeit. An einem Feste der Venus, das mit Spielen und Tanzen gefeyert wurde, giengen diese beyden Liebenden, aus Neugier, in den Tempel der Göttinn. Von da kamen sie in die bezaubernden Gärten, wo die symmetrisch gepflanzten Myrthen angenehme bedeckte Gänge formireten. Allein, sie nahmen an den üppigen Tänzen keinen Antheil, welche die Liebe von ihren Verehrern foderte. Sie waren nicht gewohnt, unzüchtige Lieder zu singen; und in der Zeit, daß die Luft von den freyen Gesängen der andern erschallte, sungen sie wechselsweise Lieder voller Tugend. Als sie die Göttinn hörete, erstaunte sie über so keusche Lieder, sahe sich im ganzen Garten herum, und fragte, was dieses für außerordentliche Gesänge wären; ob die Schamhaftigkeit noch nicht aus diesen Gegenden gewichen sey? ob sie die Bescheidenheit und Enthaltsamkeit vergeblich daraus verwiesen hätte; und ob man ihr trotzen wollte? Sie gebot, ganz entrüstet, ihrem Sohne,

seine Waffen zu ergreifen, und ihr diese bescheidenen Herzen zu erobern. Es geschahe. Die beyden Unglückseligen entflohen; und als sich Achantis von Amor verfolgt sieht, ruft sie den Beystand der Götter an. Ihr Wunsch ward erhört. Die Götter verwandelten sie in einen kleinen Vogel, welcher noch itzt den Namen der Nymphe führet. Spinus beklagete den Verlust seiner Gattin, und bat die Götter, ihn wieder mit ihr zu vereinigen. Auch dieses geschahe. Er verwandelte sich in einen aschgrauen Vogel; wogegen Achantis mit gelben glänzenden Federn bedeckt war. Dieses ist der Ursprung der beyden verschiedenen Arten von Canarienvögeln. Sie behielten nach ihrer Verwandelung ihre vorige Schamhaftigkeit und ihre Liebe zum Gesange, und erfülleten damit diese beglückten Gegenden. Wir wollen von diesem reizenden Geschlechte der Vögel einige ernsthafte Betrachtungen mittheilen.

Man kann die verschiedenen Arten der Canarienvögel leicht von einander unterscheiden. Einige haben graue Flügel, und diese Art wird für die gemeinste gehalten. Ihre Kehle ist stärker und männlicher. Die andern sind blendend gelb, und ihr Gesang ist schwächer und sanfter. Eine dritte Art ist gelb und grau gefleckt. Diese wird am meisten gesucht, weil ihr Gesang weder zu stark, noch zu schwach ist. Sie entsteht von einer Begattung eines Hahns und eines Weibchens von verschiedener Farbe.

Man kann die Geschlechter an der Verschiedenheit des Gesanges unterscheiden. Das Weibchen singt schwach, und hält keine an einander haltende Melodie, sondern hat nur ein abgesetztes Geschrey. Die Thöne des Hahns sind stärker; sein Athem ist länger, seine Kehle glänzender und sein Gesang melodischer.

Wenn aber das Alter herannahet, und sie ihr zehntes Jahr erreicht haben, so verlassen sie ihre Kräfte, und werden schwach und kränklich. Sie frieren beständig, und verlieren die Federn, so daß sie fast ganz nackend werden. An deren Statt bekommen sie harte Schuppen, und es erzeugen sich unten an den Klauen dicke Rinden. Alsdann bleibt der Vogel beständig unten

ten im Bauer, schleppt seine Flügel, flieht die andern Vögel, und versteckt den Kopf unter den Flügeln. Sein Gesang verliert alle Annehmlichkeit und Melodie, die er vorher hatte.

In ihrer besten Jugend halten sie selbst sehr viel auf ihre eigene Schönheit; und wenn man einen Spiegel in ihrem Bauer aufhängt, so kommen sie gleich herzu, bewundern sich mit Erstaunen, und legen sogleich mit dem Schnabel die Federn in Ordnung, die unrecht liegen.

Zu dieser Zeit singen sie auch am meisten. Bald singen sie mancherley angenehme Thöne und Cadenzen; bald singen ihrer viele zugleich, und antworten sich einander. Ihre Accente sind der Nachtigall ihren ähnlich, oder übertreffen sie vielmehr noch. Zuweilen machen sie ein lebhaftes und verworrenes, aber doch angenehmes Geschrey, und dann drohen sie, sich einander mit den Schnäbeln anzufallen, und sich mit den Flügeln zu schlagen. Ihre Klauen und Schnäbel sind die Waffen, womit sie zum Streite fliegen.

Was die Nahrung der Canarienvögel betrift, so muß man ihnen alle Morgen, gleich beym Aufgange der Sonne, Hirse und Rübesaat geben; und wenn sie nicht mehr Lust dazu zu haben scheinen, thut man ein wenig Zucker dazu. Man kann ihnen auch einige Lacktukenblätter, Hünerdärme, Kreuzwurz, Spickesaat und Biscuit geben, um ihren Magen zu stärken, und ihnen wieder Appetit zu machen. Allein, sie müssen von dem allen nur sehr wenig bekommen, damit sie sich nicht erhitzen.

Die Canarienvögel werden öfters vom Fieber befallen, und da muß man gleich nach der Ursache forschen, und Gegenmittel gebrauchen. Man kann es an der Traurigkeit des Vogels erkennen, daß er krank sey. Wenn sie das Fieber haben, und die kleine Erhöhung hinten auf dem Schwanze geschwollen ist; so werden sie matt, schweigen still, und geben nur zuweilen einige klagende Töne von sich. Alsdann muß man ihnen die kleine Erhöhung, aber geschickt, abschneiden; denn sonst sterben sie oft von dieser Wunde allein. Wenn sie das Reißen haben, muß man ihre Schenkel mit warmen Baumöle reiben.

Hat

Hat ein Vogel unter den übrigen eine tödtliche Krankheit, ſo muß er gleich in einen beſondern Keſigt gethan werden, damit er die andern nicht anſtecke. Zuweilen fällt die Krankheit bloß auf die Augen, und es überzieht eine weiße Haut den Augapfel, daß der Vogel erblindet. Dieſes Uebel iſt unheilbar. Oefters ſind dieſe Thiere mit der fallenden Sucht beſchweret, daß ſie wie todt herunter fallen, und dann um ſich ſchlagen. Wenn ein Canarienhahn ſeine Gattinn verlohren hat, ſo ſtirbt er nicht ſelten ihr nach, wenn er vorher ihren Tod mit traurigen Klagetönen bekannt gemacht hat.

Alle Jahr im Herbſte mauſtern ſich die Canarienvögel, wobey ſie alle ihre Federn verlieren. Alsdann muß man den Keſigt im Zimmer behalten, damit die Vögel ja nicht der Kälte ausgeſetzt werden, ſo lange ihre Leiber ſo nackend und bloß ſind. Sie müſſen alsdann keine kühlende Sachen zu freſſen bekommen; beſonders keine Lacktuken, wovon ſie ſterben würden. Ihr Körper hat zu dieſer Zeit der Wärme vonnöthen; ihr Magen iſt ſchwach, und löſet die unverdaulichen Speiſen nicht gut auf. Man muß alſo die innerliche Wärme bey ihnen auf alle Weiſe zu unterhalten ſuchen. Man muß ihnen ihr Futter lauwarm machen, und nur ſolches reichen, was ſie erwärmen kann. Alsdenn muß man die junge Zucht der Vögel beſonders wohl in Acht nehmen; denn es ſcheint, als ob dieſe Krankheit an ihnen alle ihre Wuth ausließe. Wie viele unglücklicher Weiſe unter einer böſen Conſtellation ausgekommene Junge werden nicht, ſobald ſie kaum das Leben erlangt haben, von dieſer Plage wieder dahin geriſſen. Zu der Zeit hört man keinen Geſang von ihnen; ſie ſcheinen alle erſchrocken und traurig zu ſeyn, bis ſich endlich die Federn mit dem Geſange wieder einfinden.

Es frägt ſich nunmehr, was bey Erziehung der jungen Vögel zu beobachten ſey? In den angenehmen Frühlingstagen vollziehen die Vögel ihre Begattung, und feyern ſie durch beſtändiges Singen. Alsdann ſchafft man kleine Körbe von Weidengerten, oder kleine hölzerne Näpfe in die Käſigte, wo die mit den zu legenden Eyern einzig beſchäftigten Vögel den Früh-

ling

ling erwarten, um ihre Nester zu machen. Zu dem Ende muß man ihnen Federn, Moos, Heu, Stroh und Haar umherstreuen; da man dann bald sehen wird, wie beyde Gatten mit ihren Schnäbeln und Klauen arbeiten, um für ihre zarten Jungen das Nest zu bereiten. Wenn es ihnen an Moos fehlet, so zupfen sie sich oft ihre eigene Federn aus, und legen sie ganz künstlich in die Körbe.

So bald das Weibchen Eyer gelegt hat, bleibt sie beständig auf dem Neste sitzen. Der Hahn ist alsdann in grösster Unruhe, damit die Gattinn das Sitzen nicht überdrüßig werde, und die Eyer verlasse; welche gar bald ihre Wärme und zugleich ihr Leben verlieren würden. Wann sie hungert, so bringt er ihr ihre Nahrung; welche er mit seinem Schnabel in den ihrigen hineinfüllet. Wenn sie aber endlich doch des Sitzens müde wird, so setzt er sich an ihre Stelle, bedeckt die Eyer mit seinen Flügeln, und erwärmt sie so lange, bis das Weibchen wieder kömmt, um ihn abzulösen. Man muß ihnen oft erwärmende Nahrung geben, damit die Mutter hinlängliche Hitze behalte, die Eyer auszubrüten. Nach vierzehntägigem Brüten kommen die Jungen zum Vorscheine; und wenn alles glücklich geht, so erhält man deren fünfe; denn mehr kommen nie von einer Bebrütung. Unter den Freudensbezeugungen der Alten fodern die Jungen ihre Nahrung, und sperren die Schnäbel auf. Alsdann nimmt man Biscuitkrumen und Eyerdotter, macht mit genugsamen Wasser einen Brey daraus, und streicht ihnen etwas davon mit einem kleinen Spatel in die Schnäbel. Wenn sie stärker sind, so gewöhnt man sie, daß sie mit dem Schnabel Hirsekörner zerbeißen lernen, die man ihnen in ihr ordentliches Futter mischet, so bald ihr Magen diese stärkere Nahrung vertragen kann.

Wenn sie anfangen rauch zu werden, und die ersten Federn bekommen, nimmt man sie aus dem Kefigte, und thut sie in einen andern; da oft die Alten auf eine neue Begattung bedacht sind. Doch geschicht dieses nie über fünfmal; da dann ihre Begattung aufhöret. Wenn man die Jungen nicht zeitig genug hin-

hinwegnimmt, so zupfet öfters die Mutter denselben ihre Federn zu einem neuen Neste aus, und befördert dadurch ihren Untergang.

Ich habe auf dem Lande einen Greis kennen gelernt, der aus langer Erfahrung wußte, wie man mit diesen Thieren umgehen muß. Er erzog zu seinem Vergnügen Vögel von allen Arten. Alle Morgen eilte er zu ihnen, um sie zu füttern, und sie kannten und begrüßten ihn fröhlich durch ihren Gesang. Er reinigte ihren Kefigt, indem er das unterste Brett von außen herauszog, und schabte die Stangen, worauf sie saßen, mit einem Messer ab. Er gab ihnen das reinste Wasser, und einem jeden Vogel seine ihm zuträgliche Fütterung; denn die Sorge für die Canarienvögel ist unendlich mannichfaltig. Oft spielte er ihnen auf dem Flageolet etwas vor, welches sie aufmerksam anhöreten. Zuweilen hieng er ihnen Federn, Stückchen Papier und Charten von allerley Farben in dem Kefigte auf, womit sie spielten, und sie mit den Klauen und Schnäbeln hin und her bewegten. Dann und wann ließ er sie im Zimmer frey herumfliegen, da sie ihm dann auf die Schultern und auf den Hut geflogen kamen, und sich mit den Füßen im Kopfe kratzten. Einige hacketen ihm an den Lippen, und fraßen Hirsekörner aus seiner Hand. Einige flogen singend bis zu ihm, sie bissen ihn, wenn er sie reizte, in den Finger; krochen in seinen Busen und in seine Kleider; kamen ihm wieder auf die Hand geflogen, wenn er sie rufte; hüpften von einem Finger zum andern, und bezeugten ihm auf tausenderley Weise die natürliche Liebe und künstliche Vertraulichkeit, welche sie gegen ihn hegten.

Der Arzt.

Hundert sieben und zwanzigstes Stück.

Brem. Beytr.

Seyd ihr nun recht beglückt zu preisen?
Geht schon das Wassertrinken an?

Mein Herr Arzt,

So bald ich nur aus der Ueberschrift Ihres 125sten Stückes ersehen hatte, daß diesen Tag die Gesundbrunnen an die Reihe kommen sollten: so bildete ich mir auch nichts gewissers ein, als daß Sie uns von dem neuen Gesundbrunnen zu Bramstädt Nachrichten mittheilen würden; und ich kann noch nicht begreifen, warum Sie desselben mit keinem Worte gedacht haben. Was könnte der Aufmerksamkeit eines Arztes wol würdiger seyn, als eine solche Entdeckung in unserer Nachbarschaft, die noch dazu schon so viel Aufsehens macht, daß jedermann davon redet? Ich bin sehr begierig, zu wissen, was Sie von diesem Wasser halten; und Sie sind gewissermassen schuldig, uns hievon Rechenschaft zu geben. Denn gesetzt, daß dieses Wasser besondere Arzeneykräfte besäße, so würden sie uns in der ganzen Nachbarschaft einen neuen Quell der Gesundheit anweisen; und dieses mag einem Arzte so schwer ankommen, als es immer will, so muß ers doch thun, wenn er den Charakter eines Menschenfreundes behalten will. Gesetzt aber, daß das Bramstädter Wasser keine sonderlichen Arzeneykräfte besäße, so würden Sie schuldig seyn, dieses Vorurtheil aus deutlichen Gründen zu widerlegen, um den Irrthümern des Publici zuvorzukommen. Sie wissen wol, wie es mit solchen neuen Entdeckungen zu gehen pflegt. Es giebt immer Leute, die sie bis an den Himmel erheben, und wieder andere, die sie

verwerfen. Das Waſſer zu Bramſtädt hat ſchon zwo ſolche ziemlich ſtarke Partheyen für und wider ſich. Diejenigen, ſo in dortiger Gegend geweſen ſind, verſichern, daß ſie auf allen Landſtraßen eine Menge kranker Leute auf der Wallfahrt nach dieſem Brunnen angetroffen haben. Der Ruf von den Curen, die dadurch bewerkſtelliget werden ſollen, nimmt täglich zu. Jedermann wird unruhig, und ſehnt ſich nach dem Ausſpruche der Aerzte. Es ſind viele Leute von hier und aus unſerer Nachbarſchaft dahin gereiſet, und ſie kommen alle, mit viel Erzählungen bereichert, zurück. Ein Mann, der mit dem Nierenſteine behaftet geweſen, ſoll das Waſſer getrunken, und große Hülfe davon verſpürt haben, nachdem es ihm Steine abgetrieben. Eine Perſon mit gelähmten Gliedern fängt nach dem Gebrauche des Waſſers an, ſie wieder zu bewegen, mit den Händen zu greifen, und auf den gelähmt geweſenen Füßen zu gehen. Ein lange Zeit taub geweſener Menſch ſoll ſein Gehör wieder erhalten haben, nachdem er ſich mit dieſem Waſſer das Geſicht gewaſchen, und etwas davon in die Ohren laufen laſſen. Eine Frauensperſon, welche mit einem Auge blind geweſen, fängt ſchon an wieder zu leſen, und beſſert ſich noch täglich. Dergleichen Nachrichten hören wir alle Tage. Allein, ich kann ſie nicht für gewiß ausgeben, weil ſie auf einem bloßen Rufe beruhen. Dieſer Ruf müßte indeſſen Sie, mein Herr, aufmuntern, die Wahrheit zu entdecken; und das hieſige Publicum würde Ihnen allemal dafür verbunden ſeyn, die Entſcheidung möchte nun für oder wider dieſes Waſſer ausfallen. Ich empfehle Ihnen die Sache aufs angelegentlichſte, und verharre, ꝛc.

R. F.

Antwort.

Ich erkenne meine Schuldigkeit gegen das Publicum, wozu mich der Plan meiner Wochenſchrift verbindet, von Herzen gerne, und hoffe auch, daß ich dereinſt noch beſſer, als itzt, im Stande ſeyn werde, derſelben in Abſicht des Geſundbrunnens zu Bramſtädt ein Genüge zu leiſten.

Die

Digitized by Google

Die Entfernung des Ortes von ungefähr 6 Meilen würde wenigstens ein paar Tage erfordern, wenn ich ihn selbst in Augenschein nehmen, und bey der Quelle untersuchen wollte. Ich habe es bisher noch nicht möglich machen können, diese Reise zu thun; und dies ist weder ein Vorwand, noch eine Ausflucht. Was ich bisher von den Wirkungen dieses Wassers gehört habe, sind bloße Gerüchte gewesen, die auf eben solche Curen hinauslaufen, als die oberwähnten sind. Von den Personen, welche curirt zu seyn vorgeben, habe ich noch keine selbst gesprochen; und wenn ich sie auch gesprochen hätte, so würde doch wol nur wenig darauf zu bauen seyn. Die meisten sind arme und geringe Leute, von welchen jedermann weiß, daß sie das Wunderbare lieben, und gern vergrößern; daß sie der Betrug der Ursachen unaufhörlich täuschet, und daß sie nur allzu gern die Geschichte ihrer Krankheiten und Curen so erzählen, wie sie sich den Zusammenhang beyder einmal in den Kopf gesetzt haben. Die ersten zuverläßigen Beobachtungen von der Wirkung solcher Wasser müssen von Aerzten selbst mit solchen Kranken angestellt werden, von welchen sie die ganze Geschichte und die Natur ihrer Krankheit vorher gewußt, den Gebrauch des Wassers selbst mit angesehen, alle Umstände wohl erwogen, und die täglichen Wirkungen des Gebrauchs kunstmäßig beobachtet haben. Alles andere sind unzuverläßige Gerüchte, welche zu sonst nichts dienen, als nur die Naturforscher aufmerksam zu machen. Wofern das Wasser zu Bramstädt in der That solche große Dinge thut, als man itzt im ersten Tumulte davon rühmet; so zweifle ich nicht, daß sich die Herren Aerzte, welche in der Nachbarschaft wohnen, gar bald eine so schöne Gelegenheit zu Nutze machen werden, sowol ihrem Lande, als auch dem kranken Theile des Publici, durch die Bekanntmachung dieser wichtigen Entdeckung einen ansehnlichen Dienst zu leisten. Alsdann werden wir erst etwas Zuverläßiges aus der Erfahrung

wissen können, und bis dahin werde ich mein Urtheil über die Erfahrungen, die man so sehr rühmet, billig zurückhalten.

Die Brunnencuren können bey vielen Kranken von großem Nutzen seyn; gesetzt auch, daß sie nichts anders, als ein unschuldiges reines Quellwasser, tränken. Die Reise, welche die Kranken unternehmen, um sich des Wassers an der Quelle zu bedienen, gewährt ihnen einen zwiefachen Vortheil, welcher allein ausnehmende Wirkungen hervorbringen kann, nämlich den Genuß neuer frischer Luft, und die Leibesübung. Die Wohnungen des geringen Volks sind gemeiniglich Sümpfe von unreiner ansteckender Luft, wovon sie nicht nur eine ziemliche Anzahl, sondern auch zuweilen recht gefährliche Krankheiten auszustehen haben. Wenn ein Handwerksmann, der seine Arbeit in seiner Schlafstube verrichtet, und oft die ganze Woche hindurch keine reine Luft riecht, einmal hinaus ins freye Feld kommt; so lebt er neu auf, wie ein Karpfe, der von der Fischbank wieder in seinen Teich gelassen wird. Neue Kräfte scheinen ihn zu durchdringen, und was er athmet, sind Lebensgeister. Was muß sich ein solcher Mann auf dem Wege nach Bramstädt nicht schon im voraus von der Brunnencur versprechen, wenn er, wie ein fallender Stein, sich mit gleichförmig zunehmenden Kräften dem Orte seiner Bestimmung nähert. Mit dieser neuen Luft, die er athmet, und die ihn so wehlig macht, wie ein Sonntag, vereiniget sich der Vortheil, den ihm die Leibesbewegung schafft; und wenn er entweder zu Fuße, oder auf einem elenden stoßenden Fuhrwerke nur erst den halben Weg von Hamburg nach Bramstädt zurückgelegt hat, so wird er selbst sagen, daß er wie neugebohren sey, gleichwie der Hofrath Stahl gesagt haben würde, daß sein Blut in der Vena Portä Porta Malorum wohl umgeschüttelt worden wäre. Ein Hypochondrischer, Melancholischer, Cachectischer, Gichtischer,

Fet-

Digitized by Google

Fetter, ein Mann von schwachem Magen, ein Windsüchtiger und ein kränklicher Stubensitzer kann gewiß schon auf dem Wege nach Bramstädt sein Heil finden, gesetzt, daß er auch vor der Quelle wieder umkehrte, und nach Hamburg zurückreisete. Solche Wunder kann man von einer ungewohnten Leibesübung in einer freyen Luft ganz allein erwarten. Aber dieses sind noch nicht alle Vortheile der Brunnentrinker. Die Zerstreuung des Gemüths und die Abwendung der Gedanken von allen täglichen Geschäfften sind eine neue Panacee für viele Krankheiten. Man kann kaum glauben, was oft ein Mann für Noth hinter sich läßt, der nach dem Brunnen reiset; bald Mangel, bald Schulden, bald Gram, bald Zank, bald eine kranke Frau, bald gar eine gesunde, bald eigene Kinder, bald fremde, und, was noch das Beste ist, bald nichts. Kaum ist er vor die Stadt gekommen, so vergißt er alle seine Noth, hat wenig, und doch alles, findet in jedem Kruge Bier, bey jeder Kanne einen Schwätzer, und in jedem Glase Branntewein einen Schluck Lethe, wovon er Frau und Kinder, sein Haus und all sein Elend vergißt. Dieses lustige Leben von zween bis drey Tagen macht ihm die Brunnencur zu einer Art von hohem Feste, welches zu guten Absichten bestimmt ist, und wovon er doch betrunken nach Hause kommt. Ich weiß gewiß, daß viele schwere und langwierige Krankheiten der Menschen dadurch allein vertrieben werden, daß man sie vergessen lehrt, was sie wirklich sind, und daß sie nur eine kurze Zeit aufhören zu seyn, was sie bald wieder werden werden. Diese glückliche Zerstreuung des Gemüths hat noch mehr Antheil an den Brunnencuren, wenn die Oerter, wo der Brunnen getrunken wird, zugleich Lustörter sind, wo man unter den Arten ungewohnter Vergnügungen die Wahl hat. Die schönen Spatzierwege, die vergnügte Gesellschaft, die Lustspiele, die Bälle, und so viel andere Lustbarkeiten, womit sich die Brunnengäste die Zeit ver-

treiben, tragen gewiß zur Cur vieler Kranken weit mehr bey, als die gesundesten Wasser. Hierzu kommt noch das sinnliche Vertrauen, womit man solche Curen gemeiniglich anfängt. Ein Kranker, der nichts sehnlicher wünscht, als seine Genesung, glaubt nichts leichter, als daß er genesen werde, wenn er auch nur vom schwächsten Scheine der kleinsten Hoffnung dazu überredet wird. Es weiß aber auch jedermann, daß keine Arzeney besser gedeyet, als die man mit einer sehr lebhaften Zuversicht gebrauchet. Wenn Leute von Pillen aus Brodtkrumen purgiren können, weil sie solche mit der gewissen Zuversicht nehmen, daß sie davon purgiren werden; so kann auch leicht ein anderer Kranker von einem neuen Gesundbrunnenwasser eine Wirkung verspüren, die ihn entweder wirklich, oder doch eine Zeitlang in seiner Einbildung gesund macht. Zu diesem allen kommt nun noch die Veränderung der Lebensordnung, welche oft einzig und allein daran Schuld seyn kann, daß ein Mensch, so lange er zu Hause bleibt, von seiner Krankheit nie genesel. Eine jede Veränderung in der Lebensordnung wirkt, wie eine Arzeney, bey vielen zu ihrem Schaden, bey vielen zu ihrer Besserung. Die neue Lebensart auf Reisen und an einem fremden Orte, besonders bey einem Gesundbrunnen, wo die Lebensart der Gesundheit gemäß verändert werden muß, setzet den ganzen Zustand des Leibes in ein anderes Geschick. Ungewohnte Speisen und Getränke erfordern andere Verdauung und machen andere Nahrungssäfte. Ungewohnte Stellungen und Bewegungen des Leibes bringen hier Fäserchen in Bewegung oder zur Ruhe, die ehedem entweder zu wenig oder zu viel angestrengt worden, und befreyen dort ein bedrücktes Eingeweide, das für die Profeßion oder angewöhnte Stellung seines Besitzers leiden mußte. Andere Arten der Ermüdung machen eine bessere und erquicklichere Ruhe, als die man gewohnt ist. Wer der Arbeit oder des Tanzes

nicht

nicht gewohnt ist, der schläft nach einem Spaziergange, oder, wenn er von einem Balle zurückgekommen ist, bis an den hellen Morgen, ohne von seinen Sinnen etwas zu wissen. Alles dieses sind für kränkliche Leute sehr heilsame Veränderungen. Keine unter allen aber kann mehr dazu beytragen, daß sie in kurzer Zeit eine merkliche Besserung spüren, als die Beförderung und Vermehrung der natürlichen Ausführungen, welche auf eine solche neue Lebensart erfolget. Ein paar Tage, worinn man dieselbe fortsetzet, können die Verstopfung des Leibes, die Windsucht, und alle davon herrührende Ungelegenheiten vertreiben. Ein einziger solcher Tag kann die unmerkliche Ausdünstung wieder herstellen, wovon augenblicklich die Glieder wieder leicht werden, und alle Kräfte zu wachsen scheinen; und wenn der Urin häufiger abgehet, als gewöhnlich, so wird durch diese beyden Ausführungen das Geblüt zugleich von einer Schärfe befreyet, welche bey vielen der einzige Grund aller ihrer Ungesundheit ist.

Wenn nun zu einer solchen neuen und gesunden Lebensart noch der Umstand hinzukommt, daß man sich eines reinen und frischen Wassers in ungewohnter Menge, und noch dazu nüchtern, bedienet: so werden hierdurch alle natürlichen Ausführungen desto mehr befördert; die dicken zähen Säfte werden verdünnet, die scharfen gereiniget; der Magen und die Gedärme werden wohl ausgespühlet und gesäubert, und die Erfrischung, welche das Wasser mittheilet, vermehret den Ton der Fäserchen, und giebt eine erquickende Stärkung. Man kann leicht denken, was ein Magen, der sonst alle Morgen einen Kessel voll heißes Wasser empfangen hat, und der davon äußerst erschlafft ist, empfinden müsse, wenn man ihm nüchtern eine Menge kühles Wasser bietet, das er, bey einer dazu wohl eingerichteten Lebensordnung, aufs beste annimmt, und wovon er ganz neue Fähigkeiten bekommt. Gewiß, wenn man alle diese Vortheile der Brunnentrinker zusammennimmt,

so kann man sich gar nicht wundern, wenn sie sich dadurch in kurzer Zeit von einer Menge sehr beschwerlicher Krankheiten befreyen, und eben so viele verhüten. Wie viele Krankheiten findet man nicht in den medicinischen Geschichtbüchern, die bloß durch den Gebrauch des reinen Quell- oder Brunnenwassers gehoben worden sind! Welch eine Menge derselben kann nicht die Veränderung der Lebensart, die Leibesübung, die Beförderung der Ausdünstung, des Urins und der Leibesöffnung, der Genuß einer reinen Luft, eine gute Diät im Essen und Trinken, und die Zerstreuung und Ermunterung des Gemüths allein heben? Wo nun aber alle diese Vortheile zugleich statt finden, wie bey den Brunnentrinkern, da ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß unter 100 Krankheiten wenigstens die Hälfte curiret, und noch mehrere erleichtert werden müssen, wenn man auch gleich annimmt, daß das Wasser, welches man trinket, nur schlechtes reines Wasser wäre, das gar keine besondern Arzeneykräfte besäße.

Solchergestalt würde ich nicht zweifeln, daß der Gebrauch des Brunnens zu Bramstädt vielen kränklichen Leuten sehr heilsam seyn könnte, wenn ich auch gleich gewiß wüßte, daß er nichts weniger als ein Gesundbrunnen wäre. In dieser Absicht kann ich ihn immer empfehlen; und ich würde dieses mit noch mehr Einschränkung und Zurückhaltung thun müssen, wenn er wirklich etwas mehr als ein gemeines Wasser wäre. Die mineralischen Wasser besitzen große Arzeneykräfte; folglich schicken sie sich vergleichungsweise viel weniger für Gesunde zum diätetischen Gebrauche, und für Kranke zur Cur, als das schlechte gemeine Wasser. Alle Gesunde und die meisten Kranken dürfen Brodt essen, weil es so wenig Arzeneykräfte besitzt. Der Wein, der deren schon mehrere hat; der Branntewein, der ihn noch übertrifft, und endlich gar die wirklichen Arzeneyen können nur von sehr wenigen ohne Gefahr, und müssen stets mit vieler Behutsamkeit

ge-

Digitized by Google

gebraucht werden. Eben so ist es mit dem unschuldigen Wasser in Vergleichung mit den mineralischen, welche wahre und starke Arzeneyen sind. Wenn der Bramstädter Brunnen reines Wasser ist, so kann halb Hamburg hinreisen, um sich seiner zu bedienen; und die meisten werden mit Zufriedenheit zurückkommen. Ist er ein mineralisches Wasser, so wird er kaum dem zehnten Theile unserer Kranken dienlich seyn. Wenn daher ein neuer Brunnen den Ruf hat, daß er alle Arten von Krankheiten heilet oder erleichtert, so ist immer ein großer Verdacht gegründet, daß sein Wasser wenig Arzeneykräfte habe. Ein Gesundbrunnen von großen Kräften macht im Anfange gemeiniglich mehr Leute krank, als gesund; so wie solches eine noch unbekannte starke Arzeney thun würde, deren sich jedermann ohne Vorsicht zur Probe bedienen wollte. Ich hätte um deswillen gewünscht, daß von unserm Bramstädter Brunnen nicht gleich ein so allgemeiner Ruhm von lauter Wundercuren erschollen wäre, weil mir dieses mehr Hoffnung gegeben haben würde, in ihm eine wahre mineralische Quelle zu finden. Er sey aber gleich nichts weniger, als dieses, so werde ich ihn dennoch empfehlen, eben darum weil er nicht viel besser, als gemeines Wasser, ist. Es werden zwar einige antworten, daß sie, um reines Wasser zu trinken, nicht erst nach Bramstädt zu reisen brauchten. Allein, wohl zu verstehen, eben diese Reise von sechs Meilen macht das Wasser zu einem Gesundbrunnen; und um ihrentwillen sollten die Hamburger nach Bramstädt, und die Bramstädter nach unserm Gesundbrunnen in Ham und Horn reisen, wenn sie die Wassercur gebrauchen wollten.

Mein Herr Correspondent R. F. wird sich mit allen diesen Betrachtungen noch nicht zufrieden stellen lassen. Er will eine Entscheidung von der Natur und Tugend des Bramstädtischen Wassers haben, und ich soll nichts ermangeln lassen, die Wahrheit zu entdecken. Ich will die-

Digitized by Google

ses gern versprechen. Allein, die Wahrheit läßt sich ungern finden, und alle Leute, die sich um sie bekümmern, wissen, wie lange man ihr gemeiniglich vergebens nachläuft. Ich habe indessen doch den ersten Schritt gethan, sie zu suchen; und vielleicht wird mein Beyspiel andere reizen, die mehr Geschicklichkeit und gelegenere Umstände, als ich, haben, um in dieser Untersuchung fortzufahren.

Nach vieler Mühe habe ich etliche Flaschen von dem Bramstädter Wasser erhalten, und mit diesen habe ich einige der leichtesten Proben angestellt, die ohne große Umstände sogleich aus der Hand gemacht werden können. Diese Proben will ich beschreiben. Allein, ich kann sie nicht für ganz zuverläßig ausgeben. Denn, da ich das Wasser, in der Entfernung von sechs Meilen, von unbekannten Händen erhalten, so weiß ich nicht genau, ob es zween, drey oder mehr Tage alt gewesen. Ich weiß nicht, mit welcher Behutsamkeit oder Nachläßigkeit es bey der Quelle geschöpft, ob es, wohl verwahrt; transportirt worden, und in welchen Gefäßen, und unter welcher Verwahrung es aufbehalten gewesen. Man weiß, daß viele Versuche mit mineralischen Wassern bey der Quelle bestehen, die mit verführten Wassern nicht mehr gelingen. Man weiß, daß der mineralische Geist der Gesundbrunnen, der ihnen die größten Tugenden giebt, sehr schnell verfliege, und daß selbst die Betrachtung der Gegend, wo eine Quelle entspringt, nicht wenig zur Erläuterung ihrer Tugenden beytrage. Daher bleiben diese ersten Versuche immer noch unentscheidend.

Ich habe dreyerley verschiedene Flaschen Bramstädter Wasser von verschiedenen Personen erhalten, und mit jeder Sorte alle Versuche angestellet. Das eine war in einem Weinfasse, worinn ehedem rother Wein gewesen, anhero gebracht worden. Vom andern weiß ich den Transport gar nicht. Diese beyden Wasser waren stinkend, und gaben bey allen Versuchen übereinstimmige Resultate. Ich

werde

werde sie also, ohne Unterschied, das stinkende Wasser nennen. Beyde Flaschen waren sehr schlecht verstopft, und die dritte war auch bloß mit einem Korke versehen, der sich mit zween Fingern ohne Mühe ausziehen ließ. Indessen war dieses letzte Wasser so eben frisch von der Reise gekommen, und hatte keinen übeln Geruch.

Das frische Wasser sahe blaulicht und etwas trübe von verschiedenen Unreinigkeiten, welche darinn herumflogen, und die sich, wenn es stand, wie ein subtiler Moder im Regenwasser, zu Boden legten, vermuthlich, weil der Quell etwas unrein und aufgerührt gewesen. Man sagt, daß sich bey der Quelle ein Sand aus dem Wasser zu Boden lege, welcher auf der Zunge schmelzen soll. Ich habe in den kleinen Portionen, die ich vom Wasser erhalten, nichts dergleichen entdecken können. Das stinkende Wasser sahe klärer und reiner aus, weil sich der Moder mehr zu Boden gesenkt hatte. Beym Umschütteln ward es eben so trübe, wie das frische. Sein Gestank glich dem von Eyern, welche in Salzwasser gekocht worden sind, und warm aufgeschnitten werden. Das frische Wasser roch ein wenig muddig, welches aber von der Bouteille gekommen seyn kann, wenn sie vorher nicht rein ausgespühlt worden ist. Der Geschmack des frischen Wassers ist eben derselbe, wie von einem Moorwasser; und es schien, als ob es hinten am Gaumen einige Trockenheit und ein kleines Zusammenziehen verursachte. Ich habe die Flaschen fest verstopft, und stark geschüttelt, aber beym Eröffnen derselben nicht die geringste Spur von einer Gährung, oder von aufsteigenden Dünsten bemerkt.

Wenn man mit dem frischen Wasser Violensyrup vermischet, so erhält es eine grüne Farbe, welches ein Beweis ist, daß etwas Laugenhaftes darinn seyn müsse. Das stinkende Wasser ward von dem Violensyrupe blau gefärbt, wie gemeines Wasser. Ich habe diesen Unterschied beyder Wasser in oft wiederholten Versuchen immer einerley gefunden.

Um

Um diesem laugenhaften Wesen im frischen Wasser weiter nachzuspüren, vermischte ich es mit dem in reinem Wasser aufgelöseten Sublimate des Queckſilbers, wovon die laugenhaften Substanzen eine Pommeranzenfarbe annehmen. Allein, das frische Wasser zeigte nach dieser Vermischung eben so wenig, als das verdorbene, dergleichen Farbe.

Mit Citronsäure, mit Eßig, mit Rheinweine und mit Vitriolgeiſte vermischt, wallete weder das frische noch verdorbene Wasser auf, veränderte auch seine Farbe nicht, sondern verhielt sich vollkommen so, wie gemeines Wasser.

Der aufgelöſete Vitriol machte beyde Wasser etwas trübe, wie gemeines Wasser, verursachte auch keinen schwärzlichten Bodensatz, wie wol zu geschehen pflegt, wenn in einem Wasser giftige arsenicalische Theile vorhanden sind.

Das Pulver von Galläpfeln färbte keines von beyden Wassern weder purpurfarbig noch schwarz, woraus zu schließen, daß es keinen Eisenvitriol in sich enthalte. Eben so blieb es auch vom Thee unverändert.

Das aufgelöſete Lackmuß färbte das Wasser beyder Arten blau, und es war darinn nur ein schwacher Schimmer von einer röthlichen Farbe zu spüren. Wenn das Wasser eine vitriolische Schwefelsäure in sich enthielte, würde es davon roth geworden seyn.

Das zerfloßene Weinſteinöl schlug nichts von beyden Wassern zu Boden, und veränderte sie gar nicht; ein Zeichen, daß sich keine kalkartige Erde in diesem Wasser befindet.

Daß es indessen fremde Theile in sich enthalte, beweiſet die Milchfarbe, welche beyde Wasser trübe machte, so bald man aufgelöſeten Bleyzucker damit vermischte. Das gemeine Wasser litte von dieser Vermischung eben dieselbe Veränderung.

Dieses sind die ersten unvollkommenen Versuche, welche ich mit dem Bramstädtischen Brunnenwasser angeſtellt habe.

habe. Denn der schon erschöpfte Vorrath des Brunnenwassers nöthigte mich, es bey diesen ersten Proben bewenden zu lassen; und wenn ich nicht, wegen der oberwähnten Umstände noch in Zweifel gehalten würde, ob die Versuche vielleicht bey der Quelle anders ausfallen möchten: so würde ich schon itzt in großer Versuchung seyn, das berühmte Bramstädter Wasser für nichts bessers, als ein ehrliches Moorwasser auszugeben, das eine geringe Beymischung von einem laugenhaften Wesen besitzet. Bey so bewandten Umständen aber würde mein Urtheil sehr übereilt seyn; und daher will ich meine Versuche selbst für unfähig erklären, um eine Entscheidung daraus herzuleiten. Alles, was daraus geschlossen werden kann, besteht darinn, daß das Bramstädter Wasser, wenn es sechs Meilen verführt, nicht sonderlich verwahrt worden, und einige Tage gestanden hat, die obigen Eigenschaften besitze, welche es gewiß in nichts Wesentlichem von einem gemeinen laugenhaften Moorwasser unterscheiden. Die Herren Aerzte oder Chymisten, welche in der Nähe des Brunnens wohnen, oder Gelegenheit haben, es bey der Quelle zu untersuchen, würden dem Publico ihre Dienstfertigkeit beweisen, wenn sie ihre Versuche entweder besonders, oder auch durch gegenwärtige Blätter bekannt zu machen beliebten. Ich erbiete auch denenjenigen den Raum meiner Blätter, welche von dem Gebrauche dieses Wassers, es mag nun gut, oder schlecht, oder auch nichts gewirkt haben, glaubwürdige und mit Certificaten von Aerzten oder andern glaubwürdigen Personen versehene Nachrichten und Zeugnisse darbringen können. Da man noch fortfährt, meine Blätter zu lesen, so halte ich diesen Weg für einen der bequemsten und kürzesten, um entweder das hiesige Publicum mit den neuen Hoffnungen zu erfreuen, die ihnen ein so wohlgelegener Gesundbrunnen machen könnte, oder es auch wider die falschen Gerüchte zu verwahren, die itzt aus einem Hause ins andere fliegen, und manchem

eine

eine unnöthige Reise verursachen. Inzwischen widerrathe ich keinem diese Reise, wer nur mit großen Hoffnungen eine Wassercur versuchen, oder eine Lustreise thun, oder auch nur einen Roland sehen will.

* * *

HochgEhrter Herr und lieber Freund,,

Es sind nun wohl 15 Jahr das ich mit einem Prager Studentten nach Wien reißte, welches wohl wehnig der andern Gregoriussen gethan haben; daher ich auch vieles prostituiret, was einer nicht lernen kan, der nicht auf Reißen geht. Alß wir von Prage nach Wien gingen atrabirten wir underwegens auf eine Inssel, wo die grösten Schild-Kröten so zahm als Hunde bey unß rumgingen. In den Spitakel dieser Inssel fanden wohl 400 Baziendten, mit Deschperaden Kranckheiten, davon ich in 24 Stunden wohl auf die 300 jecorirt habe. Ihr Horin war so roth als Bluth und ihre Experimente hatten einen sehr übeln Geruch mit Betätschen und die Sentery, und wären so malitiöse, das in meinem Präsenz über die Hälfte des Spitakels ausstirb. Von da reiseten wir noch weit und breit über verschiedene Ostseeen, wo von einem vornehmen Wilden ein Ongwent geschenckt bekam, so alle innerliche und außwendige Schäden den Augenblick heilet. Der nahm sich meiner an, wie mein Vather, war ein alter Jsegriñ, der aber gute Künste wuste, und auf sein gut ladeinsch zu mir sagte Hichæchoc mensarum mensis Panis Penis piscis, und wie es weiter laudet, welches mir zum Glück alles wohl bekand war, daß er Fiduzie zu mir faßte und mir das Ongwent offenbahrde. Um abers mit diese fürtrefliche Banascee mehr Leuten zu dienen habe mich hieher nachher Odenz begeben und leb hir in Wolstand als ein Paar Ohn. Hiermit courier ich alle fystolas lacromas in Packtarm und ander Orten, nebst die vennerischen Seichen, worann in Wien wohl 200 Jezuiters jecorirt habe, in Zeit

von

von 5 bis 5½ Minuetten. Von der Ader Pfy der Kinder muß in zwey Tagen keine Spur mehr nach ſeyn, wie auch von die Schwindſucht und Hectica, inpudentia verilis, Scabies cananæa, ſtuprum cruentum, hemirodes, Hämops, Bier a pißmuß, Schneider-Kurage, Occſtruction und die innerliche Colica. Von dieß alles und alle mügliche Kranckheitsgebrechen der Leute hab ich ein hocherkantes Brivelegum, daß ich ſie alle coriren kann und muß ohne einzige Außnahm, wenn ſie auch ſchon halb verweeſt wären; und damit dieſes zu Jedermanns Wißenſchaf gedeyhe, ſo habe dieſe gegenwärtige Briefſtellunge an EE. abgelaſen, damit Sies können bekandt machen und addreſſiren, daß ich daß Ongwent entfangen habe von einem Wilden Nahmens Chriſtoffer. Wenn Sie es nur anzeichen wollen, ſo will ſich wohl Volcks genug finden, die kauffen: denn ich hab ſchon mehr auf gleiche Weyß verkaufft, und ſind viel Wunderkouren von mir geſchehen, daß alſo kein Zweifel, wie ſolches von dem rechten Wilden-Chriſtoffer-*Ongwent* ſey, welches alle Nababs und der Oberſte Clive beſtändig in die Taſche tragen, und mit nachher Eurohpa gebracht haben, als ein Orcanum. In Hamburg wird alles verkauft, waß in die Zeitung ſteht, und iſt nicht zu fürchten, das ſo bald klüger werden mögten, bis etwas anders erfunden haben werde. bin allſtetes unter verſteckte Nahmen

Caſtrum Doloris.

* * *

Mein Herr,

Wiſſen Sie, wie ich bey der großen Menge Ihrer Lebensregeln Diät halte? Ich laſſe mir aus allen Ihren Blättern die wichtigſten Maximen auszeichnen, und ſchreibe dieſelben auf kleine Zettel, welche mein mediciniſches Schatzkäſtlein ausmachen. So oft ich des Morgens aufſtehe, ziehe ich mir einen ſolchen Spruch aus, den ich denſelben ganzen Tag im Gedächtniſſe behalte, und nach Möglichkeit ausübe. Solchergeſtalt

gestalt hoffe ich nach und nach alle Ihre Regeln zu erfüllen; welches mir sonst unmöglich seyn würde, weil ich sie nicht alle behalten kann. Eben so halte ich es mit meinen Pflichten für die Seele. Denn da deren nicht weniger sind, als derer für den Leib, so hoffe ich ebenfalls sie noch mit der Zeit nach und nach alle zu erfüllen, wofern nur mein Leben so lange zureicht, als der Spruchkasten, und ich nicht zu oft einerley Zettel greife. Zuweilen passen sich freylich diese Denksprüche sehr schlecht auf meine Umstände. Ich griff neulich mitten im kalten Fieber eine Ermahnung zur Keuschheit aus Ihrem 122sten Stücke, und vor dem Jahre mitten in den Hundstagen eine Anweisung, wie man das Erfrieren der Glieder verhüten könne. Allein, es ist hieran wenig gelegen. Ich stelle mir den Menschen in seinem Lebenslaufe wie einen Magen vor, welcher seine Schuldigkeit thut, wenn er dasjenige wohl verdauet, was ihm der Schlund alle Tage zuführet, ohne sich darum zu bekümmern, ob das, was ihm geboten wird, ihm in seinen jedesmaligen Umständen überhaupt zuträglich sey, oder nicht. Mein Spruchkasten ist mein Schlund; ich bin sein Magen. Ich verdaue alles sehr gut, was er mir jeden Tag sendet; und daß er mir Kraut und Rüben durch einander sendet, das ist eine Sache, die vom guten Glücke, und nicht von mir, abhänget, indem ich das nur redlich thun muß, was ich greife. Ich spreche so, weil ich mit einem Arzte rede, welchem ein solches Gleichniß am faßlichsten ist. Hätte ich einen Philosophen vor mir, so würde ich, wie **Epictet**, sagen: Ich lasse mir alle Tage eine Rolle geben, die ich auf meinem Schauplatze wohl spiele, ohne mich zu bekümmern, ob sie sich auf meinen Schauplatz und für mich schickt. Diese Sorge gehört für den, der mir die Rollen austheilet. Der Gebrauch des medicinischen Spruchkästleins muß also billig jedermann angepriesen werden, und ist in der Diät eine eben so sinnreiche Erfindung, als in der moralischen Lebensordnung. Diese Anpreisung überlasse ich Ihnen, und bin, ꝛc.

Barthel Ziehbengel.

Der Arzt.

Hundert acht und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Hier wird auf strenger Gluth geschiedner Zieger dicke,
Und dort gerinnt die Milch, und wird ein stehend Oel;
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Molke,
Dort trennt ein gährend Saur das Wasser und das Fett;
Hier kocht der zweyte Raub der Milch dem armen Volke,
Dort bildt den neuen Käs ein rund geschnittnes Brett.

Unter allen thierischen Säften wird nicht leicht einer gefunden werden, der den Menschen auf mannichfaltigere Weise nützlich wäre, als die Milch. Sie ist das allgemeinste Nahrungsmittel der Thiere, die lebendig gebohren werden, und wenige Menschen erwachsen ohne sie. Sie ist noch im Alter unsere Speise, unser Getränk, unsere Arzeney, unsere Stärkung und unsere Erquickung. Ihr Oel giebt uns die Butter, ihre Erde den Käse, ihr Wasser die Molken, ihr Salz den heilsamen Milchzucker. Man würde mich mit völligem Rechte tadeln können, wenn ich in meinen Blättern diese nützliche Materie unbetrachtet ließe.

Die Milch wird in den Brüsten der säugenden Thiere, vermittelst besonderer Drüsen, aus ihrem Blute abgesondert. Sie gleichet gewissermaßen dem Nahrungssafte, der in unsern Gedärmen durch die Verdauungskräfte aus den Speisen abgeschieden, und ins Blut geführet wird. Allein, sie ist zugleich mit dem wässerigten Theile des Blutes vermischt, und unterscheidet sich noch besonders dadurch von dem Speisesafte und andern thierischen Säften, daß sie bey der chymischen Zergliederung kein flüch-

tiges kalisches Salz giebt, ob sie gleich sonst sowol saure, als Mittelsalze in sich enthält. Diesen Umstand hält Herr Macquer für das eigentliche Unterscheidungszeichen der Milch vom Milchsafte aus den Speisen. Von dem letztern erhält die Milch, nach Boerhaavens Urtheile, ihr Oel, von dem dünnen Wasser des Blutes aber ihre Wässerigkeit; und durch diese Vermischung wird sie nicht nur dünner, als das Blut, sondern auch dünner, als das Blutwasser selbst. Daß aus einer solchen innigen Vermischung eines Oels mit dem Wasser eine Milch entstehe, solches beweiset die Verfertigung der Mandelmilch aus dem Oele der Mandeln, wenn es durch Reiben mit dem Wasser vereiniget wird.

Wenn man die Bestandtheile der Milch genauer untersuchet, so findet man, daß sie aus einem Oele, aus Wasser, aus Erde, aus Salze und aus einem Schleime zusammengesetzt sey. Diese Theile lassen sich durch leichte Handgriffe von einander absondern und besonders zeigen. Die Scythen verstunden diese Kunst schon; denn Hippocrates saget, daß sie die Milch geschlagen, und solchergestalt ihre Theile von einander geschieden haben. Das, was hernach oben schwamm, war der Rohm, das Oel, oder die Butter; was in der Mitte schwebte, waren die Molken, das Milchwasser; was sich aber zu Boden legte, war Erde oder Käse. Was das Salz betrifft, so werde ich unten Gelegenheit haben, zu zeigen, wie man es aus der Milch herausbringen könne; und itzt ist es genug, wenn ich nur den süßen Geschmack der Milch anführe, welcher die Gegenwart des Salzes in derselben unwidersprechlich beweiset. Daß aber endlich auch ein Schleim in der Milch sey, siehet man bey der Verfertigung der ersten Molken, welche nicht anders, als durch oft wiederholtes Durchseigern, von ihrem Schleime befreyet werden können.

Daß

Daß die Milch nahrhafte Kräfte besitze, folglich zur Speise dienen könne, ist unnöthig zu erweisen, da alle säugende Thiere und alle unsere Kinder in ihrer ersten Lebenszeit ganz allein durch sie ernährt werden. Sie kann auch erwachsene Personen allein unterhalten; wie solches aus dem Beyspiele des Philinus beym Athenäus erhellet, welcher lange Zeit, ohne alle andere Speise, von bloßer Milch gelebt hat. Wie kann dieses auch wol anders seyn, da sie aus den Bestandtheilen unsers eigenen Körpers zusammengesetzt ist, und aus eben der Masse besteht, die unserm Körper Wachsthum und Gedeyen giebt? Sie ist selbst ein schon ausgearbeiteter thierischer Saft, der sich sehr leicht in seine Bestandtheile auflösen läßt, und den die Natur den Thieren zur Nahrung angewiesen hat. Wenn ein Nahrungsmittel, das solche Vorzüge besitzt, nicht angepriesen werden sollte, so würde kein gutes auf Erden seyn. Allein,

wir wandeln oft in Gift die Mittel der Erhaltung;

und um deswillen muß ich meinen Lesern von dem Gebrauche der Milch einige nützliche Anmerkungen mittheilen.

Wir bedienen uns mancherley Milch bald zu unserer Nahrung, bald zur Arzeney. Hauptsächlich gehöret hierher die Milch der Menschen, der Ziegen, der Esel und der Kühe. Die Menschenmilch ist, wenn sie gut ist, sehr dünn und süß; die Ziegenmilch ist wässerigter, und die Eselsmilch ist am dünnesten. Die Kuhmilch hat unter diesen die wenigste Wässerigkeit, und auf diesen Unterschied muß man, nach Maaßgebung der verschiedenen Absichten, sehen, um derentwillen man sich der Milch bedienet. Wer Milch trinkt, um fett zu werden, gleichwol aber schwache Verdauungskräfte besitzt, der muß Ammen saugen, weil die menschliche Milch der Natur einer Säfte am nächsten kommt, und also wenig Arbeit der Verdauungskräfte erfordert, zugleich aber öligte Theile

genug in ſich enthält, um ihn zu mäſten. Daher giebt man dem ſchwachen Magen der Kinder und den elendeſten Schwindſüchtigen die Brüſte der Ammen zu ſaugen, damit nicht beym Ausmelken erſt ein Theil der Kraft davon fliege; und es weiß jedermann, wie rund und fett geſunde Kinder bey ihren Ammen werden. Wer gute Verdauungskräfte beſitzt, dabey aber mager und ausgezehrt iſt, den wird, wie ich aus Beyſpielen weiß, die Kuhmilch in kurzer Zeit mäſten, wenn er ſie beſonders im Frühjahre, da die Kühe die erſte ſchöne Weide genießen, einen halben Monat lang, alle Morgen nüchtern, zu einer Bouteille voll, ſo warm als ſie von der Kuh kommt, trinket. Wem es nicht um das Fettwerden zu thun iſt, ſondern um die Verbeſſerung ſeiner ungeſunden Säfte, der kann mit der dünnern Ziegen- und Eſelsmilch zufrieden ſeyn. Die Milch nährt und mäſtet deſto weniger, je wäſſeriger ſie iſt, und ſie iſt deſto wäſſeriger, je dünner ſie iſt; denn Leuwenhoeck hat erwieſen, daß die Fettigkeit der Milch auf der Menge der Kügelchen beruhe, die in ihr herumſchwimmen, und ſie verdicken. Die Pferdemilch hat unter allen die wenigſten Kügelchen, und mäſtet alſo auch am wenigſten. Eine ſolche dünne wäſſerige Milch hat aber dagegen den Vorzug, daß ſie alle zarte Röhren unſers Körpers beſſer durchdringet, und ſich genauer mit unſern Säften vermiſchet, wogegen die fettere ihre öligten Theilen faſt unverändert im Blute ableget, von welchem ſie den fächerigen Häuten, welche mit Fettzellen verſehen ſind, zugeführt werden.

Man wird mich fragen, was man denn von der Milch zu erwarten habe, wenn man ſie nicht, um ſich zu mäſten, ſondern zur Verbeſſerung ungeſunder Säfte gebrauchen will? Man muß alſo wiſſen, daß eine gute geſunde Milch eine lindernde, erſchlaffende und ſchmeidigende Kraft habe, und daß ſie die Säfte verſüße, und ihre laugenhafte Schärfe dämpfe. In dieſen Abſichten kann man ſie mit Nutzen gebrau-

gebrauchen, um die Schärfe des Geblüts zu dämpfen, den Huſten, der davon herrühret, zu lindern, die Quelle des Schaarbocks zu verbeſſern, das Brennen des Urins und ſelbſt die Ruhr zu curiren. Allein, ſie muß in dieſen Fällen gar ſehr verdünnet getrunken werden. Sie iſt, vermöge dieſer ihrer lindernden Kraft, und weil ſie die freſſende Schärfe dämpfet, ein großes Gegengift für diejenigen, die mit mineraliſchen Giften verwahrloſet ſind, oder allzu heftige Brechmittel eingenommen, oder von ſpaniſchen Fliegen heftige Schmerzen in den Urinwegen auszuſtehen haben. Nur iſt hierbey zweyerley zu beobachten. Fürs erſte muß man in dieſen Fällen die Milch alſobald nach genommenen Giften und in ſehr großer Menge trinken. Fürs andere aber muß man die Milchcur nicht wider ſolche Gifte richten, die durch eine Säure wirken, weil ſie die Säure leichter vermehren, als dämpfen würde. Man ſieht dieſes bey der chymiſchen Zergliederung der Butter, wo Herr Macquer am Ende der Deſtillation weiße Dämpfe hat aufſteigen ſehen, welche eben ſo ſcharf, als Schwefelſäure, geweſen ſind, und ſogar eine Entzündung des Schlundes verurſachen können. Wer mit ſaurem Aufſtoßen und Sodbrennen beſchwert iſt, der wird finden, daß die Milch ſein Uebel vermehre; und man muß alſo bey Krankheiten, die von der Säure entſtehen, ſeine Zuflucht lieber zu andern Gegengiften, oder zum bloßen ſchlechten Waſſer nehmen.

Dieſes ſind die Wirkungen, welche man von der Milch zu hoffen hat, nachdem ſie, wohlverdauet, durch die Gedärme und ins Blut übergegangen iſt. Soll ſie aber wohl verdauet werden, ſo muß ſie ein guter Magen in Arbeit nehmen und ſchnell verwandeln. Hierdurch wird zwar nicht verhütet, daß die Milch nicht gerinnen ſollte; denn dieſes thut ſie ſchon im Munde und noch mehr im Magen, wo ſich von den Ueberbleibſeln der Speiſen immer Säure genug findet, um ſie zu ſcheiden. Die Am-

menmilch wird von den gesundesten Kindern häufig, und immer geronnen wieder weggebrochen; und den saugenden Kälbern geht es nicht besser, weil ihr Magen so viel Säure bey sich führet, daß man sogar in der Schweiz durchgängig mit Stücken von getrockneten Kälbermagen die Milch scheidet. Es ist aber hieran nichts gelegen, weil die Scheidung der Milch kein Verderben derselben genennt werden kann. Genießen wir nicht alle Theile, die aus der Milch geschieden werden können, sowol besonders, als auf einmal, ohne allen Schaden? Man kann Butter, Rohm, Käse, Molken und Milch, einzeln und mit einander vermischt, speisen; und was kann also wol daran liegen, daß sich die genossene Milch im Magen eben so scheidet, da doch alle ihre Theile von den Verdauungskräften zugleich in Arbeit genommen, in die Art unsers Körpers verwandelt, und zu Milchsafte gemacht werden? Daher ist die Furcht derer ganz eitel, die bey Milchspeisen keine saure Speisen, oder auch kein Bier genießen wollen, wenn sie dadurch sonst nichts zu verhüten suchen, als daß die Milch im Magen nicht gerinnen soll. Sie gerinnet dem ungeachtet, und was ist es mehr? Essen wir doch saure Milch, Karrenmilch, sauren Käse, saure Molken und Bier- und Milchsuppen. Alles, was man hierbey zu fürchten haben könnte, würde nicht darauf, daß die Milch gerinnet, sondern darauf ankommen, daß unser Magen entweder zu allen Milchspeisen verdorben, mit einer fressenden Schärfe überladen, oder auch nur zu schwach wäre. In einem solchen Magen macht auch die beste Milch Drücken, und erzeuget viel Blähungen. Die Köchinnen wissen genug, wie viel Luftblasen sie werfe, wenn sie erwärmt wird; und diese Luft rebelliret in einem Bauche, dessen Magen und Gedärme nicht stark genug sind, sie geschwind fortzuschaffen. Vielleicht werden aber einige glauben, daß die Milch, als ein schon verdaueter Nahrungssaft der Thiere, von ihnen gar nicht wieder verdauet zu werden brau-

ıche, ſondern nur unverändert ins Blut übergehen
ſe. Allein, alles, was den Weg der Verdauung ge-
, wird von den Verdauungskräften in Arbeit genom-
ı; folglich wird alles verdauet, ehe es ins Blut kommt,
nicht ſeiner Natur nach unauflösbar und unveränder-
iſt, wie z. E. das reine Waſſer. Die Milch gerinnet
Magen; ſie kann alſo die Verdauungskräfte nicht un-
ndert überſtehen, und daher kann ſie unmöglich ſo ins
lüt gehen, wie ſie getrunken wird. Man hat es ver-
t, und lebendigen Thieren Milch unmittelbar in die
rn laufen laſſen. Allein, ſie ſind davon geſtorben.
ch und Milchſpeiſen müſſen alſo nur von ſolchen Leuten,
l zur Nahrung als zur Cur, genoſſen werden, die gut
auen und Leibesübung haben.

bgleich die Milch einiger Thiere vor anderer ihrer
)aupt Vorzüge, ſowol der Nahrhaftigkeit, als der Ar-
kräfte, beſitzt, wie ich oben angezeigt habe; ſo iſt ſie
noch in andern Abſichten gar ſehr verſchieden, wor-
nan bey ihrer Wahl mit zu ſehen hat. Eine gute
h ſoll überhaupt ſüß, etwas klebricht, im Waſſer nicht
wer, ſondern leicht auflösbar, von Farbe nicht blau-
noch zu gelb, ſondern ſchneeweiß, und ganz und gar
Geruch ſeyn. Nach dieſen Kennzeichen pflegen die
e die Ammenmilch zu beurtheilen. Allein, man muß
ı, daß Speiſen und Getränke, Lebensart, Bewegung,
:, Leidenſchaften und gehemmte natürliche Ausfüh-
ın die beſte Milch in ſehr kurzer Zeit gänzlich ver-
n können; und dieſer Umſtand macht die Milchprobe
ıißlich. Wenn eine Amme vom Lande, bey Arbeit
;rober Koſt, bey Unempfindlichkeit und Geſundheit,
önſte Milch in ihren Brüſten nach der Stadt bringt;
d dieſelbe in wenig Tagen ſchädlich werden, ſo bald
einem vornehmen Hauſe die Arbeit verlieret, neue
)e Speiſen genießet, ſich mit dem Geſinde zanket,
:änklich wird. Eben ſo iſt es mit der Milch der

Thiere. So bald sie einige schädliche Kräuter genießen, so wird ihre Milch davon angesteckt; und sie sind nicht immer so klug, wie einige Philosophen glauben, daß sie, vermöge eines natürlichen Triebes, die Kräuter, die ihnen schädlich sind, von selbst meiden sollten. Der Herr D. Hagström erzählt in den Schriften der schwedischen Akademie der Wissenschaften verschiedene schwedische Pflanzen, welche die Milch verderben, und besonders, daß die Kühe eine gewisse Art von Ligusticum begierig fressen, wovon ihr Fleisch und die Milch einen ganz widrigen Geschmack und Geruch annimmt. Eine Art Euphorbia, welche die Schaafe ohne Abscheu verzehren, verursacht ihnen einen Durchlauf, und ihre Milch bekommt davon den allerhäßlichsten Geschmack. Auch die Kühe und Ziegen fressen dieselbe begierig, mit eben demselben Erfolge für ihre Milch. Eine Art Sonchus, welche die Rennthiere und Kühe lieben, verdirbt den Geschmack ihrer Milch eben so arg; und daher ist es keine ganz überflüßige Sorgfalt derer, die eine Milchcur gebrauchen, daß sie ihrem Viehe eine eigene Weide geben, wo sie nichts Schädliches für ihre Milch finden. Man könnte durch diesen Vortheil die Milchcuren noch kräftiger machen, indem man das Futter der Thiere mit solchen Kräutern vermischte, die sich für die Krankheit schicken, welche vertrieben werden soll. Dieses ist der Vorschlag des Herrn **Bielke**, in eben denselben schwedischen Schriften. „Wenn Kinder krank sind, sagt er, „so müssen oft die Ammen statt ihrer die Arzeneyen einnehmen. Man könnte solches weiter erstrecken, und „z. E. eine Kuh, der Milch wegen, mit Taraxaco, Cochlearis und andern Tetradynamiis füttern, oder, in eben der „Absicht, eine Ziege, wider Gicht und Krätze, mit Dulcamara, und vielleicht wider das Fieber mit Tithymalo „*Linnæi* Flor. Suec. 436. ernähren. Aus eben der Ursache könnte auch nützlich seyn, zu hindern, daß nicht so „viel giftige Kräuter, als Hundszunge, u. d. gl. an den „Dör-

„Dörfern wüchsen, von welchen das Vieh zuweilen, ob „wol selten, zu fressen pflegt.„ Ich überlasse diesen Vorschlag Aerzten und Kranken zu weiterer Ueberlegung, und hoffe dadurch eine Spur gezeiget zu haben, wie man bey manchen Milchcuren einige Ungelegenheiten für die Kranken verhüten oder verbessern könnte, welche die Feinde der Milchcuren, besonders Herr Borden, vor nicht gar langer Zeit, wie ich mich erinnere, allzu scharf rügen, zumal, wenn sie, wie er, Brunnenmedici sind, die einen hinreichenden Grund haben, den Gebrauch der mineralischen Wasser für weit gesunder zu halten, als die Milchcuren. Was mich betrifft, so will ich den übrigen Raum meines heutigen Blattes dazu anwenden, die Bestandtheile der Milch noch insbesondere zu betrachten.

Die Kügelchen oder Fett-Theilchen der Milch vereinigen sich, wen sie steht, mit einander, und schwimmen als ein Oel auf dem Wasser derselben. In dieser Gestalt machen sie den Rohm aus. Wenn aber, durch heftiges Stampfen und Reiben, das meiste Wässerigte, was noch dazwischen ist, herausgebracht worden; so entsteht aus diesem Rohme die Butter. Herr Macquer leitet die Vestigkeit der Butter von der Säure her, welche, wie bey allen vesten Oelen, mit ihr verbunden ist, und die sich auch, wie ich schon oben erwähnet habe, am Ende der Destillation zeiget. Solchergestalt ist der Rohm und die Butter das eigentliche Oel der Milch, und die Materie, wodurch die Milch mästet. Man bedienet sich des Rohms zum Caffee, und vermehret dadurch dessen Oel und Hitze. Vollblütige und fette Leute sollten dieses unterlassen, und besonders die, so einen schwachen Magen haben, weil ihn alles Oel noch schlaffer macht. Man braucht zu dieser Absicht Rohm und Butter äußerlich in der Arzeneykunst. Wenn Krämpfe den Leib verschließen, so kann ein fettes Butterbrodt, welches man nüchtern genießet, und heißes Getränk darauf trinket, diese Ausführung wieder herstellen. Wenn die lau-

warme Butter des Morgens im Biere ein Erbrechen erreget, so wirkt sie dasselbe durch den Eckel, wie das Oel überhaupt. Die kochende Butter macht übles Aufstoßen und Sodbrennen, und die Schmelzbutter, welche ihres Salzes beraubet ist, verdirbt mehr den Magen, löset aber bey Brustkrankheiten den Schleim besser, als die gesalzene. Sie wirket hierinn als ein Oel, und meine Leser werden sich dabey der Warnung erinnern, die ich im 81sten Stücke, S. 455, gegeben habe. Weil die Kühe im May ihr Futter verändern, und neue frische Kräuter fressen, so erhält zu dieser Zeit die Butter von ihrer Milch einige gelinde Arzeneykräfte; weshalb sie Helmontius Herbarum Magisterium nennte. Die Maybutter wird zu den Arzeneyen vorzüglich gebraucht; und ihr guter Geschmack giebt ihr auch den Vorzug beym Nachtische.

Wenn sich die Milch scheidet, so schwimmt ihre Butter oben auf, und ihr Käse fält zu Boden. Dieser letztere ist der allergröbste Theil der Milch; in welchem gleichwol noch Nahrhaftigkeit genug stecket. Er hat eben so, wie die Butter, ein Oel und eine Säure. Allein, sein Oel ist nicht so dick, und seine Säure ist schwächer, und an Menge geringer. Hingegen hinterläßt der Käse, bey der chymischen Untersuchung, eine schwer verbrennliche Erde; und hieraus erhellet, daß er vielmehr Erde enthalte, als die Butter. Ob uns gleich **Diodor der Sicilier** versichert, daß **Aristäus** die Erfindung des Käses von den Nymphen gelernet habe, so will er sich dennoch bey dem Frauenzimmer nicht recht beliebt machen. In der That erfordert er auch weit stärkere Magen und mühseligere Arbeit, als Frauenzimmer und vornehme Leute besitzen und verrichten. Allein, wenn er seinen Magen, der ihn zu tractiren weiß, in einem Drescher oder Matrosen findet; so kann er seinen Mann noch gut genug nähren. Besonders fordert der junge und magere Käse sehr starke Verdauungskräfte, und schickt sich für Stadtleute, Frauenzimmer und Zärtlinge am wenig-

nigsten. Der fettere englische, womit noch viel Rohm verbunden ist, läßt sich viel leichter verdauen, und macht weniger Säure. Junker versichert, daß der alte Käse, wenn man ihn äußerlich gebraucht, die gichtischen und podagrischen Schmerzen, zu der Zeit, wenn sie ein wenig nachzulassen anfangen, merklich lindere. Er glaubt auch nicht, daß der Käse die Beschuldigungen verdiene, als ob er den Stein, die Gicht und das Podagra verursachte. Indessen ist so viel gewiß, daß der größte Theil seiner Masse irdisch und unverdaulich sey. Er überzieht die Gefäße, worinn die Milch zubereitet wird, nach und nach mit einem steinharten irdischen Milchtartar; und selbst im menschlichen Körper verhärtet er sich zuweilen so sehr, daß er die Gestalt harter irdischer Klumpen annimmt.

Von den Molken findet ein viel günstigeres Urtheil Statt. Man verfertiget dieselben aus der Milch auf zweyerley Weise, nämlich entweder vermittelst einer Säure, welches saure Molken giebt, oder ohne Säure; und so entstehen die süßen Molken. Alle Säuren, ohne Ausnahme, scheiden die Milch. Man bedienet sich am meisten der Citronensäure, oder des Cremors Tartari, um diese Scheidung zu bewerkstelligen. Allein, die Molken werden davon gemeiniglich zu sauer. Dieses wird verhütet, wenn man die Milch mit getrockneten Kälbermagen oder Milz, oder auch mit eingequirlten Eyern scheidet. Die besten süßen Molken werden erhalten, wenn man die Milch in einer zinnernen Schüssel bey gelindem Feuer einkochen läßt, und hernach das zurückbleibende Milchpulver in Wassern, die von angenehmem Geschmacke sind, oder sich für die Krankheiten der Molkentrinker schicken, auflöset, dann durchseigert, und so trinket.

Bey der Destillation der Molken erhält man viel Wasser, einen sauren Spiritum und ein ziemlich dickes Oel. Wenn man die kohlhafte Materie, die in der Retorte zurückbleibet, auslauget; so erhält man einige Crystallen von Meersalze.

ſalze. Der Todtenkopf giebt nach der Verbrennung auch ein wenig veſtes Laugenſalz. Das Oel der Molken iſt durch eine Säure zu einer Art von Seife gemacht worden, das iſt, es löſet ſich im Waſſer auf, wie aus der vollkommenen Durchſichtigkeit der Molken erhellet. Hieraus läßt ſich erachten, daß die Molken noch genug nahrhafte Theile in ſich enthalten, um allenfalls ſtarke Leute zu ernähren. Meſue berichtet, daß ſie die Araber zu dieſer Abſicht häufig getrunken haben, und Scheuchzer verſichert, daß in der Schweiz die Schweine mit den magerſten Molken allein gemäſtet werden. Ferguſon hat 18 Jahre lang nichts anders, als Molken- und Gerſtenwaſſer, getrunken und es weiß jedermann, daß die podagriſchen und ſchwindſüchtigen Leute mit bloßen Molken unterhalten werden können. Daher iſt die Molkencur, welche in der gegenwärtigen Jahrszeit von vielen gebraucht wird, für ſchwächliche Leute von gutem Nutzen. Die Molken kühlen das Blut, und ſind in Gallenfiebern und allen hitzigen Krankheiten ein nützliches Getränk. Sie dämpfen die Wallung des Blutes, und ſind ſcorbutiſchen, hypochondriſchen, und ſolchen Leuten, die den Anfang auszehrender Krankheiten bey ſich verſpüren, eine vortreffliche Arzeney.

Es wird noch darüber geſtritten, ob die Milch auch einen Spiritum bey ſich habe. So viel iſt gewiß, daß, außer den Gewächſen, nicht leicht etwas gefunden werde, woraus eine Art Branntweins gezogen werden könnte; und die Milch ſcheint überhaupt hierzu wenig geſchickt zu ſeyn. Der Herr von Haller hält die ganze Meynung, „daß die Milch einen Branntewein gebe, für eine Fabel, „deren Urſprung er in Johann de Lucca Beſchreibung „der Tartarey zu finden glaubt, von dem es Purchas „nachgeſchrieben habe. Nach ihm haben Liſter und „du Halde eben denſelben Irrthum gelehret. Strahlenberg erzählt ganz ausführlich, daß die Tartarn die „Pferdemilch ſchlagen, wozu ſie beſondere Häute haben;

„daß

„daß sie hernach das Dicke ausdrücken, und die Molken de-
„stilliren, da sie dann einen Branntewein erhalten sollen,
„den sie Arecki nennen. Jßbrand Jdes setzet hinzu,
„daß die Destillation zwey bis dreymal wiederholt werde.
„Allein, man lieset beym Johann de Lucca selbst, daß
„die Tartarn zur Pferdemilch Gersten hinzuthun, und
„hieraus schließt der Herr von Haller, daß die Molken
„nicht anders, als mit hinzugethanem Getraide, fermen-
„tiren.„ Man würde diese Entscheidung vollkommen gel-
ten lassen müssen, wenn uns nicht neuere und sehr glaub-
würdige Augenzeugen zuverläßige Nachrichten von einem
Branntweine gäben, der aus Pferdemilch, ohne alles
Getraide, gemacht wird. Der berühmte Herr Professor
Vogel in Göttingen untersteht sich nicht, die Mög-
lichkeit der Sache zu leugnen, nachdem er das Zeugniß
des Herrn Gmelins gelesen hat. „Wenn nicht Gmelin
versicherte, schreibt er in seiner Chymie, „daß die siberi-
„schen Tartarn aus bloßer Pferdemilch, ohne einiges Fer-
„ment hinzuzuthun, Branntewein machten, würde ichs
„schwerlich glauben.„ Der Herr Professor Müller in
Petersburg bestätiget dieses Zeugniß des Herrn Gmelins
aufs neue. „Die Tartarn, Jakuten, Mongalen, und
„andere Völker, die starke Viehzucht haben, bringen die
„Pferdemilch in Gährung, und machen daraus ein berau-
„schendes Getränk, welches sie Kümyß nennen. Sie de-
„stilliren auch von dem Kümyß Branntewein. Dieses ha-
„ben einige in Zweifel ziehen, und vermuthen wollen,
„daß man vielleicht Mehl mit der Milch gähren lasse, wel-
„ches den Branntewein gäbe, weil man sonst aus thieri-
„schen Säften durch die Gährung und Destillation kei-
„nen Spiritum zuwege bringen könne. Allein, nichts
„ist gewisser. Es muß seyn, daß die Kräuter, welche
„das Vieh frißt, hier noch ihre vegetabilische Kraft äus-
„sern. Auch die Kuhmilch giebt Kümyß, der aber nicht
„so stark und berauschend wird.„ Es scheint, als könne

man

Digitized by Google

man es wol bey der Vermuthung des Herrn Professor Müllers bewenden lassen. Der Herr von Haller führt selbst an, daß die Pferdemilch die wenigsten Fettkügelchen in sich enthalte. Junker sagt, daß die Milch noch einige Spuren der vegetabilischen Mischung zeige, und Boerhave bemerket in seiner Chymie, daß die Milch der Menschen mehr zur Fäulniß, die Milch der Thiere hingegen mehr zur Natur der Säure geneigt sey, weil die Menschen Fleisch essen, die Thiere aber von Gewächsen leben. Alles dieses unterstützet den Gedanken des Herrn Professor Müllers. Jedoch ich will diese Streitigkeit gern unentschieden lassen.

Es ist weit gewisser, und im gegenwärtigen Jahrhunderte völlig ausgemacht, daß die Milch ein wesentliches süßes Salz in sich enthalte. Dieses Salz wird in der Schweiz aus den mit Eyern ohne Säure verfertigten Molken herausgebracht. Die Molken werden sogleich fortgekocht, damit sie keine Säuerlichkeit an sich nehmen; dann werden sie öfters durch leinene Tücher geseigert, um sie von ihrem Schleime zu befreyen, und diese dünnen Molken werden hernach so lange gekocht, bis sich eine Haut darauf zeiget. Wenn sie dann kalt werden, so erzeugen sich weiße Crystallen, die von der Luft etwas gelb anlaufen, und die ganz süß, und weder sauer noch laugenhaft sind. Kämpfer versichert, daß auch die Brachmanen aus der Milch einen Zucker zu ziehen wissen.

Dieser Milchzucker dienet zur geschwindesten Zubereitung süßer Molken; denn man hat nur nöthig, ein paar Loth desselben in einem Pfunde Wasser aufzulösen, so sind die Molken fertig. Man kann hierzu gemeines oder destillirtes Wasser, Selzerwasser oder ein Decoct blutreinigender Gewächse nehmen, und sich die Molken für seine besondern Umstände einrichten, wie man will. Von dergleichen süßen Molken ist überhaupt mehr zu halten, als von den sauren. Wenn die Eyer wohlfeil sind, so kann man

sie

sie wohlgequirlt mit frischgemolkener Milch vermischen und kochen. Wofern man aber ja die Milch mit Eßig, saurem Weine, Citrone, oder dergleicheu Säure scheiden muß, so kann man die sauren Molken wieder versüßen, wenn man ein Loth pulverisirter Krebsaugen in eine Kanne derselben mischet, und beydes zusammen wieder aufkochen läßt.

* * *

Mein Herr,

Ihr 93stes Stück von der Moxa hat mir eine besondere Freude verursacht, weil mich zuweilen mein Erbweh, die Gicht und das Podagra, ziemlich hart angreift. Ich rollete daher sogleich, nach der Vorschrift dieses Blattes, etwas Beyfuß zusammen, und setzte solches auf die äußere Hand zwischen den Daumen und Zeigefinger, um zu versuchen, ob das Brennen sehr empfindlich wäre, oder nicht, damit ich bey einem etwanigen künftigen gichtischen Anfalle gehörig damit zu verfahren wüßte. Der verglimmte Beyfuß zog ein gelbiges Wasser heraus, welches mir vorkam, als ob es schmierigt oder fettig wäre. Ich habe bis itzt, Gott Lob! keinen Anfall gehabt, daß ich die Probe hätte machen können. Unterdessen habe mich erkundigen wollen, ob man beym Podagra nicht auch den Beyfuß, wie bey der Gicht, gebrauchen könne. Bisher habe bey dem Podagra also verfahren: So bald ich den Anfall spüre, binde ich ein gahrgemachtes Hasenfell um den Fuß, trinke kein Bier, sondern Wasser, welches allhier ausnehmend gut und rein ist, esse sehr wenig, und keine nahrhafte Speisen. Wird die Wallung des Geblütes zu stark, so nehme ich antispasmodisches Pulver, ohne Zinnober. Seitdem ich also verfahren, bin ich eher, als ehedem, davon befreyet worden.

Beyläufig will ich auch noch kürzlich anführen, daß mir selbst ein Beyspiel von derjenigen Art bekannt sey, wie in Ihrem 101sten Stücke ein sogenannter Wurmfreund von den Läusen angeführt hat. Vor ein paar Jahren war ich bey einem

Digitized by Google

nem hiesigen guten Freunde im Garten, der an der rechten Backe eine kleine etwas länglichte Blase hatte, welche er wegen des starken Juckens öfters reiben mußte. Wir blieben bis des Abends in dem Garten. Indessen wurde die Blase heller, und die Haut augenscheinlich dünne. Endlich rieb er solche entzwey, und es kamen acht ziemlich große Kopfläuse heraus. Wir fälleten allerley Urtheile über diese Läuse, und wie solche in die Backe gekommen seyn möchten. Das angeführte 101ste Stück aber, welches ich dem Freunde sogleich mittheilte, hat uns gelehret, daß wir beyde nicht recht geurtheilet, sondern geirret hätten. Ich ꝛc.

G*sl*r,
den 19ten May, 1761.

J. G. S.*d.
Schultheis.

Antwort.

Die Moxa wird wider alle Gicht, folglich auch wider die im Gelenke der großen Zehe, welche das Podagra heißt, gebraucht. Alle, die davon geschrieben haben, drücken sich so aus, daß sie keinen Unterschied unter den Arten der Gicht machen. Der Ritter Tempel redet in der Anführung, die von ihm in meinem 102ten Stücke, S. 790, stehet, von der Gicht überhaupt, und erzählet darunter, wie er sich die Schmerzen derselben im Fuße vertrieben habe. Er gebraucht also, wie alle Aerzte, das Wort Gicht auch vom Podagra. Uebrigens nehme ich mir die Freyheit, zu erinnern, daß der Beyfuß sehr wohl getrocknet, im Schatten getrocknet, und von allen seinen Spitzen der Stengel befreyet werden müsse, wenn er mit Fortgange gebraucht werden soll. Ich wünsche, daß mein Herr Correspondent nie Gelegenheit haben möge, den Versuch an seiner Person zu machen.

Der Arzt.

Digitized by Google

Der Arzt.

neun und zwanzigſtes Stück.

von Haller.

e Siege noch bey ſeinen Schlachten zählte,
er Helden Speis, und Holz der Götter Haus,
n das Maaß von ſeinem Reichthum fehlte,
r ſchwächſte Feind den feigen Stolz in Graus.

Jahren hielt der Herr Graf Gyllenborg
r Akademie der Wiſſenſchaften zu Stock-
bey Niederlegung ſeines Präſidii, eine
weiſen Vorſorge der alten Schweden, die
ppigkeit zu hemmen, worinn verſchiedene
Betrachtungen vorkommen, die in mein
Nun wiſſen meine Leſer wol, daß ich
e plündere.

: ut apes in falcibus omnia libant,
ios.

ſie ſich nicht wundern, wenn ich ihnen
ig aus dieſer ſchönen Rede mittheile, und
gefangene Materie ein wenig weiter fort-
r Graf Gyllenborg drücket ſich alſo aus:
der menſchlichen Natur verſichern, daß
unſerm Geſchlechte zu Tode eſſen, als zu
Mir deucht, ſie haben Recht, und ich
olge gleichfalls behaupten zu können, daß
ge Gebrauch eines überflüßigen Vermö-
aten verdorben habe, als der urſprüngliche

Livius sagt, in der Vorrede zu seiner Geschichte des römischen Volks, wenn kein Reich in der Welt sein Glück so lange ertragen habe, so sey auch keines, wo die Sparsamkeit und Armuth so lange in Ehren gewesen, als das römische.

Beym ersten Ursprunge der römischen Republik, da zu derjenigen Stärke der Grund gelegt wurde, welche zu zerstöhren ihren unwürdigen Nachkommen so viele Mühe kostete, war Brey ihre vornehmste Speise. Ihre Kleidertracht, die von ungefärbter Wolle war, litte in 700 Jahren keine Veränderung, und ihre Bedienung war sehr eingeschränkt. Ihre größten Männer holten sie vom Felde weg, wo sie Graben machten, um die Feldmarschallswürde anzutreten; und einen andern traf die Gesandtschaft eines fremden Volkes, die ihn unangemeldet besuchte, bey dem Heerde an, da er sich eben in einem kleinen Gefäße das Mittagsessen zubereitete. Allein, nachdem die Schätze des besiegten Asiens, und mit denselben der Ueberfluß, zuerst vom L. Scipio, und nachher auch von andern, nach Rom gebracht wurden; so konnte es nicht anders seyn, die Grundgesetze des Reichs, die beständig untergraben wurden, mußten endlich über den Haufen fallen. Ich bin versichert, daß Cato sich nicht so sehr über die Mißhelligkeiten gegrämt habe, die Roms Unterthanen theilten, als vielmehr darüber, daß sie fast durchgängig einig geworden zu seyn schienen, im Staate und in der Pracht alle Grenzen zu überschreiten. Konnte dieser Patriot nicht den Untergang der Stadt und des Reichs mit ziemlicher Gewißheit voraus sagen, wenn er die in allen Häusern herrschende Ueppigkeit im Essen und in der Kleidung ansahe? Ihre Tischbetten waren von massivem Silber, und ihre Gefäße, auch sogar die man um des Wohlstandes willen bey Seite setzen mußte, von reinem Golde. Eine mäßige Eintrittsmahlzeit kostete über hunderttausend Thaler; und bey großen Gastereyen, dergleichen Crassus, Lucullus

und

und andere hielten, gieng in einem Tage mehr auf, als mancher europäischer König das ganze Jahr über zur Unterhaltung seines Hofstaats braucht. Ein Comödiant, Aesopus, konnte bey einer Collation Schüsseln aufsetzen, da jede auf 250000 Thaler kostete. Ich übergehe die grenzenlose Verschwendung, die bey den Feyerlichkeiten üblich war, als da Nero bey dem Begräbnisse der Poppäa bloß in arabischem Rauchwerke fünf Millionen Thaler verschwendete, und andere bey öffentlichen Spielen mehr verthaten, als heut zu Tage ein Feldzug von einem ganzen Jahre kosten sollte.

Die römische Nation, die wohl einsahe, daß ihr auf eine ernsthafte Mäßigkeit gegründeter Staat bey dieser Ueppigkeit nicht bestehen könnte, suchte sich zwar gegen diese Seuche zu verwahren, und verordnete daher die Censoren, welche unter andern auch darauf halten sollten, daß keine neue Sitten eingeführt würden, und niemand über seinen Stand lebte. Es wurden auch hinter einander heilsame Gesetze ausgefertiget, die den sich einschleichenden Ueberfluß hemmen sollten, z. E. das Fannische, das Licinische, das Aemilische, das Antische und das Julische. Allein, diese häufigen Gesetze beweisen, daß man solche zu brechen sehr geneigt gewesen sey. Die Verordnungen waren in diesem Stücke niemals recht, oder vorsichtig genug abgefaßt. Man klagte über Härte und Zwang unter einer freyen Regierung. Man wendete vor, daß die Gesundheit Noth litte, wenn in der Lebensart eine Aenderung geschähe. Die Witzlinge machten sich ein unartiges Vergnügen daraus, die Verordnungen lächerlich zu machen, und allerhand Leckereyen gerade deswegen, weil sie verboten waren, mühsam aufzusuchen. Allein, wie unpatriotisch dergleichen Verfahren sey, kann man leicht urtheilen. Auf diese Weise wird nicht nur eine gemeinnützige Absicht gehindert, sondern es legt sich auch zu Tage, daß die gesetzgebende Macht zu schwach sey, und

eine freche Dreistigkeit ihr überlegen werden könne; eine allzu gefährliche Erfahrung in einer Regierung, die nothwendig einen schlechten Ausgang nehmen muß.

Roms schrecklicher Untergang scheinet den übrigen europäischen Völkern eine Warnung vor der Ueppigkeit gewesen zu seyn, die diesen Untergang befördert hatte. Wenigstens sehen wir, daß unsere nordischen Völker in ihrer Lebensart ungemein mäßig gewesen. In ihren niedern Häusern sahe man keine kostbaren Verzierungen. Selbst die königlichen Wohnungen waren, ihrer Bauart nach, wie unsere Bauernhütten. Der Feuerheerd stund mitten darein, und Licht und Rauch begegneten sich in den Oeffnungen der Wände. Die norwegische Geschichte meldet, K. **Olof Kyrre** sey der erste gewesen, der förmliche Feuerheerde für sich gebraucht habe. Ihre Speise war oft ungekocht und immer ungekünstelt. Man sahe es als eine Ueppigkeit an, ungemischtes Brodt zu essen. Man that vielmehr einen ansehnlichen Theil Baumrinde darunter, wovon man in den alten Mühlenlisten die deutlichsten Spuren findet, als worinn bestimmt wird, wie viel Baumrindenmehl ein jeder abzuliefern hatte; ein Umstand, der es begreiflich macht, wie es möglich gewesen, daß ehedem Getraide aus Schweden ausgeschiffet worden. Ihr Getränke war starkes mit **Post** (rolmarinus sylvestris. *Lin.* Myrica Spec. I.) gebrauetes Bier. So sehr uns dieser Trank zuwider seyn würde, so machte er doch den Freudentrank unserer Vorfahren aus, und war sogar bey Hofe eingeführt. **Sturleson** und andere erzählen, wie die Königinnen und unvermählten königlichen Prinzeßinnen mit ihren Bekannten Tvemæningsœl, das ist, dergleichen Bier, zwey und zwey aus einem Becher getrunken.

Der Wein war bey uns in ältern Zeiten eine fast unbekannte Waare. Zwar war der Meth etwas bekannter. Ich finde aber doch nicht, daß bey Gastereyen desselben

geſchieht, außer wenn Biſchöfe mit ih-
tractiret werden ſollten. Das Heiden-
ſe Leckerheit ſeinen Göttern, von wel-
Edda ſehr oft findet, daß ſie ſich bey die-
en guten Tag gemacht haben. Das
Vornehmern unter den alten Gothen
machten, waren ihre Armringe, ihr
ehr und ihr Pelzwerk.
te Lebensart ſcheint mir bis auf die Zei-
nus **Ladukoos** gedauert zu haben.
einen glänzenden Hofſtaat liebte, ließ
nte, und mit dieſen fremde Sitten, her-
der Zeit an ſieht man die Pracht von
hſen. Bey den Turnierſpielen beeiferte
ette, ſeinen Staat zu zeigen. Anſtatt
eſchornen Wollenzeuges kamen Sam-
Brauch. Die Vornehmern kamen in
, die an allen Enden mit ſilbernen
waren. Ihre Schuhe waren mit
lang gezieret. In ihren Pumpho-
yr Zeug, als in ihrer ganzen übrigen
undert Ellen Spitzen und Bänder,
waren, nicht mitgerechnet. Die Er-
waren fünf Ellen lang, und dabey ſo
it Gewalt hinterſchlagen und bis an
falten legen mußte.
yen, ſonderlich bey ihren Hochzeiten,
Praſſen. Außerdem, daß ſie bis-
Perſonen bey ſolchen Gelegenheiten
von man noch die ungeheuer großen
Gebäuden herzuleiten hat, ſo wäh-
etliche Tage hinter einander; und
fluſſe wurden während der Zeit an
, wie auch an die Spielleute und
mit ihren Poſſen und Künſten be-

luſtigen ſollten, Geſchenke ausgetheilt. Ich habe irgendwo angemerkt gefunden, daß bey einer einzigen Hochzeit in Schonen 24 Ochſen, 80 Schaafe, drey Tonnen Eßig, 12 Pfund Ingber, acht Pfund Pfeffer, 20 Ohmen Wein und ſechs Laſten Bier darauf gegangen.

Um eine ſo ſchädliche einreißende Ueppigkeit noch im Anfange zu hemmen, haben ſich unſere ehemaligen ſchwediſchen Könige höchſt angelegen ſeyn laſſen, ihre Unterthanen zu einer ordentlichen Sparſamkeit anzuhalten, und alle geldverzehrende Mißbräuche abzuſchaffen. Der König Magnus Smeck war der erſte, welcher zu Telge eine Verordnung herausgab, worinn er die feyerlichen Gaſtgebote auf 80 Perſonen, die Dauer der Hochzeitfeſte auf zween Tage, und die Mahlzeiten täglich nur auf eine einſchränkte. Nachher iſt das Geſetz ſo weit gemildert worden, daß der Magiſtrat, auf einer Hochzeit, zu 100 Perſonen Erlaubniß geben konnte. Man rechnete ſie Paarweiſe, nämlich zu 50 Diſkamæt oder Paaren; denn es war gebräuchlich, daß man immer zweenen Gäſten ihr Eſſen auf einem Teller vorlegte. Zween Muſicanten, die mit einem halben Reichsort, und der Koch mit ſeinen Leuten, der mit zehn Oer zufrieden ſeyn mußte, thaten für ſo wenig Lohn ihre Schuldigkeit ſo ſchlecht, wie es dem Zwecke des Geſetzes gemäß war. Um dem unmäſſigen Trinken zu ſteuren, hatte, nach dem gothländiſchen Geſetze, der Wirth das Recht, der Jungfrau Maria Geſundheit auszubringen; und dieſes war das Zeichen, daß kein Bier mehr hereingebracht werden durfte. Der Heimführungsſchmaus mußte um 9 Uhr, wenn die Betglocke geläutet wurde, zu Ende, und die Braut zu Bette ſeyn. Von Spezereyen war anfangs faſt nichts als Pfeffer bekannt. Die Seefahrt brachte nachher mehrere ins Land, ſo daß verboten wurde, mehr als eine Art auf einmal vorzuſetzen. Die Eiſenkuchen, eine Art Gebackenes, wurde im Geſetze ausdrücklich verboten. Die eingela-

geladenen Gäste durften nicht mehr als vier Gerichte und einen trockenen Käse mitbringen. Die Pracht mit Seidenzeugen, Spitzen, kostbaren Tüchern, Vergoldungen, Silbergeschirr, und mit den Galanteriewaaren wurde sehr eingeschränkt; und alle diese wohlabgemessenen Maaßregeln thaten die glückliche Wirkung, daß die Schweden ihrem wahren Wohle nachzudenken anfingen, und, nach der Anweisung des großen Haushälters, König **Gustavs**, die Waaren der Ueppigkeit abschafften, die ihnen die Lübecker und andere zuführten. König **Johann** folgte hierinn den Grundsätzen seines weisen Vaters. Im Jahre 1585 ließ er alle deutsche Biere verbieten; und weil er die Unanständigkeit betrachtete, mit welcher gemeine Bürgerweiber in Sammet und Seiden giengen, so verbot er ihnen nicht nur diese Tracht, sondern gab auch sogar dem Profoße die Erlaubniß, ihnen solche öffentlich abzunehmen, und der Mann mußte zur Strafe für jede Sammetmütze und jedes seidene Kleidungsstück seiner Frau einen Soldaten halten.

Nachdem die glücklichen Kriege **Gustav Adolphs** und der Königinn **Christina** Schweden mit neuen Einkünften und großen Schätzen bereichert hatten, und die nach Hause kehrenden Schweden an fremden Staat gewöhnt waren; so äußerte sich in allen Ständen eine Neigung zur Ueppigkeit, der die Regierung durch neue Gesetze Einhalt thun mußte.

So gern ich eingestehe, daß es der Gesellschaft Leben und Wirksamkeit giebt, und folglich den Pflichten eines wohlgesinneten Bürgers nicht widerstreitet, wenn diejenigen, die von dem Eigenthume des Reichs viel besitzen, ihren dürftigern Mitbrüdern Gelegenheit geben, sich von ihrem Ueberflusse mit Ehren ihr Brodt zu verdienen; so gewiß ist es auch, daß, wenn die Ausgaben dieser Personen auf solche Dinge fallen, die das Reich erschöpfen, und die wesentlichsten Güter desselben in unnützen Staat

und Leckerheiten verwandeln, alles sich zum Untergange neigen müsse.

Den Edelmann sehe ich für einen Patrioten an, welcher auf seinem Landgute Wiesen ausreuden, Sümpfe abgraben, Berge sprengen, und Gärten anlegen läßt, damit seine armen Bauern und Köter ihren Unterhalt finden. Allein, von dem, der sein Gut verspielt, sich durch übermäßige Pracht arm macht, und seine Gläubiger, durch die Veräußerung seines Hausraths befriedigen muß, habe ich ganz andere Gedanken.

Die Haushaltung eines ganzen Reiches unterscheidet sich hierinn von einer Privathaushaltung nicht weiter, als wie das Größere vom Kleinern. Vergebens brechen wir Erzt aus unsern Bergen; vergebens veröden wir unsere Wälder, wenn ihr ganzer Werth für Waaren ausgehet, die wir verzehren, und vielleicht doch nicht einmal zulänglich ist. Was gewinnt das Reich dabey, daß der Fleiß der Landleute die jährliche Erndte mit 100000 Tonnen vermehret, wenn die Branntewein-Brennereyen durch einen Mißbrauch, für den wir einer aufgeklärtern Nachwelt mit Scham werden Rechenschaft geben müssen, dreymal mehr verzehren? Unsere uralten Vorfahren besaßen nicht nur Getraide vollauf, sondern konnten auch den Ausländern viele Schiffsladungen davon mittheilen. **Stirleson** meldet, es wären hier in Norden Vorrathshäuser gewesen, worinn Getraide von mehrern Jahren aufgeschüttet gelegen. **Olaus Magnus** erzählet, Preußen und andere Länder hätten aus Schweden Getraide bekommen; und noch unter **Gustav Adolph** finden wir verschiedene Verordnungen von der Ausschiffung des Schwedischen Getraides, anstatt daß wir nun, besonders seitdem der Branntewein allgemein worden, in mittelmäßigen Jahren 400000 Tonnen einschreiben müssen. Setzt man zu diesem Zweige der Verschwendung die vielen andern hinzu, welche die Wollust erfunden, und die Thorheit angenom-

genommen und fortgepflanzet hat; so werden wir leicht finden, daß wir bald einer ganz neuen Lebensart nöthig haben.

Wir sehen in dieser schönen Rede des Herrn Grafen Gyllenborg zween wichtige Beyspiele von Staaten, die durch die Ausschweifungen der Ueppigkeit zu ihrem eigenen Ruine Anlaß gegeben haben. Wenn ich, unter diesen gemeinschädlichen Ausschweifungen, nur die diätetischen allein herausnehme, und betrachte, was die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, die Wahl seltener und ausländischer Gerichte und Getränke, die Mode der langen Gastgebote, die sich an einem Tage anfangen, und am andern kaum beschließen, der stolze Geschmack in Leckerbissen, der Misbrauch der starken Getränke, und mit einem Worte, was die Schwelgerey und sinnliche Wollust zur Verschlimmerung der Wohlfahrt eines Staates, und zur Beschleunigung seines Ruins beytrage; so finde ich hierinn einen neuen und höchstwichtigen Bewegungsgrund, jedermann die Mäßigkeit, die weise Enthaltsamkeit und die alte Einfalt unserer gesunden und beglückten Vorfahren zu empfehlen, und meine vorgeschriebene Diät aus dem hohen Gesichtspunkte einer Maxime der Politik zu zeigen. Ich, als ein Arzt von Profeßion, würde mich nimmermehr in eine solche Betrachtung eingelassen haben, ob sie gleich unserer medicinischen Wissenschaft ein großes Gewicht giebt. Denn, was verpflichtet uns mehr, den Regeln der Aerzte zu folgen, und was kann selbst die obrigkeitliche Gewalt besser berechtigen, sich den Uebertretungen derselben zu widersetzen, als dieser genaue Zusammenhang der Ueppigkeit mit dem Ruine der Staaten, den uns alle Geschichte beweisen, indem sie uns immer, als in einem Spiegel, zeigen,

wie nach der Sitten Fall dem Fall des Staats gewesen.

Ich würde, wie gesagt, eine Untersuchung von dieser Art nicht gewagt haben. Allein, in dem vorigen Aufsatze re-

rleuchteter Mann, ein Staatsmann, der selbst eine
esjenigen Reichs ist, dem zu Nutze er diese patrioti-
arnungen aufgesetzt hat. Solchergestalt kann ich
: Zuverläßigkeit behaupten, daß selbst der Bey-
Obrigkeit, um der Wohlfahrt des Staates willen,
hig sey, um diejenigen schädlichen Mißbräuche in
sordnung abzuschaffen, wodurch die öffentliche
eit verletzt, und zugleich mit ihr Tugend und
ffenheit in der Republik vertilgt wird.
dem ich einen so erleuchteten Vorgänger gehabt
r uns die Schicksale von Rom und Schweden
r Quelle hergeleitet hat; so könnte ich vielleicht in
achen Nachahmung auch von den Deutschen be-
wie sie, durch die überhandnehmende Ueppigkeit,
eigenen Verfalle und Umsturze arbeiten. Wir
n hatten auch eine Zeit, da wir in Einfalt und
it lebten. Unsere großen Herren speiseten ehe-
t viel besser, und schmauseten mit eben der Mäs-
ls weyland die Großen von Schweden. Dieses
aus einem alten Küchenzettel beweisen, den ich
annöverischen Beyträgen vom vorigen Jahre
o welcher wohl verdienet, daß ich ihn meinen Le-
eile. Hier ist er bis aufs Tischzeug:

n tracteren soll Unsen werdigen Heren, wan
an Jburch kompt:

ine Soppe vor den Abbet, oder grote Geste;
mbt man weiten Brodt, und eine matelike
Schottel, matelick deipe, unde nath von den
aste vett und Water tosamen, twe stücke pott-
s up de soppen und den kolden schincken, darbi
r laecken, tafel brede und broet do man uth,
n den werdigen Heren Bischopf solt empfangen:
nse leve Here de Bischop kümpt, so mote gi
alle voerlaecken, ofte finger laecken up de tafel
n, und solt Ihm te eten geven von witten

Brod-

Hundert neun u

Brode püntlich
vette begotten,
ein gellen potth
Rosin und man
kloneken, pott
soten Kaise,
Boecken und B

Wenn man mit
Bischof nur unser
so wird man über
Deutschland erstau
hierüber *seine Bet*
sie vermuthlich eben
Grafen Gyllenbor
Hamburg allein *ins*
jedes sammetenes
Frauen *einen* Soldat
Johann in Schwed
dige Herr sagen, we
käme, und itzt *bey ein*
Wie würde er seine S
seinen kalten Schincke

Allein, man *wird*
den Staat nicht verste
nicht so furchtsam *bin*,
burg, um unserer U
zu prophezeihen. Es
Pracht treiben. *Allein*
unter die Leute zu brin
zu machen. Es ist wa
dieses geschieht bloß,
damit uns kein unmäß
gemeinen Mannes zu
halt kostbarer zu mac
Waaren der Ueppigk

Brode pünktlich geſneden, eine ſoppe mit Bradvette begotten, ein ſchincken und Backhaſt, Item ein gellen potthaſt, Item ein gell höen mit koecken, Roſin und mandelen, ein galentin, Item ſchwine kloneken, potthaſt und Braden, de Botter und ſoten Kaiſe, Item gi motet ock upſetten roſinen, Koecken und Bonenkruit, dat iſt, Unſe nunnen fieſt.

Wenn man mit dieſen Tractamenten für den Herrn Biſchof nur unſere bürgerlichen Gaſtgebote vergleichet, ſo wird man über die Verwandelung des Geſchmacks in Deutſchland erſtaunen müſſen; und wenn ein Staatsmann hierüber ſeine Betrachtungen anſtellen ſollte, ſo würden ſie vermuthlich eben ſo ausfallen, wie die obigen des Herrn Grafen Gyllenborg. Welch eine Armee würde nicht Hamburg allein ins Feld ſtellen, wenn alle Bürger für jedes ſammetenes oder ſeidenes Kleidungsſtück ihrer Frauen einen Soldaten halten ſollten, wie es der König Johann in Schweden einführte! Was würde der würdige Herr ſagen, wenn der von Iburg nach Hamburg käme, und itzt bey einem unſerer Kaufleute fürlieb nähme! Wie würde er ſeine Suppe, mit Bratenfette begoſſen, und ſeinen kalten Schincken vermiſſen!

Allein, man wird es mir, als einem Menſchen, der den Staat nicht verſteht, zu gute halten, wenn ich noch nicht ſo furchtſam bin, Deutſchland, und beſonders Hamburg, um unſerer Ueppigkeit willen, den nahen Ruin zu prophezeihen. Es iſt wahr, daß wir eine unmäßige Pracht treiben. Allein, dieſes geſchieht bloß, um das Geld unter die Leute zu bringen, und dem geringen Volke Muth zu machen. Es iſt wahr, daß wir ſehr üppig ſpeiſen; aber dieſes geſchieht bloß, um uns die Magen zu verderben, damit uns kein unmäßiger Appetit reize, die Speiſen des gemeinen Mannes zu verzehren, und ihm ſeinen Unterhalt koſtbarer zu machen. Es iſt wahr, daß wir für die Waaren der Ueppigkeit unſägliche Summen Geldes in

fremde

fremde Länder senden; aber den gröſsten Theil dieſer Waaren senden wir weiter, und machen uns damit für diejenigen bezahlt, die wir ſelbſt behalten. Wir ſind wirklich zärtlicher und minder kriegeriſch, als unſere Vorfahren. Allein, dieſes kommt daher, weil wir den Werth des Lebens beſſer erkennen. Zwar erſchöpfen wir ſchon in der Jugend unſere Kräfte in den Ausſchweifungen der Wolluſt. Aber, wozu hätten wir wol dieſe Kräfte im Alter nöthig? Wir können zwar nicht behaupten, daſs wir die Wohlfahrt des Staates vermehren. Allein, der Staat vermehret die unſerige; und es iſt noch die Frage, welcher von beyden dieſes dem andern ſchuldig ſey? Unſere Verſchwendung gehet weit, aber noch lange ſo weit nicht, als des Comödianten Aeſopus, dem ein Gericht 250000 Thaler koſtete. Unſer Vermögen nimmt ab; aber für wen ſollten wir auch wol noch zwo Millionen hinterlaſſen, wie er? Wenn wir uns zuweilen mit Leckereyen ungeſund ſchmauſen, ſo darben wir uns wieder geſund, aus Mangel des Appetits. Ob der Staat von dieſem Verderben unſers Magens untergehen werde, daran iſt ſehr zu zweifeln; denn wir finden nicht, daſs die Rebublik der Wilden in den Gegenden von Hudſonsbay darum zu Grunde gehe, obgleich dieſe Leute von allen Thieren, die ſie erlegen, nur die Zungen ſpeiſen, das Uebrige aber liegen laſſen. Die Urſache, warum ihnen dieſe Ueppigkeit nicht ſchadet, iſt die, weil ſie, wenn ſie keine Zungen mehr bekommen können, zuweilen die Häute, womit ſie ſich kleiden, und manchmal auch ihre eigenen Kinder verzehren. Die Urſache, warum unſere Leckereyen die Republik nicht ruiniren werden, iſt die, weil wir daran nie Mangel leiden werden. Kurz, ich mag die Sache ſo vernünftig überlegen, als ich will, ob ich ſie gleich überlege, als einer, der nichts davon verſteht: ſo kann ich doch nicht finden, daſs die Wohlfahrt von Deutſchland, und insbeſondere von Hamburg, bey unſerer Ueppigkeit und Verſchwendung Gefahr laufen ſollte.

Es

Es iſt dieſes eigentlich eine Seuche unter Privatperſonen, die mit dem Staate nichts zu ſchaffen haben. Dieſe Leute ruiniren dadurch bald ihre Geſundheit, bald ihren Wohlſtand; aber an ihrer Geſundheit iſt wenig gelegen, weil ſie der Republik eben ſo viel nützen, ſie mögen krank oder geſund ſeyn. Viele von ihnen ſterben zwar frühzeitig; aber dieſes entvölkert den Staat nicht: denn die wenigſten üppigen Leute ſterben, ohne vorher dem Staate eine ganze Reihe neuer Unterthanen verſchafft zu haben. Daß aber dieſe Leute ihr Vermögen durchbringen und verarmen, davon geht Deutſchland gewiß nicht unter; denn ſonſt müßte es ſchon viel tauſendmal untergegangen ſeyn. Dieſes iſt nun, nach meiner Einfalt, ſo meine ganze Meynung; und wenn man mich böſe machte, ſo würde ich geradezu behaupten, daß ſelbſt Rom ſeinen Untergang gar nicht der Ueppigkeit zuzuſchreiben habe. Dieſes hat uns ein ſehr guter Dichter bewieſen; und weil ein ſolcher Beweis immer bündig iſt, ſo will ich ihn zum Troſte der Staaten von Deutſchland, und zur Rechtfertigung meiner Meynung hier anführen:

Eh Rom noch die Falerner-Trauben
Und ſeiner Mägdchen Reiz erkannt,
Wars arm, und voll vom Aberglauben,
Und ſtarb noch gern fürs Vaterland.
Der Bürger, den man keinen Küſſen,
Die ihm das Leben werth gemacht,
Und keinem Tanz und Rauſch entriſſen,
Begab ſich muthig in die Schlacht.

Statt ſchmeichelnd ihr Herz zu beſiegen,
So raubte der Jüngling die Braut,
Und ließ ſich mit Waſſer genügen,
Statt daß er den Weinberg gebaut.

Hora

Der Arzt.

Horaz kam drauf, und seine Leyer
Hat Rom Lieb und Geschmack gelehrt.
Da trank man Wein, und jauchzte freyer;
Da liebte man, und ward erhört.
Nun floh ein jeder die Gefahren,
Und alle sahn, die froh beym Wein
Und bey den Mägdchen glücklich waren,
Die Kostbarkeit des Lebens ein.

Rom gieng nicht mit Caton verlohren;
Es fieng mit Horazen erst an.
Horaz, ihm zum Heile gebohren,
Hat mehr, als zehn Helden, gethan.

❀

Nachricht.

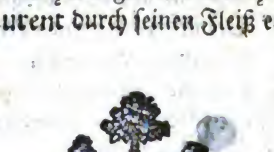
e neuen Entdeckungen in der Arzeneykunst interessi-
ren das ganze menschliche Geschlecht, noch vielmehr
iejenigen, die alle Hoffnungen übersteigen, welche
ich bisher von der Hülfe dieser Kunst hat versprechen
n. Hierher gehört billig die Erfindung des Herrn
ent zu Paris, welche uns unlängst die öffentlichen
ten Blätter verkündiget haben. Es war vor un-
: 18 Jahren zu Bouchain ein Soldat, Namens
ard, oder auch sonst la Violette genannt, dem
Kanonenkugel beyde Arme weggenommen hatte.
Laurent, ein nunmehriger Ritter des St. Michaels-
der schon damals, wegen seiner mechanischen Erfin-
n, berühmt war, befand sich eben zu Bouchain, und
yte es, dem verunglückten jungen Menschen einen
chen Arm zu machen. Auf der rechten Seite war
nöglich, weil ein Stück von der Schulter mit hin-
weg-

weggenommen worden
noch ein Stumpf von
sich der sinnreiche Kü
Arm an, der seine n
so bequem ausstrecken
lette 15 bis 16 Ja
Nach dieser Zeit aber
ordnung. Sie war
Herr Laurent war
ris war, auf eine an
leichter und biegsame
la Violette mit ein
16 Loth schwer, und
dieser Soldat nicht n
eine Prise Taback nehm
zierlich damit schreiben
die versammlete Akad
genzeugen hiervon gen
italienischen Dame, d
Kunststück in die Naive
questo Signor Laurent
capace di rimembrar u
rent hat von St. Aller
findung den Adelstand
ansehnliches Geschenk
zwey andere sehr beque
mente erfunden. Vern
eine Feder mit einer ei
dere ist so beschaffen,
berauber ist, sich den
gel der Finger beschre

So nützlich diese E
andere noch neuere d
sie von einer allgemei
Herrn du Curty, u

image
not
available

Herr du Curty vielen Fleiß auf das Stu-
enschlichen Körpers, und besonders auf die
er Art und Weise gewendet, wie die Mus-
hnen und andere bewegende Kräfte die Ma-
Körpers regieren, und nachdem er aufs ge-
sucht hat, wie sie an den verschiedenen Glied-
racht sind, und ihre Kraft äußern; so hat er
Methode entdeckt, den gelähmten Gliedern,
brauch innerlicher oder äußerlicher Arzeney-
vorige Beweglichkeit und Geschmeidigkeit
en. Er verrichtet dieses bloß nach den Ge-
vegung und durch Handgriffe. Eine Menge
elche Herr du Curty gemacht hat, scheinen
it und Gründlichkeit seiner Entdeckungen zu
: hat Kindern, die gänzlich gelähmt waren,
unden den Gebrauch ihrer Gliedmaßen wie-
; und sogar erwachsene Personen, die von
gelähmt waren, hat er so weit gebracht,
ufrecht erhalten, und gehen können. Dieser
net zu Paris: rue Dauphine, Fauxbourg
, à l' hôtel d' Elpagne. Er verlangt für
icht eher eine Belohnung, als bis die Kran-
liche Besserung bey sich verspüren. Eine
ng kann von unendlichem Nutzen seyn, wenn
gemeiner bekannt werden sollte. Sie ver-
Lobeserhebungen und Belohnungen, welche
Laurent durch seinen Fleiß erworben hat.



Der

Hundert und

Bre

— — — Was

Da seines Gleichen selbst

Mein Herr,

Weil Sie sich in Ihren
lustig gemacht haben
essen erlaubt sey; so m
anthun, Ihnen zu melden, daß
turforscher bewiesen habe, nicht
laubt, sondern daß es uns auch
Dieser große Mann ist kein ge
Büffon! — Nun gehen Sie

Sie meynen, wir könnten ohn
Allein, Sie verstehen ihre eige
Bürger, Herr Roußeau, m
ist es, welchem der Herr von
Der große Naturlehrer beweise
stande der Natur sich nie mit
begnüget, sondern daß er sich je
Thiere, mit Fleisch zu ernähre
zeugt, daß ein Mensch, der gar
könnte, zum wenigsten in unse
der leben, noch sein Geschlecht erh
würde ihn tödten. Es würde ihm
geln, welche die von der Art u
und er würde höchstens nur ein

Fünfter Theil.

Digitized by Google

Der Arzt.

Hundert und dreyßigſtes Stück.

Brem. Beytr.

— — — Was klagen doch die Thiere,
Da ſeines Gleichen ſelbſt kein Menſch zu ſchonen pflegt?

Mein Herr,

Weil Sie ſich in Ihrem 29ſten Blatte über die Beweiſe luſtig gemacht haben, daß den Menſchen das Fleiſcheſſen erlaubt ſey; ſo muß ich Ihnen dafür den Schimpf anthun, Ihnen zu melden, daß einer der größten heutigen Naturforſcher bewieſen habe, nicht nur, daß das Fleiſcheſſen erlaubt, ſondern daß es uns auch unumgänglich nothwendig ſey. Dieſer große Mann iſt kein geringerer, als der Herr von Büffon! — Nun gehen Sie hin, und ſchämen Sie ſich.

Sie meynen, wir könnten ohne thieriſche Speiſen auch leben? Allein, Sie verſtehen ihre eigene Natur nicht. Der Genfer Bürger, Herr Rouſſeau, meynte es auch; aber eben der iſt es, welchem der Herr von Büffon aus dem Traume hilft. Der große Naturlehrer beweiſet ihm, daß der Menſch im Zuſtande der Natur ſich nie mit Kräutern, Saat und Früchten begnüget, ſondern daß er ſich jederzeit, wie die meiſten andern Thiere, mit Fleiſch zu ernähren geſucht habe. Er iſt überzeugt, daß ein Menſch, der gar kein Fleiſch zu eſſen bekommen könnte, zum wenigſten in unſern europäiſchen Ländern, weder leben, noch ſein Geſchlecht erhalten könnte. Die Entkräftung würde ihn tödten. Es würde ihm an organiſchen Theilchen mangeln, welche die von der Art unſerer Körper erſetzen könnten; und er würde höchſtens nur ein ſchwaches ſchmachtendes Leben füh-

führen. Der Herr von Büffon zweifelt auch nicht, daß sogar die Thiere, welche nur von Gewächsen leben, ihrer besondern Struktur ungeachtet, Fleisch würden essen lernen können. Er bemerkt, daß die Schaafe, Kühe, Ziegen und Pferde nicht nur auf Milch und Eyer, welches doch thierische Speisen sind, recht begierig, sondern auch keinesweges abgeneigt sind, klein gehacktes und mit Salz gewürztes Fleisch zu speisen. Hieraus schließet er, daß der Geschmack für das Fleisch und die vesten Speisen, welche dem Körper vorher, ehe sie ihn nähren, zum Ballaste dienen, gleichsam der allgemeine Geschmack aller Thiere, und daß er dem Menschen allezeit mehr oder minder nothwendig sey.

Kommen Sie nur nicht mit Ihren Brachmanen! Der Herr von Büffon ist schon mit diesem Einwurfe fertig. " Sehet jene fromme Einsiedler, sagt er, die sich von allem enthalten, was Leben hat; die aus heiligen Bewegungsgründen die Gaben des Schöpfers hinwegwerfen; die sich das Reden verbieten, die Gesellschaft fliehen, und sich in heilige Mauern einschließen, an welchen sich die Natur bricht. In diesen Freystätten, oder vielmehr in diesen Gräbern der Lebendigen, wo man nichts als Tod in sich zieht, verkriechen sie sich mit ihren abgezehrten Gesichtern und erstorbenen Augen, und schauen alles um sich her mit schmachtenden Blicken an. Sie scheinen bloß von der trocknen Luft zu leben. Sie nehmen Nahrung zu sich, ohne doch ihrer Nothdurft damit abzuhelfen; und ob sie gleich ihr Eifer noch hinhält, indem der Zustand des Hauptes auf den Zustand des Körpers seinen Einfluß hat, so können sie es doch bey dieser grausamen Enthaltsamkeit nur wenig Jahre aushalten. Sie leben nicht sowol, als sie eines beschleunigten Todes sterben, und ihr Tod ist kein Beschluß des Lebens, sondern vielmehr das Ende ihres Sterbens. " Sehen Sie, mein Herr, wenn hierdurch Ihr Einwurf nicht gehoben ist, so ist doch wenigstens mit vieler Beredtsamkeit darauf geantwortet. Kein Mönch in der Welt wird diese sinnreiche Beschreibung lesen können, ohne sich halb todt zu schä-

men,

men, daß er dick und fett ist, besonders wenn er gar so unverschämt gewesen seyn sollte, das funfzigste Jahr zu überleben. Indessen dies sind nur die Mönche. Nun kommen noch die Brachmanen selbst. Was diese betrifft, so wird Ihnen Herr von Büffon sagen, daß sie nicht sowol ein Volk, als vielmehr nur eine Secte sind, und daß sich ihre Religion, so uralt sie auch ist, doch eben nicht über die Grenzen ihres Clima ausgebreitet habe. Er wird Sie belehren, daß ihre Lehre von der Seelenwanderung ihnen das Fleischessen verboten, und daß diese Religion von allen Seiten dumm sey. Merken Sie sich dieses alles wohl, was der Herr von Büffon auf den Einwurf von den Brachmanen antwortet, die nie thierische Speisen essen, und doch so alt werden. Merken Sie es sich wohl; denn dieses ist es alles.

Sie werden nunmehr mit viel Umständen begriffen haben, mein Herr, daß wir darum Fleisch essen müssen, damit es uns nicht an organischen Theilen fehlen möge, und daß die Thiere, die kein Fleisch fressen, daran sehr unrecht thun, ausgenommen, daß sie nicht Menschenfleisch fressen. Die armen Thiere! Nun wird es erst über sie hergehen. Aber wer kann ihnen helfen? Zum Fleischessen sind wir gemacht; denn darum haben wir Zähne. Sie aber sind gemacht, gegessen zu werden; denn darum läßt sich ihr Fleisch käuen. Es ist freylich Schade um das schöne Vieh; aber Vieh ist Vieh, und es hat noch Ehre genug davon, daß sein Fleisch gewürdiget wird, sich in menschliche organische Theilchen zu verwandeln, welche der Herr von Büffon vielleicht auf ein einziges gutes Wort für lauter menschliche Seelen erklären würde. Wenigstens scheint etwas, das diesem Bekenntnisse sehr ähnlich sieht, in der folgenden Stelle zu liegen, die ich in der Grundsprache behalten will, um nichts darinn zu verändern. Er redet von der Seelenwanderung, die die Brachmanen annehmen.

On a sçu avant nous, que tous les êtres animés contenoient des molécules indestructibles, toujours vivantes, & qui passoient de corps en corps. Cette vérité

adoptée par les Philoſophes & enſuite par grand nombre d'hommes, ne conſerva ſa pureté que pendant les ſiècles de lumière: une révolution de ténèbres ayant ſuccedé, on ne ſe ſouvint des molécules organiques vivantes que pour imaginer que ce qu'il y avoit de vivant dans l'animal étoit apparemment un tout indeſtructible, qui ſe ſéparoit du corps après ſa mort. On appella ce tout une *Ame*, qu'on regarda bientôt comme une être réellement exiſtant dans tous les animaux, & joignant à cet être fantaſtique, l'idée réelle, mais defiguréé du paſſage des molécules, on dit, qu'après la mort cette ame paſſoit ſucceſſivement & perpetuellement de corps en corps, &c. Heißt dieſes nicht eben ſo viel, als daß der Herr von Büffon glaubt, es ſey, nach der Religion der Brachmanen, die menſchliche und jede thieriſche Seele ein bloß phantaſtiſches Weſen, welches der unwiſſende Pöbel aus dem verhunzten Begriffe der lebendigen organiſchen Theilchen geſchmiedet habe? Hat aber der Pöbel aus dieſen wahren organiſchen Theilen die phantaſtiſchen Dinge geſchmiedet, welche er Seelen nennet; ſo wird gewiß ein ſo viel weiſerer Mann, als der Herr von Büffon iſt, beßer wiſſen, daß dieſe phantaſtiſchen Seelen nichts anders, als lebende organiſche Theilchen, ſind. Nun erſetzen wir aber durch die thieriſchen Speiſen den täglichen Abgang der abgenutzten organiſchen Theilchen, und alſo kann es nicht fehlen, daß ſie uns den Stoff zu demjenigen geben, was der unwiſſende Pöbel Seele genennt hat. Dieſes iſt aber, wie ich ſage, Ehre genug für die Beſtien, die wir ſpeiſen; und da unſtreitig an uns mehr gelegen iſt, als an ihnen, ſo iſt es uns nicht allein erlaubt, ſondern es iſt auch unſere Schuldigkeit, Thiere zu ſpeiſen. Verſtehen Sie dieſes? Es iſt ein Beweis in allen Formen; und wenn Ihnen dieſer noch nicht genug iſt, ſo will ich Ihnen unſere Erlaubnis, Thiere zu ſpeiſen, auf noch eine andere Art, und zwar aus einem Traume von Krügern erweiſen, welcher Sie wieder aufmuntern wird, woferne Sie der vorige Beweis etwa zum Gähnen gebracht haben ſollte.

"Mir

te, daß ich vor dem Throne des Jupiters ſtünde,
oße Menge von Thieren, die ich nicht einmal alle
ich kannte, befand ſich zugleich mit mir daſelbſt.
nich darüber, daß man mich unter das Vieh ge-
Thörichter Menſch! rief mein Genius, weißt du
ß heute Gerichtstag gehalten wird, und daß die
an dieſem Tage erfordert, jedermann zu hören;
Ochſe noch Eſel ausgeſchloſſen iſt? Dieſes habe
ßt, war meine Antwort; aber ich hoffe doch, daß
meinen Sklaven zuerſt Gehör geben werde? So-
n Jupiter. Immer, ſchrie er, habe ich meine Noth
Thiere. Der Streit unter euch wird gewiß niemals
eht doch bey den Menſchen in die Schule, und lernet
Ach, großer Jupiter! riefen ſie mit unendlich man-
Sprachen, dieſe ſind es eben, worüber wir uns be-
Man läßt uns ſolche Ungerechtigkeit wiederfahren,
nziges Geſchlecht von uns unterlaſſen hat, an Ew.
nen Geſandten mit hieher zu ſchicken. Sollte man
ken, ein jedes von dieſen wunderlichen Geſchöpfen
:n, über uns eine allgemeine Herrſchaft zu beſitzen;
das Aergſte iſt, ſo glauben ſie, daß ſie uns tödten kön-
n es ihnen beliebt. Ja, ſchrieen die Hunde aus vollem
ſes iſt wahr. Denn eben der, welcher itzt vor euch ſte-
nſer abgeſagter Feind. Er hat unſern Brüdern die
ufgeſchnitten, um ſeine Neugierigkeit an der Bewe-
ſerer Gedärme zu vergnügen. Er hat ihnen das Herz
leibe geriſſen, um zu ſehen, ob unſere Seele, wie der
, in die Ferne zu wirken vermögend wäre; und wir
blutige Thränen weinen, wenn wir an alle die Grau-
:n gedenken, die er an unſern Brüdern und Schweſtern
hat. Denn, ohne Ruhm zu melden, unſere Familien ſind
lreich. Ich wollte anfangen, mich zu verantworten;
wie wäre es mir bey dem Geſchreye der Ochſen, Eſel,
und Elephanten möglich geweſen? Der Lärm ward ſo
daß Jupiter ſeinen Donner ergriff, und dadurch eine all-
ne Stille zuwege brachte. Ihr Beſtien! rief er, kann nicht
nach dem andern reden? Elephante, du großer Lümmel,
den Anfang. Der Elephant bückte ſich, und kniete vor
Jupiter nieder. Ich danke Ewr. Majeſtät unterthänigſt,
h er, daß Sie mir dieſen Vorzug einräumen, auf welchen
ie Größe meines Leibes und Verſtandes gewiſſermaßen ein
t ertheilet. Ich kann aber verſichern, daß ich mit den Men-
vollkommen zufrieden bin. Es iſt wahr, ſie ſaugen uns

auf eine liſtige Weiſe, indem ſie unſere Gattinnen überreden, uns in einen engen Gang und Fallgraben zu locken, aus welchem wir keinen Ausgang finden können. Es iſt wahr, daß ſie unſere Füße mit ſpaniſchem Rohre binden. Aber alles dieſes, was wir für Uebel halten, ſind unerkannte Wohlthaten. Denn wenn wir hernach zu Verſtande kommen, ſo wiſſen wir nicht, wie wir unſern Wärtern genug dafür ſchmeicheln ſollen. Sie geben uns nicht nur das ſchönſte Eſſen, ſondern ſie tractiren uns auch mit Weine, von welchem köſtlichen Getränke die andern dummen Elephanten, die niemals in die große Welt gekommen ſind, gar nichts wiſſen. Wir machen ihnen dafür hundert Schmeicheleyen, wenn ſie uns die Ehre anthun, einen ihrer kleinen Jungen auf unſern Rüſſel zu ſetzen. Auch können wir nicht mit Wahrheit ſagen, daß ſie einen unſerer Mitbrüder geſchlachtet hätten. Nur zweyerley Arten von Arbeiten kommen uns bedenklich vor. Die eine beſteht darinn, daß wir das Amt der Scharfrichter verwalten müſſen, und die andere, daß ſie uns in den Krieg führen. Denn ſie vergraben bisweilen andere Menſchen bis an den Kopf in die Erde, und zwingen uns, ihnen mit unſern Zähnen die Köpfe abzuſchmeißen. Im Kriege morden wir, und werden ermordet. Allein, weil ſie wohl wiſſen, daß dieſes wider unſere Elephantiſchheit iſt; ſo bringen ſie uns allemal vorher die Menſchlichkeit bey, indem ſie uns durch ſtarke Getränke des Verſtandes, und dadurch zugleich des Mitleidens berauben. Doch wir denken, es ſind Menſchen, und jedes Thier hat ſeine Art. Daher halten wir ihnen dieſe Kleinigkeit gerne zu gute, da ſie ſie durch die Hochachtung erſetzen, welche ſie unſern Zähnen nach dem Tode erweiſen. Eine Laus, welche von dem Führer des Elephanten auf deſſen Kopf gefallen war, liſpelte, nachdem er ſchwieg: Mein Patron hat Recht, auch uns ernähren die Menſchen; und ob ſie uns ſchon zerknicken, wo ſie uns finden, ſo iſt es doch immer ihr Grund und Boden, worauf ſie uns antreffen. Warum ſind wir ſo verwegen, ihre Köpfe zu Bergwerken zu machen. Indeſſen deucht mir doch, man ſollte leben und leben laſſen. Das dächte ich auch, fing die Ente an zu ſchnattern. Der verdammte Kindermord! Neulich haben ſie mir alle meine Söhne und Töchter genommen, und ich bin meines Lebens keinen Augenblick ſicher. Welche Undankbarkeit! Welche Undankbarkeit! rief der Hahn, mir haben ſie meine Frau gefreſſen. Sie haben meine Kinder umgebracht; und ihre Grauſamkeit iſt ſo weit gegangen, daß ſie ſie in den Eyern vor ihrer Geburt verſchluckt haben. Auch

unſer

unser Blut schreyet um Rache! brüllte der Ochse, und die meisten vereinigten sich mit seiner Stimme. Das Pferd wollte noch etwas von seiner Sklaverey sagen; allein, Jupiter machte durch einen neuen Donner ein allgemeines Stillschweigen. Liebste Thiere, sprach er, wann werdet ihr doch die Gesetze lernen, die ich euch gegeben habe? Wisset ihr denn nicht, daß es einem jeden unter euch erlaubt ist, so lange zu leben, und so viel Ergetzlichkeiten zu genießen, als er nur kann? Der Gewalt kann ja niemand widerstehen. Indessen wollte ich euch Menschen wol rathen, eure Verhaltungsbefehle gegen die Thiere nachzusehen, welche, wo ich nicht irre, in eben dem Bande sind, worinnen sich der Schenkungsbrief des großen Constantins befindet. Ihr würdet gewiß darinnen finden, daß euch nach dem thierischen Kriegsrechte erlaubt sey, die Thiere umzubringen, wenn ihr euch aus Hunger dazu genöthiget sehet. Zu anderer Zeit wollte ich lieber, daß ihr es bleiben ließet. Ihr seyd ja alle meine lieben Kinder, vom Menschen an bis auf die Laus, und ich habe meine Wohlthaten so gleich unter euch ausgetheilet, als es mir möglich gewesen. Ist einer unter euch in einem Stücke ein bischen klüger, als der andere, so ist er gewiß in dem andern desto dummer. Gehet also hin, und vertraget euch brüderlich; und schärfe du dieses, sprach er zu mir, insonderheit deinen Mitbrüdern, den Menschen, ein. Sage ihnen von meinetwegen, daß sie mehr Achtung gegen die Thiere bezeigen, und ihre Narrheit nicht so weit treiben sollen, daß sie glaubten, die Kälber des Saturns wären um ihrentwillen gemacht. Denn ihr seyd zu allem fähig, nachdem einer von euch America verschenkt hat, ohne vorher gewußt zu haben, daß ein solches Land in der Welt sey. Endlich erweckte mich das Getümmel, welches bey dem Weggehen der Thiere entstand, wobey ich bemerkte, daß die größern immer die kleinern todt traten, und daß sie dieses thaten, ohne es selber zu wissen. „

Ich bin, u. s. w.

Phil. Caro.

Druck-

Druckfehler
im fünften Theile des Arztes.

Druckfehler.	Wie sie zu ändern.
S. 24 von unten Z. 6 Leckerheit —	Lockerheit.
— 28. Z. 18 hätte — —	hätten.
— 116 von unten Z. 2 Spiegeln —	Spiegel.
— 119 von unten Z. 9 pflanzt —	theilt.
— 134. Z. 26 nie ein, daß ich —	nie ein, ohne zu träumen, daß ꝛc.
— 135. Z. 5 die kürzere — —	der kürzere.
— 136. Z. 5 Mourſa — —	Nourſe.
— 139. Z. 17 hitzige — —	ſitzige.
— 140. Z. 6 Gurata — —	Surate.
— 146. Z. 18 und — —	wird ausgeſtrichen.
— 152. Z. 18 ſie — —	ſie ſie.
— 177. von unten Z. 15 da man ſogar Theile findet. —	da man ſogar in dem durch die Kunſt gereinigten Waſſer noch immer einen großen Ueberfluß fremder Theile findet.
— 178. Z. 24 Topfſtein — —	Tophſtein.
— 179. Z. 13 Meran — —	Mairan.
— — Z. 18 Salzes halten —	Salzes zu halten.
— 180. Z. 9 die Wärme des Wäſſers —	die Wärme das Waſſer.
— 184. Z. 21 an — —	in.
— 211. Z. 4 Snorro — —	Snorro.
— 217 von unten Z. 9 Mundſalben —	Wundſalben.
— 220. Z. 6 Nach den Worten: die ſüßen, muß ein Punkt folgen.	
— 224. Z. 2 Poſten — —	Poſſen.
— 232. Z. 1 Cabigula — —	Caligula.
— 263. Z. 22 Nahrungsſäfte, ehe man gut ꝛc. — —	Nahrungsſäfte, durch nichts leichter hervorgebracht werde, als durch nahrhafte Speiſen und Getränke, welche man gut ꝛc.
— 289. Z. 17 lehreten — —	lehrete.
— 294. Z. 12 agonam — —	agonon.
— 296 von unten Z. 3 Straußen —	Straußen.
— 362 von unten Z. 9 blieben —	bleiben.

Digitized by Google